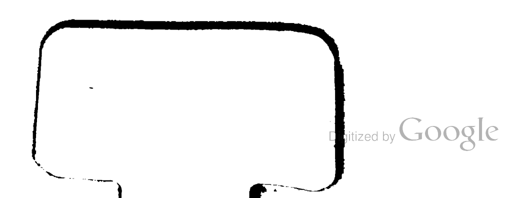

VE
RI
TAS



Historisches Taschenbuch.

Sechste Folge. Zwölfter Jahrgang.



Historisches Taschenbuch.

Begründet von Friedrich von Raumer.

Herausgegeben

von

Wilhelm Maurenbrecher.

Sechste Folge. Zwölfter Jahrgang.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1892.

Inhalt.

Vom Vorabend des Befreiungskrieges 1813.

Von

Professor Dr. Wilhelm Oncken in Gießen.

Mit der Absicht, im russischen Heere den Feldzug gegen die Franzosen mitzumachen, war der preußische Oberst Hermann von Boyen[1], Scharnhorst's Freund und Mitarbeiter bei dem Werk des Neubaus der preußischen Armee, am 25. Oktober 1812 in Petersburg angekommen und in dem großen Gasthof des Herrn Demuth an der Newa abgestiegen. Hier wohnten der Freiherr vom Stein und E. M. Arndt[2]; mit ihnen ein ganzer Kreis deutscher Landsleute, die im Begriff waren, eine deutsche Legion zu bilden. Die namhaftesten unter diesen Patrioten waren Graf Chasot, Major von Clausewitz, Hauptmann von Mohnhaupt, Hauptmann von Stülpnagel u. a. Einer der ersten Besuche Boyen's galt dem Oberstlieutenant von Schöler, der seit dem Frieden von Tilsit als heimlicher Gesandter Preußens in Petersburg lebte, dem Anschein nach nur ein Privatmann, in Wahrheit aber in beständiger Verbindung mit dem Kaiser, der ihm persönlich großes Vertrauen und Wohlwollen schenkte und ebenso auch in beständigem Briefwechsel mit dem preußischen Hof. Während seiner Anstellung im Cabinet hatte Boyen selber den amtlichen Geheimbriefwechsel mit ihm geführt.

Mit Schöler kam Boyen dahin überein, daß das unvermuthete Glück, das ihn gerade in diesem Augenblick nach Peters-

[1] Erinnerungen aus dem Leben des General-Feldmarschalls Hermann von Boyen. Aus seinem Nachlaß im Auftrag der Familie herausgegeben von Fr. Nippold (Leipzig 1889) II, 238 fg.

[2] Vgl. dessen: „Meine Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn Heinrich Karl Friedrich vom Stein" (Berlin 1858).

burg geführt hatte, benutzt werden müsse, um auch ohne förmlichen Auftrag die Wiederherstellung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen Rußland und Preußen zu betreiben. In diesem Gedanken ging Boyen zu dem Grafen Liewen, mit dem er, als er Gesandter in Berlin war, viel verhandelt hatte; dieser übernahm es, ihn beim Kaiser anzumelden, und machte ihn bekannt mit dem Kanzler Romanzow, dem Herzog von Oldenburg und dem britischen Botschafter Lord Cathcart. Mit Schöler nahm Boyen an einem großen Kirchenfest theil, das in Anwesenheit des Kaisers und seiner ganzen Familie zur Feier der täglich einlaufenden Siegesnachrichten veranstaltet ward. Der Kaiser bemerkte ihn und ließ ihn unmittelbar nach der Feier durch Graf Liewen fragen, ob er geneigt sein würde, mit einem persönlichen Auftrag an den König, seinen Herrn, sogleich abzureisen. Auf seine bejahende Antwort wurde er aufgefordert, sich noch an demselben Abend im Winterpalast einzufinden, wo ihn der Kaiser selbst zu sprechen wünsche. Im Erdgeschoß des Palastes wurde ihm eine bestimmte Thür angegeben, vor der er sich um 9 Uhr einzufinden hatte. Pünktlich war er an der bezeichneten Stelle und wurde nach leisem Anpochen durch einen alten Kammerdiener schweigend durch einen dunklen Flur, dann eine Treppe hinauf in einen mäßig erhellten Corridor geführt, schließlich in ein Zimmer eingelassen, in dem er den Kaiser fand, wie er an einem mit Landkarten belegten Tische stehend Briefe öffnete. Ueber Gang und Inhalt der Unterredung, die nun folgte, haben wir außer dem Bericht, den Boyen alsbald für den König erstattete[1], eine Aufzeichnung, die er im Jahre 1836 am 18. Juli aus der Erinnerung darüber niederschrieb.

Nach der letzteren hat der Kaiser, der bekanntlich die Gabe fließender Rede und fesselnder Darstellung in hohem Maße besaß, in einem ausführlichen Rückblick auf den Krieg an den Maßnahmen seiner sämmtlichen Generale eine sehr herbe Kritik geübt, dabei mit großem Nachdruck betont, wie sein eigener Plan,[2]

---

[1] A. a. O., Beilage 42, S. 520 fg.
[2] A. a. O. S. 125, 126; vgl. mit S. 408—10.

Schlachten zu vermeiden und den Krieg in die Länge zu ziehen, durch den Erfolg aufs glänzendste gerechtfertigt worden sei, und nach dem ersteren schließlich gesagt:

„Ich weiß, man hat allgemein geglaubt, daß ich nicht Contenance behalten, sondern nach den ersten Unfällen Frieden schließen würde. Ich glaube mit großen Opfern und auf den Trümmern von Moskau jetzt genügend das Gegentheil bewiesen zu haben. Wer indeß noch zweifeln sollte, dem wird hoffentlich meine Anerkennung der Cortes in Cadiz und des Königs von Neapel und Sicilien ein hinreichender Beweis sein, welches mein Zweck ist!"

In der That, der Glaube war allgemein gewesen, der Kaiser Alexander werde in Moskau wiederholen, was er in Tilsit schon einmal gethan hatte, und dieser Glaube war es, der die Minister der deutschen Mächte Preußen und Oesterreich so tief unglücklich machte. Hatte Hardenberg in seinem Brief vom 4. September 1812 dem Grafen Metternich geklagt über die „Charakterschwäche" des Czaren, über die Zerfahrenheit, die in den Plänen Rußlands und ihrer Ausführung herrsche, aber immerhin die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß Napoleon im russischen Klima seinen Meister finden werde, so wollte Graf Metternich in seiner Antwort vom 5. Oktober sogar von dieser Möglichkeit keine Wendung in der Haltung des Kaisers Alexander erwarten. Er legte das vollständige Glaubensbekenntniß ab, daß er bei Alexander auf keinerlei Festigkeit rechne, auf keinen Zusammenhang in den gegenwärtigen und künftigen Plänen des russischen Cabinets, auf keinerlei entscheidende Ergebnisse zu seinen Gunsten durch den Einfluß des Klimas und der Hilfeleistung, welche die russischen Generale sich vom Herannahen des Winters zu versprechen schienen. Thorheiten, die einmal in so ungeheurem Maßstab begangen worden seien, wieder gut zu machen, wäre ein solches Maß von Kraft des Geistes und Charakters nöthig, daß er die Möglichkeit leugne, daß dieselben Menschen, die durch irrige oder ganz verfehlte Berechnungen einen Staat an den Rand des Abgrundes gebracht hätten, ihn davon zurückreißen könnten. Mit den Worten: „der unverzeihlichste Leichtsinn, der vollständigste Mangel an Verstand und Berechnung, polternder Uebermuth an

Stelle der Kraft"[1] — vollendete er das Bild, das er sich nun einmal von der Politik des durch Graf Romanzow berathenen Kaisers gemacht hatte. Aber diesmal war dem Kaiser Unrecht geschehen. Ein Friedensschluß mit dem „Kaiser von Moskau", der ohne Zweifel in einer Auftheilung Preußens zwischen Rußland, Westfalen, Sachsen und vielleicht noch Oesterreich bestanden hätte, erfolgte nicht. Vielmehr erfolgte der engste Anschluß an England, dem der Kaiser, wie uns Lord Cathcart erzählt[2], zu ihrem Schutz und noch mehr zur Verbürgung seiner eigenen Treue die ganze Flotte anvertraute, und damit im Verein ein Ernst der Kriegführung und eine Entwickelung der russischen Waffenmacht, die alles bisher Erlebte übertraf. „Ich habe, berichtet Lord Cathcart am 18. Oktober, „die Genugthuung, versichern zu können, daß Seine Kaiserliche Majestät fortfährt, die militärischen Operationen mit unvermindertem und verheißungsvollstem Erfolg und mit unablässiger, stetiger und schneidiger Ausdauer zu betreiben. Ich habe dieser Tage von Sr. Maj. Befehl erhalten, meinem Hof bei erster Gelegenheit die Versicherung seiner unerschütterlichen Entschlossenheit in dieser Sache zu geben. Ich bin glücklich hinzuzufügen, daß des Kaisers Bemühungen in diesem Kampf von allen Ständen seiner Unterthanen unterstützt werden durch die unzweideutigsten Beweise glühenden Feuereifers."

Ein Beweis seiner Ausdauer in dem Entschluß zur kräftigen Fortführung des Krieges lag auch in dem Plane, mit Preußen und Oesterreich Verhandlungen anzuknüpfen. Mit der Sendung nach Berlin war, wie wir oben sahen, Boyen betraut worden. Die Sendung nach Wien übernahm Lord Walpole, Secretär der britischen Botschaft am russischen Hof und aus Anlaß der ihm ertheilten Aufträge wollen wir aus den noch unbenutzten Papieren des Public Record Office zu London Mittheilungen

---

[1] Beide Briefe s. mein „Oesterreich und Preußen im Befreiungskrieg" I, 6—19.

[2] Das Zeitalter der Revolution, des Kaiserreichs und der Befreiungskriege, II, 518, 519.

machen, die theils die Erzählungen Boyen's vervollständigen und berichtigen, theils zur Beleuchtung der Geheimpolitik dieser Tage überhaupt beitragen werden.

Daß der Kaiser von Oesterreich selber die Hersendung eines britischen Agenten erbeten hatte, erfuhr Boyen vom Botschafter Lord Cathcart selbst, der ihn gleich nach seiner ersten Audienz beim Kaiser durch General Dörnberg zu sich bat und ihn für Lord Walpole um allerlei Auskünfte ersuchte, die er mit seinen in Wien gesammelten Notizen denn auch sehr leicht geben konnte. Die Weisungen für Wien ertheilte der Botschafter dem Lord Walpole am 31. Oktober in einem ziemlich umfangreichen Schriftstück, aus welchem einige Ausschnitte willkommen sein werden. Ueber das Verhältniß Rußlands zu Oesterreich sagt der Botschafter:

„Im Hinblick auf die vermuthliche Lage des Beherrschers der Franzosen und seiner Armee bat ich den Kaiser, mich mit seinen Gesinnungen gegenüber Oesterreich bekannt zu machen. Ich erfuhr da mit Befriedigung, daß die freundschaftlichen Gesinnungen Sr. Kaiserlichen Majestät gegenüber dem Kaiser Franz nicht erschüttert und daß sogar Versicherungen hierüber vom ersteren an den letzteren unmittelbar ergangen sind. Die Hauptursachen der Verstimmung, auf welche Graf Metternich anspielt, sind beseitigt: so der Plan einer Heerfahrt nach Dalmatien und die russische Besetzung der Grenze von Siebenbürgen. Andrerseits bestimmt den Kaiser die Hochherzigkeit, die in seinem Charakter liegt, die Umstände ohne Befangenheit (with candour) zu würdigen, unter welchen das durch den Vertrag mit Frankreich ausbedungene Hilfscorps vom Fürsten Schwarzenberg verwendet worden ist, und vorausgesetzt, daß über den Buchstaben der Verpflichtung hinaus keinerlei Hilfeleistung erfolgt, wird daraus auch kein Gefühl verletzter Empfindlichkeit entstehen. Während eine österreichische Streitmacht fortfährt, in Rußland einzudringen, wäre es zu viel verlangt, daß Se. Kaiserl. Majestät unter allen Umständen die Grenze Oesterreichs achten sollte. Wenn aber Oesterreich nur neutral werden wollte, würde Kaiser Alexander es mit Freuden wieder in den Besitz seiner ursprüng-

lichen Grenze gelangen sehen, und wenn es gar seinen Streitkräften eine andere, seinem eigenen Heil und seiner eigenen Sicherheit angemessenere, sowie dem Gemeinwohl förderlichere Richtung geben wollte, so würde Se. Kaiserl. Majestät es mit Befriedigung in die Lage kommen sehen, sich eine Gebietsausdehnung, besonders nach der Seite Italiens hin zu verschaffen, und der Kaiser ermächtigte mich, diese Versicherung bei guter Gelegenheit ausdrücklich zu betheuern."

Aus diesen Sätzen ergibt sich, daß der britische Botschafter von dem verabredeten Scheinkrieg, welchen Fürst Schwarzenberg führte, nichts gewußt hat, daß ihm der ununterbrochene Geheimverkehr zwischen dem russischen und österreichischen Hof im Jahre 1812 überhaupt unbekannt gewesen ist.[1]

Die Aufträge, welche Lord Walpole in Wien ausrichten sollte, waren am Ende in folgenden Punkten zusammengefaßt:

1) Oesterreich zu bestimmen, daß es die Gelegenheit ergreife, seine politische Verbindung mit Frankreich aufzuheben durch Frieden und Bündniß mit Rußland und durch Aufgebot all seiner Streitkräfte, um einmal Rußland und anderen Mächten ein Beispiel zu geben, durch deren unmittelbare Anstrengungen die durch Frankreichs Waffen und Politik verursachten Wirren beendigt werden können und um sodann alle Versuche der Bildung einer neuen Streitmacht in Deutschland für einen neuen Feldzug zu vereiteln.

2) Wenn sich Aussicht bieten sollte auf solch großes Ergebniß, wird Ew. Lordschaft nach allen erreichbaren Nachrichten erwägen, wie die Stimmungen in Tirol und in der Schweiz in Bezug auf eine Schilderhebung beschaffen sind. Hierüber werden Sie die beste Auskunft beim Grafen Hardenberg erhalten, der Ihnen auch vielleicht Agenten nennt, die mir unbekannt sind. Die ungeheuren Verluste, welche das bairische Heer in Rußland erlitten hat, müssen die militärische Kraft dieses Landes ganz erheblich vermindert haben. Auch können Sie geltend machen, daß soweit meine Kenntniß im allgemeinen

---

[1] Zeitalter der Revolution 2c. II, 492—496.

geht, einige Aussicht ist auf günstige Stimmung am Hofe von Dänemark.

3) Sollte sich ein entschiedener und vollständiger Wechsel des Systems nicht hoffen lassen, so würde es gelten, eine vollständige Neutralität zu erzielen und wenn vollständige Neutralität nicht sollte zu erlangen sein, eine bedingte Feindschaft (qualified hostility) eingeschränkt in die engsten Grenzen der Bestimmungen des Vertrages.

4) Wenn Sie vom Kaiser Alexander reden, wollen Sie sich sorgfältig nach den Aeußerungen Sr. Kaiserlichen Majestät selbst richten, so wie sie im Anfang des Schreibens angegeben sind.

5) Wenn das Glück es fügte, daß Sie beim österreichischen Cabinet eine ernste Neigung fänden, für die allgemeine Sache thätig aufzutreten, und eine hinreichende Aussicht auf Zusammenwirken, um eine Einladung nach der Schweiz und nach Tirol zu wagen, und eine Geldsumme unbedingt nothwendig wäre, um die letztere in Bewegung zu bringen, so sind Sie vertraut mit dem äußersten Betrag der mir anvertrauten Mittel. Ich halte diese Mittel für verwendbar in jedem Fall, in dem ohne ihre Verwendung entweder der allgemeinen Sache der größte Schaden geschähe oder eine entscheidende That unausführbar wäre. Haben daher die in jenem Theil Europas für unsere Regierung thätigen Personen andere Mittel nicht zur Hand und könnten nur durch Spendung begrenzter Geldhilfe (limited supply) diese Aufstände in Verbindung mit wirklichen Anstrengungen Oesterreichs in Thätigkeit gesetzt werden, so könnte ich's zu diesem Zwecke auf mich nehmen, zwischen heute und dem nächsten Februar Gelder herbeizuschaffen im Betrage von höchstens der Hälfte der Summe, die ich Ihnen genannt habe, wobei immer vorbehalten bleibt, daß solche Zahlungen, wenn sie durchaus unerläßlich sind, doch nur in Raten unter Anrechnung des Marktwerthes gemacht werden könnten.

Diese Auseinandersetzung ist auch ein Beitrag zur Geschichte der Kriegführung des englischen Goldes in der Zeit Napoleon's. Wie pflegte dieser zu fluchen über das Gold des perfiden Albions und wie sehr war er im Irrthum über die Freigebigkeit.

mit der es gespendet ward. Wenn es in Strömen versprochen war, so ward es in Tropfen verausgabt. Am liebsten wurde es ganz zurückgehalten und am häufigsten wurde es zur falschen Zeit und am falschen Orte hergegeben.[1]

Schließlich wurde Walpole beauftragt mit Rücksicht auf das persönliche Misverhältniß, das zwischen Graf Metternich und dem Reichskanzler Graf Romanzow bestand, dem ersteren zu sagen, wenn er Eröffnungen zu machen habe, die er dessen Minister nicht anvertrauen wolle, so sei Lord Cathcart mit Vergnügen bereit, dieselben dem Kaiser persönlich zu bestellen.

Diesen Weisungen fügte der Botschafter am 2. November noch einen Brief für Graf Metternich hinzu, welcher folgendermaßen lautete:

„Herr Graf!

In meiner Eigenschaft als Botschafter Sr. Britischen Majestät bei dem Kaiser aller Reußen habe ich die Ehre mich an Ew. Excellenz zu wenden, um Ihnen Mylord Walpole, Secretär der Botschaft am Hofe von St. Petersburg vorzustellen.

Der augenblickliche Stand der militärischen und politischen Angelegenheiten Europas läßt mich glauben, daß es für das Gemeinwohl von größtem Werthe ist, daß alle Höfe unter sich die Mittel freien Verkehrs herstellen. Die Grundsätze des meinigen sind bekannt. Aber die Lage der Dinge bringt es mit sich, daß der Briefwechsel zwischen London und Wien nur langsam ist. Ich habe von Sr. Königl. Hoheit dem Prinz-Regenten von Großbritannien den Befehl, jede Gelegenheit zu benutzen, um den österreichischen Hof zur Wiederaufnahme der alten Verbindung einzuladen. Zu diesem Behuf hat Mylord Walpole sich bereit erklärt, mit Wissen und Beihilfe Sr. Kaiserl. Majestät, die Reise nach Wien zu unternehmen, um die Ehre zu haben, sich mit Ew. Excellenz zu besprechen, um Ihnen ein Bild zu geben von dem Stand des Krieges, von der Lage der Armee, welche sich erkühnt hat, in Rußland einzudringen,

[1] S. die Geschichte der Subsidienzahlung an Preußen. Oesterreich und Preußen, II, 492 fg.

und von dem Umfang der Riesenkräfte, welche der Kaiser gerüstet hat zu seinem Schutze; und um unserem Hofe die Beruhigung zu verschaffen, daß von seiner Seite nichts versäumt worden ist, um eine Vereinigung herbeizuführen, die so wichtig wäre vielleicht für Oesterreich, aber sicherlich für ganz Europa. Ich nehme mir also die Freiheit bei Ew. Excellenz Mylord Walpole zu beglaubigen, als eine Persönlichkeit, welche das volle Vertrauen ihrer Regierung genießt und von den Absichten der Nordmächte alle erforderliche Kenntniß hat.

Mit Wärme ergreife ich diese Gelegenheit, Sie, Herr Graf, der Hochachtung zu versichern, mit der ich die Ehre habe zu sein

Ew. Excellenz
sehr ergebener und ganz gehorsamer Diener
(gez.) Vicomte Cathcart.

St. Petersburg, den $\frac{21.\ \text{Okt.}}{2.\ \text{Nov.}}$ 1812."

Was Lord Walpole hiernach in Wien vorzutragen hatte, war also sehr bescheidener Natur. Nur zu bitten hatte er, nichts zu fordern, nur zu versprechen, nicht zu drohen. Für actives Bündniß war Vergrößerung, für Neutralität, d. h. Austritt aus dem Krieg war Wiederherstellung der alten Grenzen und für „begrenzte Feindseligkeit", d. h. Fortdauer der damaligen Haltung, immerhin dankbare Zufriedenheit in Aussicht gestellt, irgendein Nachtheil aber auch in diesem Falle nicht von ferne angedroht.

Ganz anders lauteten die Aufträge, welche Boyen bei seinem König auszurichten hatte.

Ein rechter Uebelstand ist es nun, daß Boyen von keinem seiner beiden für den König bestimmten Berichte angegeben hat, wann und wo sie geschrieben sind, und ebensowenig innerhalb dieser Berichte genau gesagt hat, an welchen Tagen seine beiden Unterredungen mit dem Kaiser und seine wiederholten Gespräche mit Romanzow stattgefunden haben.

Von der ersten Unterredung mit dem Kaiser berichtet er, „gleich nach seiner Ankunft in Petersburg", habe ihn der Kaiser

durch den Grafen Liewen fragen lassen, ob ꝛc. Aber damit steht nicht recht im Einklang, was er in seinem Text erzählt über Besuche, die er vorher gemacht, und über das Kirchenfest, bei dem ihn der Kaiser erst bemerkt hat, sodaß zweifelhaft bleibt, ob die erste Unterredung noch auf den Abend des 25. Oktober, des Tages seiner Ankunft in Petersburg, gesetzt werden darf. Auf den Tag seiner zweiten Unterredung mit dem Kaiser können wir nur aus dem Vermerk schließen, welchen er über das gleich darauf gefolgte Gespräch mit Romanzow macht. Von diesem sagt er, es habe „noch in derselben Nacht und unmittelbar vor seiner Abreise“[1] stattgefunden. Da er nun im Text S. 259 sagt, abgereist sei er am 13. November, so müssen diese beiden Unterredungen in die Nachtstunden des 12. November verlegt werden.

Was hat nun der Kaiser Alexander seinem einstigen Freund und Bundesgenossen durch den Oberst Boyen zu wissen thun wollen?

Hier bat er nicht, sondern forderte — er stellte nicht die Wahl zwischen Bündniß, Neutralität und begrenzter Kriegführung, sondern verlangte einen vollständigen Systemwechsel, für dessen militärische und politische Einleitung er folgende Vorschläge machte. „Ich habe Grund zu glauben, daß die Ueberreste der französischen Armee in einer solchen Verfassung in Preußen ankommen werden, daß die Truppen Ihres Königs in Vereinigung mit ihren Landleuten genügend sein würden, dem ganzen Ding ein Ende zu machen; halten die Herren in Berlin das aber für zu gewagt, so scheint mir der folgende Gang so einfach als gefahrlos. Das Heranrücken der russischen Truppen gibt die natürliche Veranlassung, da die französische Armee für den Augenblick keinen Schutz gibt, durch neue Einziehungen die Besatzungen von Graudenz und Colberg so viel als nur möglich zu verstärken, dies ebenfalls zur Erhaltung der Neutralität von Schlesien so bedeutend als möglich zu thun.“ Diesen Schritt, meinte der Kaiser, könne man unter Berufung auf das

[1] A. a. O. S. 525.

Gebot der allgemeinen Sicherheit öffentlich thun, denn der Augenblick sei gekommen, eine würdevolle Sprache anzunehmen. Aus den nothwendig gewordenen Rüstungen ergebe sich von selbst, daß den Franzosen die Versorgung ihrer Armeen und ihrer Besatzungen in den preußischen Festungen erschwert würde. Das war die militärische Einleitung des Systemwechsels; über die politische sagte der Kaiser, er wünsche, daß der König sich mit Oesterreich in ein näheres Einverständniß setze, um mit diesem, wenn es dazu geneigt sein sollte, gemeinsam vorzugehen. Er erwarte hiernach vom König die Bestimmung, wo und auf welchem Punkt, wie und welcher Art er eine Unterstützung wünsche, um darauf einen gemeinschaftlichen Operationsplan zu ordnen. Eine weitere Ausführung über solch militärisches Zusammenwirken schloß er mit den Worten:

„Sie sehen also, worauf es ankommt. Ich verlange von Ihrem Könige nicht allein auf Grund unserer früheren Verhältnisse, sondern seiner eigenen Erhaltung wegen, daß er den gegenwärtigen günstigen Augenblick benutze und mit mir in dem Kampf, der die Sache aller Fürsten ist, gemeinschaftliche Sache mache, in diesem Falle garantire ich ihm nicht allein alle seine gegenwärtige Besitzungen, sondern mache mich auch anheischig, nicht eher Frieden zu schließen, als bis Se. Majestät der König entweder in den Besitz ihrer alten verloren gegangenen Provinzen in Deutschland sind oder durch andere (wozu namentlich Sachsen mir gelegen scheint) auf eine angemessene Art entschädigt werden. Wenn Seine Majestät der König auf diese Bedingungen sich mir nähert, so werde ich mit Vergnügen es vergessen, daß preußische Truppen gegen mich gefochten haben; sollte der König aber unglücklicherweise bei seiner unnatürlichen, ihm hauptsächlich gefahrvollen Verbindung bleiben, so muß ich dieses bei der gegenwärtigen Lage der Sache als eine persönliche gegen mich gerichtete Kriegserklärung ansehen und ich halte mich auf den Fall sowol bei dem König als bei der Nachwelt durch diese meine Aufforderung hinreichend gerechtfertigt, wenn ich im Laufe des Krieges zur Zerstückelung des preußischen Staates mitwirken muß.“

Beim Abschied rief er ihn noch im Vorzimmer zurück, um ihm noch einmal einzuschärfen, Oesterreich, das schon jetzt mit England unterhandle, könnte wol versuchen, still sitzen zu bleiben, um beim Frieden dennoch zu gewinnen, Preußen aber sei dazu nicht in der Lage; Preußen würde bei solchem Versuche, von Allen verlassen, rettungslos untergehen; er selbst würde sich dann außer Stande sehen, der allgemeinen Stimme entgegenzuhandeln; die preußischen Provinzen seien so gelegen, daß sich überall Liebhaber dazu finden würden. Das Wiener Cabinet aber zu „richtiger und entschlossener Ansicht der Dinge" zu bringen, dürfe er nichts unversucht lassen. Er könne erwarten, daß ihm der König diesen Wunsch nicht versagen werde!

Hier also hieß es einfach: Anschluß oder Vernichtung. Und im Falle des Anschlusses ward auch nur Rückgabe oder Ersatz der in Deutschland verlorenen Länder — von den polnischen war nicht die Rede — aber keineswegs Wiedererstattung des ganzen früheren Umfanges der Monarchie und noch viel weniger eine Vergrößerung derselben in Aussicht gestellt. Aus den „Erinnerungen" fügen wir hinzu, daß Kaiser Alexander schon bei dieser Gelegenheit ausgesprochen hat, er habe vor, das Herzogthum Warschau für Rußland zu erwerben und davon nur den Strich an Preußen herauszugeben, welcher zu einer freien Verbindung Westpreußens mit Schlesien nöthig sei; für das übrige sollte Sachsen als Ersatz dienen, gegen dessen König der Kaiser sehr starken Widerwillen kund gab. Als Beglaubigung gab er dem Obersten ein eigenhändiges Schreiben an den König mit, welches wegen der Gefahr, daß der Ueberbringer gefangen ward, ohne Anrede und ohne Unterschrift, einfach lautete:

„Ich rechne darauf, daß die Erinnerung der Freundschaft auch meine Hand ohne Unterschrift erkennen wird und bitte diese Zeilen als Creditiv für den Abgeber anzusehen." (S. 257).

Während seines immerhin neunzehntägigen Aufenthaltes in Petersburg hatte Boyen mit Staatsmännern und Generalen häufig und unbefangen genug verkehrt, um, was der Kaiser von einer Vergrößerung Rußlands auf Kosten Polens und Preußens

theils sagte, theils ahnen ließ, viel ernsthafter zu nehmen als alle Versicherungen seiner Freundschaft und Opferwilligkeit. Von der Weichsel als Rußlands natürlicher Westgrenze sprach man wie von einem Wassergraben, der unbedingten Schutz gegen jeden neuen Landeseinbruch biete und nach den vielen reichen Domänen in Ostpreußen und Litauen, aus denen so schöne Gnadengeschenke für Generale und Günstlinge herauszuschlagen waren, nach ihrer Zahl und ihrem Werth, wurde Boyen von vornehmen Leuten so oft und so offenherzig ausgefragt, daß ihm ob ihrer Beutegier ganz unheimlich zu Muthe ward. Mit Bezug auf die Ansicht über das Endziel des laufenden Krieges unterschied Boyen drei Parteien. Von der ersten berichtet er, sie wolle gar keine Eroberungen machen, dagegen durch Bündnisse und Handelsverträge sich billigen Vortheil sichern. Von ihr sagt er selbst, sie sei die kleinste, und er nennt keinen einzigen Mann von Namen, der ihr angehöre, und auch keinen Kreis von Männern, innerhalb dessen ein Anhänger derselben gesucht werden könne. Die zweite Partei umfaßte so ziemlich alle Militärs und war der Meinung, daß Rußland die Weichsel in ihrer vollen Ausdehnung zur Grenze haben müsse. Ihr hatte der Engländer Wilson ein militärisches Werk zu dank geschrieben, das nur zu vielen Beifall in der Armee gefunden hatte. Auf Stein's Betrieb, sagt Boyen, hatte Lord Cathcart diesen Wilson von der Armee abberufen, damit er dort nicht noch mehr Unheil stifte, und Stein selbst hatte alles aufgeboten, diesen Gedanken in London und Petersburg zu bekämpfen; „die Domänen in Ostpreußen sind, dies wird laut gesagt, ein unwiderstehlicher Reiz für hungerige Leute". Endlich gab es eine dritte Partei, das war die zahlreichste, sie zählte eine Menge Anhänger in Warschau und gewann deren in Krakau; sie hatte eine mächtige Unterstützung „in einer Person in Petersburg" und wollte die Herstellung von Polen für den zweiten Bruder des Kaisers, „jedoch zur Belebung des freien Handels (so sagen sie) in so weiten Grenzen, daß dadurch der preußische Staat eigentlich vernichtet würde".

Wie stand der Kaiser zu diesen drei Parteien? Boyen

sagt darüber in seinem zweiten Bericht: „Der Kaiser scheint zwischen den Wünschen der ersten und letzten Partei unter gewissen Bedingungen zu schwanken, jedoch muß man nicht vergessen, daß fortdauerndes Kriegsglück auch die besten Ansichten verändern kann, wenn wir uns nicht durch Traktate und England sichern; hierüber kann ich mich nur mündlich erklären!“

Die Zurückhaltung, mit der sich Boyen hier gerade über die entscheidende Frage äußert, erklärt sich daraus, daß er im Interesse seines Auftrages glaubte, bei seinem König den Eindruck hervorzurufen, als ob er es in der Hand hätte, durch schleunigen Anschluß dem Schwanken des Kaisers ein Ende zu machen und ihn unwiderruflich von allen für Preußen nachtheiligen Plänen zu befreien. Wir wissen heute, daß er zu der ersten Partei, d. h. derjenigen, die für Rußland nichts als Verträge gewollt, niemals gehört hat, daß er von vornherein fest entschlossen war, das Herzogthum Warschau festzuhalten und ein an Rußland angeschlossenes Polenreich daraus zu machen, von dem Preußen mehr als etwa das heutige Posen nicht erlangen solle, und daß er nur mit Bezug auf die preußischen Lande rechts von der Weichsel noch nicht mit sich im Reinen war. Für die Weichselgrenze aber hatte er sich damals doch schon mehr gebunden, als Boyen ahnen konnte.

Hierüber geben nun die Papiere des Lord Cathcart willkommene Auskunft.

Die Botschaft, die ihm für den russischen Hof aufgetragen war, hatte Lord Cathcart bereits in Abo in Finnland angetreten, wo er auf der Reise nach Petersburg Ende August eingetroffen war, als sich dort Kaiser Alexander mit seinem Kanzler Grafen Romanzow noch aufhielt, nachdem er eben eine wichtige Zusammenkunft mit dem Kronprinzen von Schweden, dem ehemaligen Marschall Bernadotte, gehabt hatte. Der Kronprinz hatte Abo am späten Abend des 28. August verlassen, als Cathcart ankam und von Graf Romanzow sofort in die wunderliche Lehre eingeweiht wurde, unter deren Einfluß eben in Abo die Veranstaltung eines schwedisch-russischen Nebenkrieges gegen Dänemark beschlossen worden war, während der Haupt-

krieg gegen Napoleon doch wahrlich ernst genug war, um nicht einen einzigen Mann und nicht ein einziges Roß für andere Gegenden entbehrlich zu machen.

„Bonaparte“, ließ sich dieser weise Mann vernehmen, „ist ein Mann von einzigem Talent, aber sein System ist, sich immer ganz auf ein einziges Geschäft zu beschränken, und seiner Ausdauer in diesem Gange hat er vielleicht oft seinen Erfolg zu danken gehabt; aber gerade deshalb ist jede Unterbrechung, die ihm bereitet wird, um seinen Blick auf andere Theile des Globus zu lenken und seine Mittel wie seine Aufmerksamkeit auf vielerlei Gegenstände zu zerstreuen, der einleuchtendste Plan, um gleichzeitig die Ueberlegenheit seines Talentes zu entwaffnen und seine Kraft zu schwächen.“ Das war die alte Lehre von den „Diversionen“, nach denen Napoleon erfahrungsmäßig nie gefragt, durch die er sich niemals hatte verleiten lassen, sich auch nur vorübergehend von der feindlichen Hauptmacht abzuwenden, in deren Vernichtung die Entscheidung lag. Selbstverständlich war der Graf denn auch ein Bewunderer der glänzenden „Diversion“, welche die Briten unter Lord Wellington durch den glorreichen Krieg in Spanien machten und die bekanntlich so wirksam war, daß nicht einmal die Riesenheerfahrt nach Moskau dadurch gehemmt, geschweige denn verhindert ward. Ganz nach demselben bewährten Muster war nun auch in Abo eine „Diversion“ im Norden von Europa beschlossen worden und zwar eine solche, die wenn es nach den Wünschen des Grafen Romanzow ging, noch viel weiter vom Schauplatz der Hauptentscheidung hätte abgezweigt werden sollen. Für dies Unternehmen, von dem wir sogleich Näheres erfahren werden, erwartete der Graf die wirksamste Geldunterstützung Englands, und Lord Cathcart, getreu der britischen Regel, nie zu vergessen, daß England vor allen Dingen ein großes Handlungshaus ist, versäumte nicht, schon jetzt anzupochen, ob nicht der im März 1807 erloschene Handelsvertrag wenigstens für jetzt erneuert werden könnte, worauf der Graf Romanzow erwiderte, auf diese Sache sei er nicht vorbereitet, aber in Petersburg werde er alsbald darauf eingehen und zwar in der versöhnlichsten Stimmung;

seit seinem Austritt aus diesem Amt habe er sich mit Handelssachen nicht abgegeben und in das Bereich des damit betrauten Fachministers nicht eingegriffen. Am 29. August ward Lord Cathcart vom Kaiser selbst empfangen, der sich über seine Unterredung mit dem Kronprinzen ungemein zufrieden aussprach, und am Abend des 30. August wurde ihm der Vertrag vorgelesen, der über den schwedisch-russischen Dänenkrieg eben geschlossen worden war. Da derselbe noch nicht veröffentlicht ist, wird man die Mittheilung des Textes nach der Abschrift, welche Lord Cathcart seiner Depesche vom 30. Oktober (11. November) beigelegt hat, dankenswerth finden.

Der Vertrag bestand aus einem Vorwort und 9 Artikeln und lautete:

„Se. Majestät der Kaiser Aller Reußen und Se. Majestät der König von Schweden haben erkannt, daß bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge in Europa den Bestimmungen des am 24. März (5. April) d. J. zu Petersburg zwischen ihnen geschlossenen Bündnißvertrages eine größere Entwickelung gegeben werden müsse, um den Augenblick zu beschleunigen, in welchem Seine Majestät der König von Schweden auf dem Festland Deutschlands zu Gunsten Rußlands eine Diversion unternehmen könnte, und sind, erfüllt von dem lebhaftesten Wunsch, den zwischen ihnen bestehenden glücklichen Einklang fester und fester zu kitten, dahin übereingekommen, durch ihre Bevollmächtigten eine zweite Zusatzabkunft zu dem oben erwähnten Schutz- und Trutzbündniß entwerfen und abschließen zu lassen, welche Bevollmächtigte in Folge dieser Ermächtigung beschlossen und gezeichnet haben was folgt:

„I) Se. Majestät der Kaiser Aller Reußen verpflichtet sich, das Hilfscorps, das durch die Artikel IV und VIII des oben berührten Vertrages an Schweden versprochen und unter die Befehle Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen von Schweden gestellt worden ist, auf die Stärke von 35000 Mann aller Waffengattungen zu erhöhen, von denen 25000 Ende September oder früher, wenn es die Umstände gestatten, an die Küsten von Schonen befördert und die übrigen 10000 Mann Ende No-

November ihnen folgen sollen, insoweit die Jahreszeit und die Ueberfahrt keinen Aufschub verursachen.

II) Was den Oberbefehl, den Unterhalt und die Beförderung dieses Hilfscorps angeht, so wird man sich richten nach den Artikeln XI, XIII, XIV des Bündnißvertrages vom 24. März (5. April), sowie nach dem Inhalt des Artikels II der vom 3./15. Juni zu Wilna geschlossenen Zusatzabkunft, deren auf ein Corps von 15—18000 Mann russischer Truppen beschränkte Bestimmungen jetzt angewendet werden sollen auf die Gesammtheit des in diesem Artikel festgestellten Corps.

III) Sobald die im ersten Artikel erwähnten 25000 Mann russischer Truppen an dem zwischen beiden Mächten verabredeten Punkt der schwedischen Küste angekommen sind, verpflichtet sich Se. Majestät der König von Schweden, seinerseits zuerst die Operationen gegen die dänischen Inseln zu eröffnen, in der Weise und unter den Bedingungen, die zwischen den hohen Vertragsmächten bereits in dem erwähnten Bündnißvertrag und seiner Zusatzabkunft vereinbart sind.

IV) Im Falle, daß Se. Majestät der König von Dänemark sich nicht bestimmt sähe, das Königreich Norwegen freiwillig an Schweden abzutreten und seine Truppen mit der vereinigten russisch-schwedischen Armee zu gemeinsamem Kampf gegen den gemeinsamen Feind zu verbünden, und man so genöthigt würde, Seeland anzugreifen, so tritt Se. Majestät der Kaiser aller Reußen auf die Nachricht, daß die britische Regierung verlangt hat, es dürfe über die Insel Seeland nur im gemeinsamen Einvernehmen der drei Mächte verfügt werden, sein Anspruchs- und Eroberungsrecht auf diese Insel an Se. Majestät den König von Schweden ab, dem wegen des Uebrigen überlassen bleibt, sich mit Sr. Majestät dem König von Großbritannien und Irland zu verständigen. Jedoch behält sich Se. Majestät der Kaiser aller Reußen vor, dem, was zwischen Schweden und Großbritannien vereinbart und beschlossen werden wird, seine Gewährleistung zu ertheilen.

V) Als Entgelt für das Entgegenkommen, das Se. Majestät der Kaiser aller Reußen hierin beweist, erklärt der König von

Schweden, falls in Folge der Kriegsereignisse von der genannten Majestät beim Friedensschluß mit dem gemeinsamen Feinde die Grenzen des russischen Reiches bis zur Weichsel ausgedehnt werden sollten, daß er diesen Gebietszuwachs des russischen Reiches als eine wohlverdiente Folge der Anstrengungen betrachten wird, welche es gegen den gemeinsamen Feind gemacht haben wird, und verbürgt ihm deren Besitz. Se. Britische Majestät wird gleichfalls eingeladen werden, Sr. Majestät dem Kaiser aller Reußen eine ähnliche Versicherung und Bürgschaft zu geben.

VI) Was die Diversion angeht, welche die vereinte russisch-schwedische Armee in Deutschland oder anderwärts unternehmen soll, so werden die darauf bezüglichen Bestimmungen, welche in dem Bündnißvertrag vom 24. März (5. April) und in der Zusatzabkunft getroffen sind, zur beständigen und unwandelbaren Vorschrift dienen.

VII) Als Beweis der persönlichen Freundschaft, welche Se. Majestät der Kaiser aller Reußen Sr. Königl. Hoheit dem Kronprinzen von Schweden widmet, und des lebhaften Wunsches, den Se. Majestät hegt, den Interessen seines Verbündeten entgegenzukommen, verpflichtet sich Se. Majestät der Kaiser, Schweden durch ein Darlehen von einer Million Rubel behilflich zu sein, zahlbar binnen acht Monaten vom Austausch der Genehmigungen dieser Vereinbarung gerechnet. Die erste Zahlung wird erfolgen einen Monat nach diesem Austausch und wird sich auf 300000 Rubel belaufen. Der Rest wird nach und nach innerhalb des verabredeten Zeitraumes und in gleichen Beträgen zur Auszahlung gelangen. Sr. Majestät dem Kaiser aller Reußen steht frei, diese Summe ganz oder zum Theil entweder in Anweisungen oder in Körnern und Mehl abzutragen. Se. Majestät der König von Schweden verpflichtet sich in der feierlichsten Weise, dieses Darlehen zurückzuzahlen 16 Monate nach der Vereinigung Norwegens mit Schweden und um jeder Meinungsverschiedenheit über den Werth der fraglichen Summe zuvorzukommen, wird man sich nach dem Wechselcurs richten, der in Schweden zur Zeit der Auszahlung des Darlehns in Billeten der russischen Bank besteht, und der Ueberschuß,

welcher sich dabei in schwedischem Bankgeld ergibt, wird als Zins für die getilgte Summe gelten. Was die Körner und die Mehle angeht, mit denen man das Darlehn entrichten könnte, so wird man den Werth derselben nach dem zur Zeit der Lieferung geltenden Preise berechnen und dieser Preis wird in schwedischem Bankgeld angeschlagen nach dem jeweiligen Wechselcurs bestimmt werden.

VIII) Alle Bestimmungen, welche in dem Bündnißvertrag vom 24. März (5. April), wie in der Zusatzabkunft von Wilna vom 3./15. Juni enthalten sind und die durch gegenwärtige Abkunft keinerlei Veränderung erlitten haben, werden hier erneuert und bestätigt in der förmlichsten und wirksamsten Weise.

IX) Um in der Folge jedes Hinderniß der Ausführung des oben erwähnten Bündnißvertrages zu heben, werden die beiden hohen Vertragsmächte ihre Bitten bei der britischen Regierung erneuern, um deren förmlichen Beitritt zu eben diesem Bündnißvertrag und zur Vereinigung Norwegens mit Schweden zu erlangen. Diese zweite nachträgliche und geheime Vereinbarung zu dem am 24. März (5. April) dieses Jahres in Petersburg unterzeichneten Schutz- und Trutzbündniß wird dieselbe Kraft und Geltung haben als ob sie Wort für Wort in dem Vertrag selber stände. Sie wird von den beiden hohen Vertragsmächten genehmigt und die Genehmigungen werden in guter und giltiger Form in St. Petersburg ausgetauscht werden, innerhalb vier Wochen vom Tag der Unterzeichnung oder früher, wenn dies möglich ist.

Zu Urkund dessen haben wir Unterzeichneten in Kraft unserer Vollmachten diese Abkunft unterzeichnet und das Siegel unserer Wappen daran gesetzt.

Geschehen zu Abo den 18./30. August des Jahres der Gnade achtzehnhundertzwölf

der Graf Nikolas Romanzow (L. S.)
der Graf Loewenhielm (L. S.)

Geheimer Nebenartikel.

In dem gemeinsamen Wunsche, dem gegenwärtigen Bündniß die Kraft und das Gepräge eines Familienvertrages (pacte

de famille) zu geben, verpflichten sich die hohen Vertragsmächte gegenseitig, falls irgendeine Macht versuchen sollte, die Sicherheit und Ruhe Rußlands oder Schwedens zu stören, zur Verhütung oder Abwehr so feindseliger Pläne sich mit den nöthigen Hilfstruppen zu unterstützen, die jedoch nie die Zahl von 12—15000 Mann übersteigen werden.

Dieser Geheime Nebenartikel wird dieselbe Kraft und Geltung haben, als wenn er Wort für Wort in der heute unterzeichneten Zusatzabkunft zu dem Schutz- und Trutzbündniß stände.

Geschehen zu Abo den 18./30. August 1812.

Gez.: der Graf Nikolas Romanzow
der Graf Loewenhielm."

Lord Cathcart erklärte sofort, als ihm der Vertrag verlesen war, noch am Abend des 30. August, daß er in keiner Weise ermächtigt sei, den Beitritt Englands zu diesem Vertrag zu erklären oder zu versprechen. Mit Bezug auf die Insel Seeland hielt er für nothwendig zu betonen, daß Sr. Majestät Regierung unter keiner Bedingung eine Abmachung zulassen könne, wonach beide Seiten des Sund in die Hände einer und derselben Macht kommen würden, daß aber der Vorschlag einer Ausdehnung Rußlands bis zur Weichsel sicherlich niemals dem Hof zu London in den Sinn gekommen sei. Der Graf Romanzow überraschte ihn durch die Seelenruhe, mit der er merken ließ, die Weigerung des Beitritts zu dem Artikel in Bezug auf die Weichselgrenze erscheine ihm durchaus nicht sehr befremdlich (not very extraordinary), obgleich er ihn doch äußerst passend finde als Gegenstück zu dem Artikel über die Verstärkung der russischen Truppenhilfe.[1]

Viel wichtiger als für England war dieser Artikel für Preußen. Was hat Lord Cathcart von seiner Kenntniß desselben gegenüber dem Oberst Boyen für einen Gebrauch gemacht?

[1] Das Vorstehende aus den Depeschen Cathcart's vom 30. August.

Boyen erzählt[1], Lord Cathcart habe ihn noch in den ersten Tagen nach seiner Ankunft mit Schöler zu sich gebeten zu einer Zusammenkunft auf abends 11 Uhr, habe dabei den natürlichen Antheil, den England an der Erhaltung Preußens nehme, entwickelt und „mit einer (bei einer so verschlossenen Natur, wie Lord Cathcart ist, in Erstaunen setzenden) Offenheit über mehrere Pläne gesprochen, welche man gegen preußische Küstenprovinzen hätte", und die er, wie wir sahen, in seinem zweiten Bericht näher besprochen hat.[2] Schließlich habe er hinzugefügt, wenn Preußen selbst handeln wollte, könne es auf die möglichste Unterstützung Großbritanniens rechnen; verhehlen könne er aber nicht, „daß wenn Preußen in der Partei Frankreichs bliebe, England wider seinen Willen zur Erhaltung der Freiheit von Europa endlich auch auf solche Projekte eingehen müsse, die der Existenz Preußens schädlich sein könnten".

Ueber sein Gespräch mit Boyen haben wir das Zeugniß Cathcart's selbst.

In einer Depesche vom 11. November (30. Oktober) 1812, die er mit „secret" bezeichnet, spricht er von der Sendung Boyen's, ohne ihn zu nennen, indem er sagt:

„Bei Erwägung der Angelegenheiten Oesterreichs habe ich nicht verfehlt, auch denen Preußens Aufmerksamkeit zuzuwenden. Ich habe darüber mit dem Kaiser gesprochen und seine Gesinnung äußerst versöhnlich gefunden, doch habe ich früher keine Gelegenheit gehabt, mich in eine unmittelbare Verbindung mit einer seinem Hofe angehörigen Person zu setzen, jüngst aber eine interessante und vertrauliche Unterredung mit Personen hier gehabt, welche in der Lage sind, solche Mittheilungen zu machen. Ich habe nachdrücklich vorgestellt, wie wichtig es für Preußen sei, sich in eine möglichst unabhängige Stellung zu versetzen, nicht blos mit Rücksicht auf das allgemeine Wohl, sondern auch auf seine eigene Lage gegenüber den Ansprüchen anderer Mächte, welche einen thätigen Antheil nehmen könnten sofort, wenn eine

---

[1] Erinnerungen, II, 526.

[2] S. oben S. 15.



plötzliche Auflösung der augenblicklich herrschenden Dynastie Frankreichs eintreten sollte.

Ich habe einigen Grund zu glauben, daß diese Betrachtung ihr Gewicht äußern wird. Ich glaube, daß die Mittel vorhanden sind und eine Person ist im Begriff abzureisen, welche in die Lage kommen wird, dem Geist Seiner Preußischen Majestät und seiner Minister diese Erwägung dringend einzuschärfen (press). Ich selbst habe mich dem Baron Hardenberg in Erinnerung gebracht und ihn zum Briefwechsel eingeladen. Ihm wird von mir nahe gelegt werden, daß Se. Königliche Hoheit der Prinz-Regent immer mit Theilnahme auf die Lage Preußens geschaut hat und wie ich angewiesen bin, in meiner hiesigen Stellung alles aufzubieten, um jener Macht die Rückkehr zur Unabhängigkeit und zu ihrer früheren politischen Verbindung zu erleichtern, keinem Zweifel unterliegen könnte, daß Großbritannien zu diesem Zweck jede Unterstützung bieten wird, die vereinbar ist mit den Anstrengungen, die in anderen Ländern für die allgemeine Sache und namentlich für die jetzt schon unter Waffen befindlichen Mächte gemacht werden. Ew. Lordschaft wird sich erinnern, daß in dem Vertrag von Abo eine Ausdehnung der russischen Grenze bis zur Weichsel als mögliches Ergebniß künftiger Unterhandlungen erwähnt ist. Ich zweifle daran nicht, daß in jeder Eröffnung, welche vom hiesigen Hofe an Preußen gemacht ist oder jetzt gemacht wird, einige Zurückhaltung in Bezug auf die frühere Grenze beobachtet wird, und ich habe ebensowenig einen Zweifel daran, daß eben daraus ein gewisser Argwohn in Preußen entstehen wird, zumal da es eine Sache betrifft, von welcher das persönliche Interesse vieler einflußreicher Personen in Berlin berührt wird. Ich habe deshalb versucht, der Person, die von hier abreisen wird, recht einzuprägen, wie gut es sein würde, jede Erörterung hierüber auszusetzen, weil sie unfehlbar zur Verschleppung führen und bewirken würde, daß der gegenwärtige Moment verloren ginge. Ich habe auch zu bedenken gegeben, daß es für jene Macht wünschenswerther sein würde, sich zufrieden zu geben mit einer ganz allgemein gehaltenen

Zusage seitens dieses Hofes, daß Preußen wiederhergestellt werden solle in Grenzen die seinem früherem Bestande[1] gleich oder nahezu gleich seien."

Den beiden Briten war natürlich nur daran gelegen, Preußen so schnell wie möglich ins Feuer zu schicken, wie einen Landsknecht, und ob ihm nachher beim Frieden zum Lohn dafür ganz Ostpreußen und der östliche Theil von Westpreußen abgeknöpft ward, war ihnen herzlich einerlei. Für einen Preußen war das freilich etwas ganz anderes. Boyen nahm, wie wir sahen[2], aus all dem, was ihm von den Plänen Rußlands auf Polen und die Weichselgrenze mitgetheilt ward, nicht blos den Antrieb mit fort, für schleunigen Anschluß Preußens zum Zweck der Befreiung von der Fremdherrschaft zu wirken, sondern auch die Ueberzeugung, daß dieser Anschluß nicht ohne Schutzvorkehrungen gegen solche Hintergedanken erfolgen dürfe. Er sah große Gefahren für Preußen, „wenn wir uns nicht durch Traktate und England sichern."

Auf England rechnete er ganz zuversichtlich und meinte sogar, daß für den schleunigen Anschluß Preußens „selbst Hannover der national=englischen Ansicht nicht als ein zu hoher Preis erschienen wäre".[3]

Was hätte er gesagt, wenn er gewußt hätte, was Lord Cathcart am Tage nach seiner Ankunft, am 26. Oktober, über eine Unterredung mit Graf Romanzow berichtete! Die Rede war von der Entschädigung, welche Dänemark für Norwegen erhalten sollte, und Lord Cathcart schreibt: „Ich hatt= jederzeit angenommen, daß Schweden bestimmt worden wäre, die Insel Rügen und Pommern abzutreten, aber ich finde nicht, daß das hier für ebenso gewiß gehalten wird, und es scheint mir nicht, daß eine derartige Verwendung jenes Gebietes mit Rücksicht auf spätere Abmachungen am hiesigen Hofe besonders ge=

---

[1] „In limits adequate or nearly adequate to her former consequence"; so steht in der mir vorliegenden Abschrift, offenbar aber verschrieben für constitution.

[2] S. oben S. 16.

[3] Erinnerungen, II, 258.

gewünscht würde, dagegen würde eine Gebietsausdehnung zwischen Weser und Ems hier kein Bedenken finden, selbst wenn dabei Jever und ein großer Theil der Herzogthümer Oldenburg miteingeschlossen würde, falls sich für den Herzog von Oldenburg an anderer Stelle und zu anderer Zeit eine Entschädigung fände. Ich hatte die Erklärung wiederholt, daß die Unverletzlichkeit der kurfürstlichen Lande Seiner Majestät bei jedem Entschädigungsplan geachtet werden müsse, und hatte ausgesprochen, daß ich nicht vorbereitet sei, mich über die Zweckmäßigkeit der Erhaltung der Hansestädte entschieden zu äußern. Mir scheint, daß die Erwerbung eines Theiles vom linken Ufer der Unterweser für Dänemark sehr wichtig sein und ein Hafen an der Ems ihm einen ungeheuren Gewinn einbringen würde.“ Aus diesem Bericht würde Boyen gesehen haben, daß in Sachen Hannovers die „national-englische Ansicht“ doch viel unzugänglicher war, als er glaubte, und daß für die beiden Höfe, die sich um den Anschluß Preußens jetzt bemühten, die Erwerbung Norwegens für Schweden, die Entschädigung Dänemarks für Norwegen auf deutsche Kosten viel wichtiger erachtet ward, als die Erhaltung Preußens selbst in seinem damaligen Bestand und als die Entschädigung Preußens für den ihm zugedachten Verlust von altpreußischen und neupolnischen Landen.

Auf Wunsch des Lord Cathcart reiste Boyen mit Lord Walpole gleichzeitig ab. Die Abreise beider erfolgte am 13. November, und die Ankunft beider in Radzilowo an der Grenze Galiziens fand statt am 2. December. Hier mußten sie Halt machen, weil die Weiterreise nach Brody, der ersten österreichischen Stadt, durch eine österreichische Quarantäne gesperrt war. Beide schrieben an das Generalcommando in Lemberg, um auf Grund ihrer Pässe die Erlaubniß zur Weiterreise zu erhalten. Lord Walpole erhielt sie auch und reiste nach Wien. Boyen aber erhielt sie nicht und mußte, all seiner Bittschriften ungeachtet, in dem schrecklichen Nest volle vier Wochen bleiben, bis ihm am 31. December von der österreichischen Grenz-Quarantäne ein Schreiben des Staatskanzlers Hardenberg zugeschickt ward mit Beifügen der Erklärung, daß er am nächsten Morgen

nach Galizien herüberkommen könne. Hardenberg schrieb ihm, er habe in Wien zwar seine ungehinderte Rückreise nach Berlin gefordert, bitte ihn aber, nicht unmittelbar nach Berlin, sondern nach Ratibor in Oberschlesien zu reisen, wo er mit einer vertrauten Person zusammen treffen werde und alles Weitere verhandeln könne. Mit einem österreichischen Passe, der auf den Namen „Baron Obeyn" ausgestellt war, reiste Boyen nach Schlesien, wo er am 6. Januar 1813 in Ratibor eintraf und als ein Gutsbesitzer aus der Bukowina auftrat, welcher Pferde und Vieh kaufen wollte. Nach ein paar Tagen trat Scharnhorst zu ihm ins Zimmer, der ihm, ebenfalls unter angenommenem Namen, im Auftrag Hardenberg's entgegengereist war und nun von den Verhältnissen im Vaterlande die neuesten Nachrichten brachte. Um dem Unheil vorzubeugen, das er aus der „Unentschlossenheit des Königs" und dem Treiben der Partei der „Maulwürfe" kommen sah, beschloß er, sogleich nach Potsdam zum König zu eilen und ihm die Gefahr seiner Lage mündlich vorzustellen. Diesen Beschluß führte er auch auf der Stelle aus; da es aber im tiefsten Geheimniß geschehen mußte, so wählte er statt der großen Straße, die über Breslau führte, den Weg durch das Gebirge über Neisse, Frankenstein, Hirschberg, Bunzlau auf Crossen ꝛc., kam glücklich mitten durch die Franzosen hindurch, die im elendesten Zustand aus Rußland zurückkehrten, nach Frankfurt a. O., entdeckte sich hier dem Postmeister, ließ durch diesen einen Brief an Hardenberg besorgen, dem er mittheilte, in Köpenick wolle er seinen Bescheid erwarten, und wurde hier am 21. Januar[1] durch den von Hardenberg ihm entgegengesandten Feldjäger Greulich mit der Kunde überrascht, daß der König „endlich diese Nacht nach Breslau abreisen würde", daß er sogleich dahin folgen sollte, die Oder aber bei Dyhernfurt überschreiten und dort weitere Anweisung erwarten müßte.

[1] Boyen giebt auch hier den Tag nicht an; ich vermuthe den 21. Januar, weil das eben der letzte Tag vor der Abreise des Königs war, welche übrigens nicht am Abend, sondern wie Hardenberg's Tagebuch ausdrücklich angibt, am Vormittag des 22. Januar erfolgte. (Oesterreich und Preußen, I, 133, 134.)

Je mehr wir von der Geheimgeschichte jener Tage erfahren, desto mehr erscheint die Reise des Königs nach Breslau als eine politische That ersten Ranges und zwar gerade als diejenige That, durch welche Rußland und Oesterreich wie dem eigenen Volk eine Bürgschaft[1] von unzweideutigstem Gepräge gegeben werden sollte und wirklich auch gegeben worden ist. Boyen muß nicht wenig erstaunt darüber gewesen sein, denn nach „Unentschlossenheit" sah dieser Schritt schlechterdings nicht aus.

Als er im Jahre 1836 seine „Erinnerungen" niederschrieb, hatte er nicht mehr gegenwärtig, daß er, obwol durch die eben erzählten Zwischenfälle verhindert, auf den König persönlich einzuwirken, gleichwol schriftlich eine Mahnung an ihn gerichtet hat, um ihm schleunigen Systemwechsel ans Herz zu legen. Aus den breslauer Papieren des Grafen Zichy habe ich s. Z. ein Schreiben Boyen's d. d. Radzilowo 8. December 1812 bekannt gemacht[2], welches Lord Walpole nach Wien mitgenommen, dort der Graf Hardenberg am 23. December an Ompteda nach Berlin weitergesandt und dieser endlich am 30. December dem Staatskanzler übergeben hat. Wir erinnern uns, daß ihm der Kaiser Alexander aufgetragen hatte, den preußischen Hof zur sofortigen Anknüpfung einer Anschlußverhandlung mit Oesterreich zu veranlassen, und wenn er nur in diesem Sinne geschrieben und etwa die Reise nach Breslau im Zusammenhang damit angerathen hätte, so würde zwar sein Brief, der erst am 30. December in Berlin eintraf, einen irgendwie entscheidenden Einfluß auf die ganze Wendung nicht mehr ausgeübt, er selbst aber sich wenigstens mit dem nächsten Haupt-

---

[1] Boyen erzählt S. 306: „Der Entschluß des Königs, nach Breslau zu gehen, hatte sich, trotzdem daß man bemüht gewesen war, ihn zu verheimlichen, doch mit unglaublicher Schnelle über die ganze Provinz verbreitet und überall eine freudige Zustimmung gefunden. Die Landleute riefen es beim Begegnen sich zu, daß der König abreisen wollte, überall frug man mich in den Wagen hinein, ob er schon abgereist sei, und wenn ich dies bestätigte, so begleitete eine Menge kerniger Adjektive Napoleon und seine Zukunft."

[2] Oesterreich und Preußen, I, 123, 124.

gedanken im Einklang befunden haben, der in Potsdam festgestellt worden war. Das hat er nun aber gerade nicht gethan. Er hat in seinem Schreiben den ungesäumten Anschluß an Rußland gefordert, weil sonst Ostpreußen verloren sein würde, hat auch von Seiten Oesterreichs bestätigende Eröffnungen hierüber angekündigt, aber eine Unterhandlung mit Oesterreich erwähnt er ebensowenig als eine Reise nach Breslau. Der Plan, nach dem diese beiden Maßregeln in Potsdam beschlossen worden sind, ist, nachdem der König schon am 17. December sich für Zusammengehen mit Oesterreich entschieden hatte, am 25. December von Hardenberg, Ancillon und Knesebeck entworfen[1], am 26. dem König überreicht und seine Ausführung am 4. Januar durch die Absendung des Obersten Knesebeck nach Wien eingeleitet worden. In jenem Plan vom 25. December lesen wir, nachdem die ungesäumte Absendung eines Bevollmächtigten nach Wien besprochen ist: „Sobald sich die Stimmung des Wiener Hofes als eine günstige betrachten läßt, muß der König und seine ganze Familie nach Breslau reisen, einmal um dort die Unabhängigkeit und Sicherheit zu haben, die ihm in Potsdam versagt ist, und sodann den anderen Souveränen eine Art von Bürgschaft dafür zu geben, daß man zum Aeußersten entschlossen ist.“

Trotz all seiner „Unentschlossenheit“ also hat König Friedrich Wilhelm, bevor Boyen sich ihm mündlich oder schriftlich nahen konnte, genau das beschlossen und gethan, was der Kaiser Alexander als ersten Schritt wünschte und durch Boyen ihm ans Herz legen wollte, ja sogar noch einen gleichfalls vorher schon beschlossenen bedeutungsvollen Schritt darüber hinaus, nämlich die Reise nach Breslau.

Die Haltung, welche Friedrich Wilhelm am Vorabend der Erhebung beobachtet hat, wird von denjenigen, die sie tadeln, zurückgeführt auf seine allbekannte Abneigung gegen „heroische“ Pläne und Entschlüsse. Ist diese Abneigung bei einem König

[1] Oesterreich und Preußen, I, 45, 46. Zeitalter der Revolution, II, 549.

ebenso zu beurtheilen wie bei jedem anderen? Ist der Kriegsentschluß eines Monarchen ebenso aufzufassen wie das Wagniß eines einzelnen Kriegers, der sich auf eine feuerspeiende Batterie losstürzt? Ist, wer das Leben von vielen Tausenden, die Habe von Millionen als Opfer fordert, in derselben Lage wie der, der blos sich selbst zum Opfer bringt?

Als unsere Väter die Geschichte der Napoleonischen Zeit lasen und schrieben, da lebten sie in einem Menschenalter tiefen Friedens, das Leiden und Gefahren großer Kriege nur noch aus Büchern kannte und den furchtbaren Ernst der Verantwortung eines Kriegsentschlusses gar nicht mehr zu würdigen verstand. Da ward es üblich, über Friedrich Wilhelm III. blos deshalb den Stab zu brechen, weil er über die Räthlichkeit oder Nothwendigkeit das Schwert zu ziehen bis 1806 und dann wieder bis 1813 so oft anderer Ansicht war als seine Räthe und die Mitwelt rings umher. Wenn aber unser Geschlecht, das die eiserne Zeit von 1859—1871 durchlebt hat, in ähnliche Urtheilsweise zurückverfallen sollte, dann muß ihm der Unterschied, der dabei immer verkannt wird, durch Zeugnisse von schlagender Beweiskraft klar gemacht werden.

Am Vorabend des Krieges, der Schleswig-Holstein befreit hat, sagte ein deutscher Minister in einem deutschen Parlament: „Man kann Vorsicht Furcht, man kann Muth Leichtfertigkeit nennen. Der Muth nimmt meines Erachtens diesen Charakter an, wenn man einer Regierung, die für das Wohl eines großen Landes verantwortlich ist, zumuthet, auch gegen die erdrückendste Uebermacht, die sich von Hause aus zu den Waffen herausstellt, Preußen zu den Waffen greifen zu lassen. Das kann eine Regierung nicht, das kann der Einzelne, der entschlossen ist, seine Person daran zu setzen. Eine Regierung hat nicht das Recht, das Land, dessen Schicksal ihr anvertraut ist, gegen eine von Hause aus erdrückende Uebermacht ohne Noth ins Feld zu führen, womit ich keineswegs gesagt haben will, daß in dem vorliegenden Fall uns eine solche erdrückende Uebermacht gegenüber stände."

Der Name dieses Ministers genügt, um jeden Verdacht zu

entfernen, als ob ihm zugetraut werden könnte, daß er jemals ohne Noth Furcht mit Vorsicht, Leichtfertigkeit mit Muth verwechselt hätte; es war der Ministerpräsident v. Bismarck, der jene Worte am 22. Januar 1864 im preußischen Abgeordnetenhause gesprochen hat. Und genau so wie der Minister hat sein Monarch gedacht. König Wilhelm scheute sich nicht, dem Erzbischof von Köln, der ihm am 27. Mai 1866 geschrieben hatte, um ihn vom „Bruderkrieg" abzumahnen, in einem langen Antwortschreiben vom 4. Juni einzugestehen: „Ich habe mit meinem Gott im Gebet gerungen, um Seinen Willen zu erkennen, und nur so habe ich, Schritt vor Schritt Preußens Ehre im Auge haltend, nach meinem Gewissen gehandelt". Und nach dem Kriege sagte er am 8. November 1866 zu Babelsberg dem Rittmeister a. D. von Arnstadt: „Sie glauben gar nicht, wie unendlich schwer es mir geworden ist, das Wort Krieg auszusprechen. Hätte ich es als Prinz und Soldat auszusprechen gehabt, wäre ich außer mir vor Freude gewesen; aber als König war ich mir meiner ganzen Verantwortlichkeit bewußt und zögerte so lange, als es nur irgend mit der Ehre Preußens verträglich war."[1] Wie aber derselbe Monarch im Juli 1870 mit dem Kriegsbefehl trotz empörender Herausforderungen so lange „gezögert" hat, bis er durch eine Kriegserklärung, die ihm im offenen Parlament entgegengeschleudert wurde, dazu gezwungen war, das ist ja ebenso weltbekannt wie die Thatsache, daß eben dies Verhalten den furor teutonicus im deutschen Volk recht eigentlich entfesselt hat für den Angegriffenen gegen den Angreifer, der ihn zur Nothwehr zwang. Und was im Jahre 1870, wie vorher im Jahre 1813 geschah, das erinnerte an das Gelöbniß, das Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1798 gegen den Prinzen Heinrich abgelegt hatte: wenn er sich je zum Krieg „gezwungen" sehe, dann werde es niemals ein „Krieg der Laune", sondern nur ein „Krieg von Nation gegen Nation" sein; „die Nation wird kämpfen für Haus

[1] L. Schneider, Aus dem Leben Kaiser Wilhelms (Berlin 1888) I, 332, 230.

und Herd, sie wird aufstehen wie ein Mann, um einen so verwegenen Angriff zurückzuweisen.[1]

Mit diesen Beispielen sollte nur an das Gefühl der Pflicht, der Verantwortung erinnert werden, das die Stellung eines Monarchen, eines Ministers von der des einzelnen Bürgers, des einzelnen Kriegers unter allen Umständen unterscheidet. Hier kam nun der Unterschied hinzu zwischen der Fülle von Macht, welche Preußen im Jahre 1864 besaß und im Jahre 1866 enthüllte, und der Lage, welche sein Schicksal im Januar 1813 war, als sein König zu Potsdam buchstäblich in der Kriegsgefangenschaft der Franzosen lebte und, um nicht bei der ersten verdächtigen Regung mit seiner Familie das Opfer eines Gewaltstreiches zu werden, die Rolle spielen mußte, deren erster Theil mit der scheinbaren Verleugnung York's begann und mit der Reise nach Breslau endete.[2]

In diesem ersten Abschnitt der Vorbereitung Friedrich Wilhelm's auf den Befreiungskrieg ist also Boyen eine Einflußnahme nicht verstattet gewesen; in Breslau erfolgte der zweite Abschnitt. Er begann mit der Wiederberufung Scharnhorst's am 28. Januar und leitete, während äußerlich das Bundesverhältniß mit Frankreich fortdauerte, mit den Rüstungsbefehlen, die am 8. und 10. Februar erschienen, und der gleichzeitigen Abreise Knesebeck's ins russische Hauptquartier, ganz unmittelbar zum Kriege selber über.

In diesen ersten Tagen nach der Ankunft des Königs in Breslau fand sich hier als Freiwilliger auch Leopold von Gerlach ein, der (geb. 1790) 1806 mit 16 Jahren in die Armee getreten, die Schlacht bei Auerstädt mitgemacht, dann Rechtswissenschaft studiert hatte, Referendar geworden war und nun in dem Kreis von Patrioten Aufnahme fand, in dem ihm später als dem Vertrauten Friedrich Wilhelm's IV. eine so bedeutende Rolle beschieden war. In seinen Denkwürdigkeiten findet sich aus den breslauer Januar- oder Februartagen folgende Aufzeichnung:

---

[1] Zeitalter der Revolution, II, 94.
[2] Zeitalter der Revolution, II, 549 fg.

„Hier in Breslau zweifelt niemand an dem Krieg, obschon Hardenberg sich im Theater viel und freundlich mit dem französischen Gesandten unterhält. Eine herrliche Zeit ist hier, alles lebt wieder auf, alles wirkt auf einen Zweck hin. Auf dem Wall, auf dem Ring, vor den Thoren exerciren Truppen, alles läuft herum sich auszurüsten und fast alle Handwerker arbeiten für den Krieg. Täglich kommen Fremde hier an, Dienste zu nehmen, täglich sieht man alte Bekannte und macht neue Bekanntschaften. Alles was von unseren Offizieren nach Spanien, Oesterreich, Rußland und außer Dienst gegangen war, kehrt zurück. Der König nennt diese Zeit mit Recht eine Auferstehung."[1] In diesen Worten überschauen wir die preußische Doppelpolitik mit *einem* Blick.

Die Scheinpolitik des Festhaltens am französischen Bündniß beobachtet man im Theater, wo der Staatskanzler dem französischen Gesandten schön thut; die wirkliche Politik beobachtet man auf den Straßen und Plätzen, wo die Erhebung und Waffenübung zum Befreiungskrieg im vollen Gange ist. Auf welcher von beiden Seiten aber das Herz des Königs ist, das zeigt er durch das Wort „Auferstehung", ein Wort, das nur denjenigen nicht allein überraschend, sondern geradezu unverständlich ist, die noch immer der Meinung sind, der König Friedrich Wilhelm sei damals der einzige Preuße gewesen, der nicht wie ein Preuße dachte und empfand.

Wo war nun Boyen während dieser Breslauer Tage und welches war seine Thätigkeit im Sinne der Aufträge des Kaisers Alexander?

In Dyhernfurt angekommen wurde er von dem schon erwähnten Feldjäger Greulich in Empfang genommen und nach dem nahe bei Breslau gelegenen Dorfe Scheitnig geleitet, wo ihm der Oberpräsident Merckel sein dort gelegenes Landhaus einräumte. Von Hardenberg erhielt er die Weisung, daß er nur immer abends,

---

[1] Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopold von Gerlach's, Generals der Infanterie und Generaladjutant König Friedrich Wilhelm's IV., I, 3.

wenn es ganz dunkel sei, zu ihm kommen und sich dabei eines Nebeneinganges bedienen möchte.

„Diese Vorsicht," sagt Boyen selbst, „war bei dem unentschiedenen Zustand unserer Angelegenheiten und da der französische Gesandte Marsan mit nach Breslau gekommen war, allerdings sehr nothwendig."[1]

Also außerhalb Breslaus hat er gewohnt und nur zur Nachtzeit mit Hardenberg verstohlene Zusammenkünfte gehabt. Was ist nun bei diesen Zusammenkünften vorgefallen? Hardenberg hat ihm bei der ersten Unterredung dieser Art bitterlich geklagt über die „Unentschlossenheit" des Königs und in „höchster Bewegung" erzählt, einmal bei einem Vortrag in Charlottenburg sei es geschehen, daß, nachdem er alle Gründe, um den König zu einem Entschluß, es möge sein welcher es wolle, zu bewegen, völlig erschöpft hatte, fortgerissen von der Größe des Augenblickes vor dem König auf die Knie gefallen sei und seine Hand mit Thränen bedeckt habe, ohne indeß, obgleich auch der König bewegt worden sei, einen festen Entschluß von ihm erhalten zu können.[2] Es wäre wichtig zu wissen, wann, aus welchem Anlaß und bei welcherlei Vorschlag des Ministers sich das zugetragen haben soll. Unter den Vorschlägen des Ministers, die wir aus dieser Zeit kennen, ist kein einziger, dem der König nicht nachweislich Folge gegeben hätte, denn das war das Eigenthümliche seiner „Unentschlossenheit" in diesen Tagen. Bei anderen führt die Unentschlossenheit dazu, daß entweder gar nichts oder etwas Falsches geschieht, bei ihm aber hatte sie umgekehrt zur Folge, daß immer etwas und in der Regel gerade das Nothwendige geschah. Damit wollen wir durchaus nicht sagen, daß dem König jeder einzelne Entschluß, auf den seine Räthe drangen, leicht geworden sei, vielmehr ausdrücklich zugeben, daß der König solchen auffallenden Rüstungsmaßregeln widerstrebte, von denen ein vorzeitiger Bruch mit Frankreich befürchtet werden mußte; da handelte es sich eben nicht um einen blos

---

[1] Erinnerungen, II, 308.
[2] Das. S. 308.



militärischen, sondern um einen gleichzeitig politischen Entschluß, oder vielmehr um den Eintritt in den Kriegsstand selbst.

Was hat nun der Oberst Boyen gethan, um auf den König einzuwirken in dem doppelten Sinn, in dem wir es von ihm erwarten, nämlich nicht blos, um zum schleunigen Anschluß an Rußland zu treiben, sondern auch einen Bündnißvertrag anzurathen, in welchem Rußland zur Gewährleistung der Ostprovinzen Preußens d. h. zum Verzicht auf die Weichselgrenze verpflichtet ward, denn dies letztere hatte Boyen ja, wie wir sahen[1], in Petersburg als eine ganz unerläßliche Nothwendigkeit für die Zukunft seines schwergeprüften Landes erkannt?

Hierüber erfahren wir aus den Erinnerungen Boyen's nicht eine Silbe. Wir erfahren nicht, worüber Hardenberg mit ihm und worüber er mit Hardenberg eigentlich verhandelt hat, nachdem das Thema von der „Unentschlossenheit" des Königs erschöpft war. Wir erfahren nicht, wie er erstens den Auftrag des Kaisers ausgerichtet und ebensowenig wie er sich zweitens seiner Patriotenpflicht, zu warnen vor den Polenplänen und den Weichselgelüsten der Russen, entledigt hat. Am 8. Februar ward, wie wir aus den Akten wissen, der Entwurf eines Vertragsentwurfs für das Bündniß mit Rußland und außerdem der Wortlaut der Weisungen für den Obersten Knesebeck, der zu Unterhandlung und Abschluß bevollmächtigt war, von Hardenberg und Scharnhorst in Breslau festgestellt.[2] Es ist undenkbar, daß Boyen bei dieser Gelegenheit gar nicht gefragt worden sein sollte, von Scharnhorst, seinem Gönner und Freund, und von Hardenberg, mit dem er jeden Abend zusammenkam. Andererseits verrathen die beiden Schriftstücke nicht die leiseste Spur einer Einwirkung von seiner Seite; im Gegentheil, sie enthalten Sätze, die gar nicht niedergeschrieben werden konnten, wenn von seinen petersburger Eindrücken in Breslau das

[1] S. S. 15/16.

[2] Oesterreich und Preußen, I, 183 fg.; Zeitalter der Revolution", II, 583 fg.

Mindeste bekannt war und enthalten anderes nicht, was in diesem Falle unbedingt darin stehen müßte.

Als Hardenberg am 8. Februar die zwei Schlußabsätze der Weisungen für Knesebeck[1] niederschrieb, kann er nicht gewußt haben, daß der Kaiser Alexander beabsichtigte, das ganze Herzogthum Warschau zu behalten und höchstens etwa das heutige Posen davon herauszugeben[2], sonst hätte er nicht so arglos vorgeschlagen, im ehemals preußischen Antheil dieses Landes sofort wieder preußische Verwaltung einzurichten, Aushebungen für die preußische Armee anzuordnen und an die ehemaligen Unterthanen des Königs einen Aufruf zu erlassen, wie wenn die preußische Herrschaft hier einfach wieder aufgelebt wäre; noch weniger würde er, „falls Rußland auf einer Gebietserwerbung in dem ehemals preußischen Theil des Herzogthums Warschau bestehen sollte", dazu blos ein Stück von Neu-Ostpreußen angeboten haben. Eines wie das andere setzt vollständige Unkenntniß der polnischen Pläne voraus, die Alexander damals hegte und von denen auch Boyen, seinem eigenen Zeugniß zu Folge, Kenntniß gehabt, an Hardenberg aber keinerlei Mittheilung gemacht hat.

Dagegen hatte Boyen, wie wir sahen, in seinem Brief aus Radzilowo von den Plänen Kenntniß gegeben, welche Alexander mit Bezug auf Ostpreußen und die Weichselgrenze verfolgte. Gleichwol begegnen wir weder in den Weisungen noch in dem Vertragsentwurf Hardenberg's einer Bestimmung, welche den Schutz dieser Lande durch eine ausdrückliche Gewährleistung derselben seitens Rußlands beabsichtigte. Offenbar hat er die Mittheilung nicht ernsthaft genommen, sondern blos als eine Drohung aufgefaßt, die Preußen zu schleunigem Anschluß bestimmen sollte und von selbst hinwegfiel, sobald dieser erfolgte. Boyen seinerseits war dieser Meinung durchaus nicht; er nahm diese Pläne sehr ernsthaft, wie wir sahen, denn er glaubte, auch im Falle des Anschlusses sei eine vertrags-

[1] Oesterreich und Preußen, I, 185, 186.
[2] S. S. 14.

mäßige Sicherung dagegen nöthig. Aber augenscheinlich ist er jetzt auf diese Seite der Sache nicht zurückgekommen, sonst müßten wir einer Spur davon in den Schriftstücken vom 8. Februar begegnen. Wie haben wir uns das nun zu erklären? Offenbar so: Boyen ist dem Rathe gefolgt, den Cathcart ihm gegeben hat: er hat diese Sorge der Zukunft zurücktreten lassen hinter das Gebot des Augenblicks, und dieses schien ihm zu fordern, daß dem schleunigen Anschluß jede andere Rücksicht geopfert würde, vor allem jede solche, welche mindestens einen Zeitaufschub bedingen mußte.

Dies können wir schließen aus dem, was er über die Parteigruppirung der Patrioten in Breslau erzählt. Er sagt nämlich S. 321: „Die Ersten oder Radical-Heftigen, zu denen ich allerdings auch gehörte, wollten ein Losschlagen auf der Stelle, d. h. ohne alle Verhandlung, ohne jeden Vertrag, in welchem von künftigen Dingen die Rede war; die zweite Kriegspartei, an deren Spitze Scharnhorst und Hardenberg standen, widersprach zwar den Vortheilen einer augenblicklichen Eröffnung der Feindseligkeiten nicht, glaubte aber der entgegenstehenden Schwierigkeiten wegen die Sache nicht ausführbar und beschränkte sich auf die möglichste Erweiterung unserer Rüstungen und die Beförderung des Abschlusses einer Verbindung mit Rußland." Dieser Gegensatz wird es gewesen sein, der in den geheimen Gesprächen Boyen's mit Hardenberg immer von neuem zum Ausdruck kam und der entschuldigt, daß diese Gespräche für die gute Sache gänzlich fruchtlos blieben. Den sachlichen Schwierigkeiten, auf welche Hardenberg hinwies und denen Boyen nachträglich lassen mußte, daß sie allerdings „nicht unbedeutend" gewesen seien, hat Boyen offenbar immer wieder die Forderung sofortigen Losschlagens entgegengesetzt und darüber das Einzige versäumt, was gerade in seiner Hand gelegen hätte, nämlich eine vollständige Aufklärung Hardenberg's über die eigentlichen Ziele der russischen Politik und über die Gefahren, mit denen deren Hintergedanken den preußischen Staat bedrohten. Was Knesebeck im russischen Hauptquartier erst entdecken mußte, das hätte er

schon vorher gewußt, wenn diese Aufklärung erfolgt war, denn das alles war ja Boyen aus den Gesprächen mit Kaiser Alexander schon bekannt und es ist merkwürdig genug, daß gerade das, was Boyen seinerseits zum Schutz Preußens ursprünglich befürworten wollte, nachher aber doch nicht befürwortet hat, von dem vielgescholtenen Knesebeck auf eigene Hand in Kalisch durchgesetzt worden ist: die ausdrückliche Gewährleistung Ostpreußens, d. h. der Verzicht auf die Weichselgrenze und außerdem auch die Zusicherung wenigstens eines Theiles vom Herzogthum Warschau.[1]

Von dem nun, was sich in Kalisch bei der Verhandlung und darauf in Breslau bei dem Abschluß des Bündnisses mit Rußland ereignete, hat Boyen ein nachweisbar falsches Bild gewonnen und bis an seinen Tod auch festgehalten. Was er hierüber unter dem 6. März 1838 in seinen Erinnerungen niederschrieb, war vorlängst auf Grund mündlicher Mittheilung durch Pertz in seinem „Leben Stein's“ (III, 302) der Oeffentlichkeit übergeben und sofort als ein werthvoller Beitrag zur Geschichte jener Tage von der Wissenschaft aufgenommen worden. Daß die Meldung ganz falsch ist, hat Max Duncker bereits im Jahre 1871 nachgewiesen. In meinem eigenen Buch „Oesterreich und Preußen im Befreiungskrieg“ I, sind im Jahre 1876 die Aktenstücke wörtlich mitgetheilt worden, aus welchen die Unmöglichkeit der Erzählung Boyen's hervorgeht. Trotzdem habe ich im Jahre 1885 noch eine sehr scharfe Auseinandersetzung mit Max Lehmann nöthig gehabt, der dies Märchen nach wie vor für Geschichte hielt[2] und trotz dieser Auseinandersetzung erscheint die Geschichte jetzt wieder, ohne den kleinsten Vermerk, der den Leser aufmerksam machte auf die inzwischen erfolgte Klarstellung der Sache. Dieser ganz auffallende Umstand ist der Grund, weshalb wir auf diese Erzählung eingehen, um sie

---

[1] Zeitalter der Revolution, II, 583 fg. Oesterreich und Preußen, I, 257 fg.

[2] Beiträge zur Neueren Geschichte (Gießener Studien auf dem Gebiet der Geschichte, III. Gießen 1885).

hoffentlich endgiltig aus der Geschichte hinauszuweisen. Boyen spricht von dem „Stocken der Verhandlung" in Kalisch, über dessen eigentlichen Grund er sich nicht unterrichtet zeigt, und erzählt (S. 338): „Der Minister Stein, der sich dermahlen bei Alexander in Kalisch aufhielt, sah mit tiefem Unwillen diese Wendung der Dinge, die ihn außerdem fürchten ließ, daß irgendein lockendes Anerbieten von Napoleon einen plötzlichen Umschwung der Dinge, mit diesem aber die unausbleibliche Zerstörung des preußischen Staates herbeiführen könne. Er faßte daher den seinem Charakter angemessenen kühnen Entschluß, ließ sich die nöthige Vollmacht von Alexander geben und kam den 24. oder 25. Februar durchaus unerwartet nach Breslau; fuhr im Reisewagen vor dem Palais des Königs vor, ließ sich sogleich bei ihm melden und zeigte ihm in dieser Audienz so kräftig das Gefährliche seines Zaudersystems, daß der Staatskanzler ebenfalls schnell herbeigeholt und der Abschluß der Allianz nach dem Vorschlag des Kaisers Alexander angenommen wurde. Stein hatte dabei im Namen Alexander's die Zurückberufung Knesebeck's verlangt und erklärt, daß man dort nur die Hinsendung von Scharnhorst oder von mir als eine Bürgschaft des festen Entschlusses im russischen Hauptquartiere erwarte, worüber der König, obwol ich wahrlich nicht daran schuld war, eine lange Zeit sehr ungnädig gegen mich wurde."

Diese Unternehmung Stein's bezeichnet Boyen als das „Schlußglied jener Kette von Ereignissen", durch welche „gegen den eigentlichen Willen des Königs" der Krieg gegen Napoleon herbeigeführt worden sei; denn er ist nach wie vor überzeugt, daß diesen Entschluß nur die Audienz Stein's verursacht habe und diese von Stein's Gegnern verhindert worden wäre, „wenn Stein nicht direkt vor das Palais des Königs fuhr", und fügt hinzu: „Als Stein von Kalisch abreiste, hatte er schon heftige Gichtschmerzen, aber von der Wichtigkeit des Augenblicks ergriffen, ließ er sich durch jenen Krankheitsanfall nicht abhalten. — Durch die Discussion mit dem König und dem Staatskanzler noch mehr aufgeregt, steigerte dies seine

Schmerzen so bedeutend, daß er nur mit der äußersten Anstrengung das Palais verlassen und seinen Reisewagen besteigen konnte." Da der Staatskanzler „vergessen" hatte, für ein Unterkommen für Stein zu sorgen, so mußte dieser in seinem leidenden Zustande bei allen Gasthöfen von Breslau vorfahren, um überall zu erfahren, daß bei der Menge von zuströmenden Fremden nirgends ein Zimmer mehr zu haben sei, bis endlich der Major v. Lützow ihm in dem auf dem Markt gelegenen Wirthshaus[1], das zur Werbung für sein Freicorps bestimmt war, zwei ihm angewiesene Dachstübchen einräumte, in denen er nun während seiner ganzen Krankheit verblieb.

Diese ganze Erzählung steht und fällt mit einem einzigen „Ereigniß", der angeblichen Audienz Stein's beim König und diese hat gar nicht stattgefunden. Nachdem am 26. Februar die Unterzeichnung des Vertrages erfolgt war, schrieb Friedrich Wilhelm am 27. Februar an den Czaren: „Den Baron Stein habe ich noch nicht sehen können, weil er durch Unwohlsein an das Zimmer gefesselt ist, aber mit Vergnügen werde ich ihn wiedersehen und Ihre Ansichten über Deutschland von ihm vernehmen, Sire."[2] Nicht blos gesprochen hat Stein den König nicht, er hatte auch gar keine Vollmacht, mit ihm irgendetwas abzuschließen. Die Vollmacht zum Bündnißabschluß hatte vielmehr der k. russische Staatsrath v. Anstett[3], mit dem er gereist war. Stein war dem König nur empfohlen in dem Schreiben des Kaisers vom 24. Februar als einer, der über die deutsche Politik des Kaisers die beste Auskunft geben könne.[4] Auch vorgefahren ist der Reisewagen mit den beiden Insassen beim königlichen Schlosse nicht; denn von der Ankunft Anstett's erhielt Hardenberg Kenntniß durch ein Billet, welches datirt war „Breslau zum Goldenen Scepter, den 13./25. Februar 1813". Folglich waren beide schon in

---

[1] Es hieß „Zum Goldenen Scepter" und ist jetzt nicht mehr vorhanden.

[2] Oesterreich und Preußen, I, 253.

[3] Das. S. 250.

[4] Das. S. 251.

dem genannten Gasthause abgestiegen, bevor Hardenberg „vergessen“ konnte, für ihr Unterkommen zu sorgen, und so bleibt von der ganzen Erzählung nichts übrig, als daß Stein hinter dem Rücken Knesebeck's, des preußischen Unterhändlers in Kalisch, selbstverständlich in bester Absicht, nach Breslau gereist ist und zwar als Begleiter Anstett's, den Boyen gar nicht erwähnt, während er doch der Bevollmächtigte des Kaisers war; daß er in Breslau krank angekommen, im Goldenen Scepter abgestiegen ist und hier krank gelegen hat, während Anstett am 26. mit Hardenberg das Vertragswerk zu Stande brachte, ohne jede Mitwirkung von Seiten Stein's, wie denn eine solche auch gar nicht nothwendig war.

Nicht also das „Schlußglied einer Kette von Ereignissen“ haben wir vor uns, sondern das Schlußglied einer Kette von Irrthümern, die daraus entstanden sind, daß Boyen über „den eigentlichen Willen des Königs“ das nicht wußte, was uns jetzt darüber bekannt ist, seit die Geheimpolitik Friedrich Wilhelm's in den Monaten Januar und Februar 1813 aufgehört hat, ein Geheimniß für uns zu sein. Auf die Sendung des Lord Walpole komme ich vielleicht später einmal zurück. — Um die Bemerkung, welche auf S. 28 über das Schreiben Boyen's vom 8. Dec. 1812 gemacht ist, gegen Misverständnisse zu schützen, füge ich hier noch ein paar Worte an, welche dort, nach Umbrechen des Satzes, nicht mehr unterzubringen waren. Boyen sagt in den Erinnerungen II, S. 263, er habe dem Lord Walpole „das beiliegende Schreiben“ an den Staatskanzler Hardenberg mitgegeben, in dem er „verdeckt“ den eigentlichen Zweck seiner Reise angedeutet habe. Im Anhang aber finden wir S. 543/44 nicht weniger als d r e i Entwürfe von Schreiben an den Staatskanzler, von denen der zweite die nicht ganz gleichlautende Fassung des wirklich abgefertigten Briefes ist. Nur dieses Schreiben ist wirklich an Hardenberg abgegangen und auch in seine Hände gelangt. Die Worte der „Erinnerungen“ aber „worin ich v e r d e c k t den eigentlichen Zweck meiner Reise an-

[1] Zeitalter der Revolution, II, 549 fg.

deutete" passen nur auf das erste Concept, nicht auf die höchst entschiedene Warnung, welche sich in den zweiten findet und das ist der Punkt, der sich in der Erinnerung Boyen's verwischt hat. Er glaubte das erste Concept abgesandt zu haben, während er in Wirklichkeit das zweite hat abgehen lassen.

Die Seeschlacht bei Salamis.

Von

Dr. Heinrich Welzhofer in Würzburg.

Die Kriegsgeschichte des Alterthums enthält eine Reihe der größten Seeschlachten, denen die neueren Zeiten nichts Aehnliches an die Seite zu stellen haben. Oft genug kämpften mehr als tausend ansehnliche Schiffe in dichtester Zusammenrottung auf kleinem Raume, und die Massen der Seeleute und Schiffssoldaten, die sich gegenüberstanden, stellten ein gewaltiges Heer dar. Im jonischen Aufstand, der das Vorspiel der Perserkriege bildet, hatte die erste große Seeschlacht zwischen Griechen und Barbaren bei der Insel Lade stattgefunden; hier wurden 353 jonische Schiffe in schmähliche Flucht gejagt von der persischen Flotte, die freilich fast doppelt so stark gewesen sein soll.[1] Die Nachwirkung dieser Niederlage war so stark, daß Athen und die übrigen Griechenstaaten Europas bis zum Jahre 480 v. Chr. den Persern zur See nicht mehr entgegenzutreten wagten. Man hatte nicht einmal den Muth, eine Flotte zu rüsten, als die persischen Feldherrn Mardonios und Datis Kriegszüge nach Europa unternahmen. Erst durch den Zug des Königs Xerxes wurden die europäischen Griechen, hauptsächlich durch die verzweifelten Bemühungen der in ihrer Existenz bedrohten Athener, zur Aufstellung einer Kriegsflotte unter dem Oberbefehl des Spartaners Eurybiades veranlaßt. Allein diese Flotte weilte zaghaft in der Heimat, während der Perser am Hellespont zwei schwankende und leicht zerstörbare Brücken schlug, während er nach Europa übersetzte und in langsamem Zuge durch Thrakien,

[1] Herodot, VI, 8 fg.

dann durch Makedonien und Thessalien rückte, stets begleitet von einer Flotte, an deren Vernichtung oder Beunruhigung die Griechen unbegreiflicherweise gar nicht zu denken schienen. Am Vorgebirge Artemision endlich wagte die griechische Flotte die ersten Kämpfe mit dem Gegner, aber diese fielen nicht glücklich aus und unter dem Schutze der Nacht erfolgte der schleunige Rückzug nach Salamis.

Bei dieser Insel fand nun die berühmteste aller Seeschlachten statt. Im Alterthum zwar vermochte die Seeschlacht von Salamis, obwol von der athenischen Geschichtschreibung, Poesie und Rhetorik aufs höchste gefeiert, andere Seeschlachten, deren es zu viele und von der größten Art gab, nicht sonderlich zu überstrahlen, in der Neuzeit dagegen hat man ihr den ersten Platz angewiesen und den Ruhm der Helden von Salamis überschwänglich gepriesen. Gegenüber den Darstellungen der neueren Geschichtschreibung ist aber die Schilderung, die Herodot von der Schlacht bei Salamis gibt, äußerst nüchtern und wir werden bei ruhiger Erwägung seiner meist zuverlässigen Angaben zu einer Auffassung des Sachverhalts gelangen, die noch kühler ist als die unseres Gewährsmannes. Die Seeschlacht von Salamis ist nicht der glänzende Griechensieg, als welcher sie in unseren Geschichtsbüchern verzeichnet ist.

Die Zahl der kämpfenden Schiffe war auch nicht so groß, als gewöhnlich angenommen wird. Ueber die Stärke der griechischen Flotte gibt Herodot genauen Bericht.[1] Die bei Salamis sich sammelnde Flotte der Griechen war allerdings größer als die, welche bei Artemision gekämpft hatte. Athen bot seine ganze Kraft auf und stellte 180 Schiffe, dazu noch 20 Schiffe, welche von den Chalkidern bemannt waren.[2] Die athenischen Schiffe bildeten die größere Hälfte der ganzen Flotte, was recht deutlich zeigt, daß eigentlich nur Athen die gegen Persien kriegende Macht war. Die meisten Bundesgenossen Athens stellten ein dürftiges Contingent. Das seemächtige und reiche Korinth war

[1] Herodot, VIII, 42 fg.

[2] Bei Thukydides, I, 74 ist die Zahl der athenischen Schiffe übertrieben.

nur mit 40 Schiffen vertreten, obgleich es wohl die dreifache oder vierfache Zahl hätte stellen können, wenn es sich seines Verbündeten warm angenommen hätte oder in seiner eigenen Existenz bedroht gewesen wäre. Die Aegineten stellten 30 Schiffe[1] und hielten vermuthlich eine größere Anzahl zum Schutze ihrer Insel zurück. Megara fügte zu seinen 20 Schiffen, die es schon nach Artemision gesandt hatte, keine Verstärkung. Dagegen stellten die Sikyoner 15 Schiffe, während es früher nur 12 Schiffe waren, die Epidaurer brachten 10 Schiffe auf statt der früheren 8 Schiffe. Sparta, dessen Feldherr den Oberbefehl hatte, stellte 16 Schiffe, um 6 Schiffe mehr als bei Artemision. Die zahlreichen blühenden Töchterstädte in Sicilien, Unteritalien und andern Ländern hatten keine Unterstützung gesandt, die einzige Stadt Kroton war mit einem Schiffe vertreten. Die Seestaaten der griechischen Halbinsel mit ihren hochentwickelten Colonien waren damals in so glänzenden Verhältnissen, daß sie leicht eine Flotte von tausend Kriegsschiffen hätten aufbieten können, wenn sie in Einigkeit einen gemeinsamen und gefährlichen Feind bekämpfen wollten. Aber man betrachtete damals den Kampf mit Persien noch gar nicht als einen Nationalkrieg und man empfand wenig Mitleid mit den Athenern, deren Stadt die Perser eben in Trümmer legten.

Dazu war die Uebermacht der persischen Flotte keineswegs so groß, wie sie in der athenischen Ueberlieferung dargestellt wird. Zufolge dieser Ueberlieferung bestand die persische Flotte zu Anfang aus 1207 Dreideckern, wozu noch 120 Kriegsschiffe der thrakischen Griechen kamen, im ganzen also über 1320 Kriegsschiffe.[2] Weil man die in dieser Zahl liegende Uebertreibung fühlte, erdichtete man ungeheure Verluste, welche die Perser durch gewaltige Seestürme und in den Kämpfen bei Artemision erlitten haben sollen. Man schrieb es der gnädigen Einwirkung der Gottheit zu, daß „das Gleichgewicht zwischen den persischen

[1] Einige Erklärer wollen wegen eines Rechnungsfehlers Herodot's und aus Rücksicht auf Pausanias, II, 29 lesen: 42 Schiffe. Ich halte jedoch die bestimmte und wiederholte Angabe von 30 Schiffen für richtig.

[2] Herodot, VII, 89; 185. Diodor, XI, 3.

und hellenischen Streitkräften hergestellt wurde".[1] In dieser Bemerkung Herodot's liegt das Zugeständniß, daß die Gegner bei Salamis einander ziemlich gleich waren. Wie aber Herodot in seinen Angaben manchmal schwankt und einer guten Ueberlieferung eine schlechte anreiht, so leitet er auch den Bericht über die berühmte Seeschlacht mit einer sehr unglaubwürdigen Angabe ein. Er sagt nämlich, Heer und Flotte der Perser seien bei der Ankunft in und vor Athen noch so stark gewesen, wie vor dem ersten Seesturme und vor dem Kampfe von Thermopylä; denn je weiter der Perser vorrückte, umsomehr griechische Völkerschaften hätten sich ihm mit Truppen und Schiffen angeschlossen. Der Anschluß vieler Griechenstaaten ist ohne Zweifel richtig und läßt den Zug des Xerxes als einen wahren Sieges- und Triumphzug erscheinen. Dagegen ist das Einrücken eines nach Millionen zählenden Kriegsheeres in Athen eine lächerliche Uebertreibung, und ebenso ist die Zahl der Schiffe, die im athenischen Hafen Phaleron erschienen, wohl um das Dreifache übertrieben. Da Xerxes blos gegen Athen Krieg führte und das feindliche Eingreifen anderer bedeutender Griechenstaaten vermuthlich nicht erwartet hatte, so mochte ihm eine Flotte von einigen hundert Schiffen genügend erscheinen. Aus dem Verlauf der Seeschlacht wird sich ergeben, daß von einer großen Ueberlegenheit der Perserflotte nicht die Rede sein kann. Die Gesammtzahl der sich gegenüberstehenden Schiffe erreichte bei weitem nicht die Zahl Tausend.

Die Bemannung der griechischen Schiffe war keineswegs in kampfesfreudiger Stimmung. Die athenischen Verbündeten waren seit Anfang des Krieges stets mißmuthig und suchten einem Kampfe auszuweichen, der sie in das Schicksal Athens verwickeln konnte. Das Unglück dieser Stadt war traurig genug. Ihre Bewohner, die sich nach Salamis geflüchtet hatten, sahen sie in Rauch und Flammen gehüllt. Bald kam die Nachricht, daß auch die Burg von den Feinden eingenommen und verbrannt sei, der Athenetempel in Trümmer sinke. Dazu zog die

---

[1] Herodot, VIII, 13.

feindliche Flotte verheerend längs der ganzen Küste von Attika hin.[1] Die Athener waren angesichts dieser traurigen Ereignisse in größter Niedergeschlagenheit und ihre Bundesgenossen schwebten in Furcht. So verflossen einige Tage — es war um die Mitte des Monats September[2] — ohne daß sich die Griechen vom Strande der Insel Salamis zu entfernen wagten. Als man endlich einen Entschluß fassen mußte, zeigte sich recht deutlich die allgemeine Entmuthigung. Einige Feldherrn wollten an der Berathung gar nicht theilnehmen, sondern machten ihre Schiffe bereit zur sofortigen Abfahrt. Der Beschluß, der unter den übrigen Mitgliedern des bis zum Einbruch der Nacht versammelten Kriegsrathes zu stande kam, lautete dahin, daß beim Isthmus eine Seeschlacht geliefert werden solle. Der Kriegsrath hatte somit ebenfalls den Rückzug beschlossen.

Der Beschluß wurde nicht ausgeführt. Aber dem späteren Betrachter der damaligen wichtigen Ereignisse drängt sich unwillkührlich die Frage auf, welche Folgen die Ausführung des Beschlusses nach sich gezogen hätte. Die neueren Beurtheiler sind einig, den Beschluß als einen fehlerhaften und verderblichen anzusehen. Daß bei den Griechen nach der glücklichen Wendung des Perserkrieges diese Auffassung herrschte, versteht sich von selbst. In der Phantasie der Griechen war aber über den Verlauf des Krieges ein ganz anderes Bild entstanden, als der Wirklichkeit entsprach. Da die Schlacht von Salamis als ein überaus glänzender Sieg gefeiert wurde, so verurtheilte man natürlich einen Beschluß, der diese Schlacht unmöglich gemacht hätte. Wenn man aber bedenkt, daß mehrere Tage verstrichen, ohne daß die Perser einen Angriff auf die Griechenflotte machten, so kann man zu einer anderen Auffassung hinneigen. Nach den unglücklichen Kämpfen bei Thermopylä und Artemision mußten die Griechen als der besiegte Theil gelten; durch die

---

[1] Diodor, XI, 14 fg.

[2] Ich halte eine genauere Datirung nicht für möglich und neige mich im ganzen der älteren Ansicht von Böckh zu, daß die Schlacht von Salamis am 20. September stattfand.

Zerstörung von Athen und durch die Verwüstung von Attika hatte Xerxes das Ziel seines Feldzuges erreicht. Nichts deutet darauf hin, daß er eine Bekriegung des Peloponnes im Sinne hatte, vielmehr stand, wie es scheint, schon von Anfang sein Beschluß fest, nach der Eroberung und Bestrafung Athens in sein Reich zurückzukehren. Zu viele Griechen in Asien und Europa waren ihm unterthan, als daß er die Züchtigung der ihm feindlichen Griechen noch weiter ausdehnen wollte. Zudem mußte wegen der vorgeschrittenen Jahreszeit der Rückweg eingeschlagen werden. Zu Athen wurden dem Heere einige Rasttage gegönnt. Der bei Salamis liegenden Griechenflotte schenkte man anfänglich keine Beachtung, weil diese ja der Zerstörung von Athen ruhig zusah. Sie wäre auch nachher unbehelligt geblieben, wenn sie nicht eine drohende Haltung angenommen und eine Gefahr für die abziehenden Perser gewesen wäre. Hätte sie sich wirklich nach dem Isthmos zurückgezogen, so wäre es überhaupt nicht mehr zu einer Seeschlacht in diesem Jahre gekommen und die Griechen hätten für den Feldzug des folgenden Jahres eine beträchtlich stärkere Flotte zur Verfügung gehabt. Die Schlacht von Salamis brachte ihnen in Wahrheit sehr starke Verluste und hinderte doch nicht den Rückzug der Perser.

Folgen wir der weiteren Darstellung Herodot's. Bei diesem ist es nicht Themistokles selbst, der den ersten Gedanken hatte zur Umstoßung des vom Kriegsrathe gefaßten Beschlusses, sondern der Athener Mnesiphilos, der erst durch eine patriotische Rede auf Themistokles einwirkte. Diese Angabe hat Herodot nicht, wie Neuere meinen, aus der Luft gegriffen, sondern lediglich aus Rücksicht auf die geschichtliche Wahrheit eingefügt, weil man, wie er öfters andeutet, den Sieger von Salamis in übertriebener Weise feierte. Themistokles kehrte also auf den eindringlichen Rath des Mnesiphilos nochmals zum Schiffe des Oberadmirals Eurybiades zurück, „brachte hier alles was er von Mnesiphilos gehört hatte, als seine eigene Meinung vor" und bestimmte ihn, den Kriegsrath nochmals zu berufen.

In der neuen Berathung entfaltete Themistokles seine ganze Beredsamkeit und machte Eindruck durch sein inständiges Bitten.

Freilich der Rede, die wir bei Herodot lesen, ist später wol manches hinzugedichtet worden. Themistokles stützt sich besonders darauf, daß es, weil die feindlichen Schiffe zahlreicher und schneller seien, vortheilhafter sei, in der Meerenge von Salamis zu kämpfen als am Isthmus. Diese Beweisführung wäre richtig, wenn von den Persern ein Angriff auf den Peloponnes wirklich beabsichtigt und eine Seeschlacht unvermeidlich gewesen wäre. Der Kriegsrath hatte den Rückzug zum Isthmus beschlossen, um einer Seeschlacht vorerst auszuweichen und die Operationen der Perser abzuwarten. Themistokles hob ferner hervor, daß durch das Zurückweichen Salamis, Aegina und Megara den Feinden preisgegeben werde. Seltsamerweise erwähnt er nicht das am Isthmus liegende Korinth, und gerade der Admiral der Korinther, Adeimantos, erklärte sich heftig gegen den Plan des Themistokles. Beide Befehlshaber stritten und beschimpften sich. Herodot's Berichterstattung wird widersprechend, weil er, wie häufig, zwei verschiedene Ueberlieferungen nebeneinander gestellt hat. Während Themistokles anfangs sanft und bittend spricht, führt er nachher heftige und stolze Reden. An Eurybiades richtet er zuletzt hochpatriotische und drohende Worte: er nennt ihn den Verderber von Hellas, wenn er abziehe, und er droht, daß die Athener mit ihren Familien sich sogleich zu Siris in Italien eine neue Heimat suchen würden. Herodot meint, die letztere Drohung habe bei Eurybiades den Ausschlag gegeben, denn durch den Abzug der Athener wären die übrigen Bundesgenossen zu schwach gewesen, eine Seeschlacht zu liefern. Es ist jedoch auffallend, daß solche Gründe von Themistokles oder anderen Athenern nicht schon beim ersten Kriegsrath vorgebracht wurden. Wahrscheinlicher ist, daß die flehentlichen Bitten des athenischen Befehlshabers eine Sinnesänderung bei Eurybiades und den Uebrigen hervorbrachten. Die Seeschlacht wurde beschlossen.

Doch auch dieser Beschluß wurde nicht ausgeführt. Man setzte zwar die Schiffe vor Tagesanbruch in Kampfbereitschaft, bei Sonnenaufgang soll aber ein Erdbeben zu Land und zu Wasser gespürt worden sein, man betete zu den Göttern und zu den Heroen von Salamis und Aegina und verrichtete fromme

Gebräuche. Man rückte nicht den Feinden entgegen, wol aber erschienen diese und boten vergebens eine Schlacht an. Bei den Griechen herrschte größere Muthlosigkeit und Zerfahrenheit als zuvor. Die Peloponnesier äußerten ihre Unzufriedenheit über die von Eurybiades begünstigte Umstoßung des ersten Beschlusses. Der Oberbefehlshaber mußte abermals den Kriegsrath berufen, und in diesem kam es zu einer langen und aufgeregten Debatte. Die Athener, Aegineten und Megarer waren für den Kampf bei Salamis, die übrigen wollten nur den Peloponnes schützen, nicht aber für ein verlorenes Land kämpfen. Themistokles erreichte diesmal nichts durch seine Beredsamkeit; der zweite Beschluß wurde von der Mehrheit der peloponnesischen Befehlshaber umgestoßen und der erste Beschluß wieder in Kraft gesetzt. Man bereitete sich zum Rückzug.

Dieser Wechsel der Entschließungen grenzt an das Komische, und nicht würdiger war des Themistokles Kunstgriff, welcher endlich doch die Schlacht von Salamis herbeigeführt haben soll. Als nämlich Themistokles sich überstimmt sah, verließ er heimlich die Rathssitzung und sandte seinen Diener Sikinnos auf einem Fahrzeuge zum feindlichen Admiral mit der Nachricht: sein Herr Themistokles stehe auf Seite des Königs und lasse wissen, daß die Griechen in Furcht entweichen wollen; sie seien uneinig und könnten leicht besiegt werden, zumal viele persisch gesinnt seien.

Griechische Ueberläufer und Verräther weilten schon seit längerer Zeit am Hofe des Perserkönigs, Griechen begleiteten und beriethen ihn auf seinem Zuge nach Griechenland, man konnte daher im persischen Lager nicht überrascht sein, daß auch der athenische Admiral den Verräther machen wollte. Themistokles zeigte sich stets als verschlagener und zum Doppelspiel geneigter Charakter. Die Mittheilung, die er dem Feinde machte, erschien zwar den späteren Griechen lediglich als eine vom Patriotismus eingegebene Kriegslist, hatte aber sicherlich auch den Zweck, dem athenischen Admiral im Falle eines ungünstigen Verlaufes der Schlacht eine günstige Aufnahme beim Perserkönig zu sichern. Herodot fügt zu seinem Bericht über die That des Themistokles kein Wort des Lobes; nie wird sich

ja ein ehrlicher Feldherr in ähnlicher Weise verhalten. Die Perser glaubten also, fährt Herodot fort, der Botschaft des Atheners und besetzten zunächst die kleine Insel Psyttaleia, die zwischen Salamis und dem Festland liegt. Um Mitternacht stellten sie dann ihre Schiffe vor der Bucht von Salamis, in welcher die griechische Flotte lag, in weiter Linie auf; der rechte oder westliche Flügel schien die Meerenge gegen Megara hin zu sperren, der linke oder östliche Flügel, von Keos und Kynosura auslaufend, nahm Stellung um die Insel Psyttaleia und breitete sich in der ganzen Meerenge bis Munychia aus. Diese Vorbereitungen geschahen in aller Stille bei Nacht, ohne daß die lässigen Griechen und ihre hadernden Führer etwas merkten.[1]

Der Streit der griechischen Feldherrn dauerte nach der Darstellung Herodot's während der ganzen Nacht; die erste Kunde von der drohenden Gefahr überbrachte Aristeides, „der beste und gerechteste Mann in Athen". Aus der Verbannung zurückkehrend, leistete dieser edle Patriot seinen Mitbürgern sogleich unter persönlicher Gefahr die größten und uneigennützigsten Dienste. Er fuhr von Aegina her durch die feindlichen Schiffe, um den Griechen die wichtige Nachricht zu überbringen. Er ließ den Themistokles, seinen politischen Gegner, aus dem Kriegsrathe herausrufen und theilte ihm die Operationen des Feindes mit. Themistokles eröffnete die von ihm gebrauchte List und bat den Aristeides, er möge seine Mittheilungen im Kriegsrathe persönlich vorbringen. Dieser that es und rieth den Feldherrn Vorbereitungen zum Kampfe. Man kam jedoch aufs neue ins Debattiren und schenkte ihm wenig Glauben. Plutarch stellt diese

[1] Die auf die Aufstellung der persischen Flotte bezüglichen Angaben Herodot's, VIII, 76, die mit denen des Diodor XI, 17 nicht ganz übereinstimmen, gaben den neueren Forschern Anlaß zu vielen Erörterungen und Vermuthungen. Eine gute Zusammenstellung der verschiedenen Ansichten, sowie der einschlägigen Literatur findet man bei Busolt, Griechische Geschichte, II, 170 fg. Ein beachtenswerthes französisches Werk ist jedoch dort übersehen: La marine des anciens, par le vice-amiral Jurien de la Gravière (Paris 1880). Gegen Busolt wendet sich N. Wecklein in der neuesten Abhandlung „Ueber Themistokles und die Seeschlacht bei Salamis".

Vorgänge etwas anders dar, wobei er, wie mir scheint, gute Quellen benutzt: Aristeides habe auf Bitten des Themistokles den Eurybiades zu einer Seeschlacht zu bereden gesucht, in dem berufenen Kriegsrathe habe dann Kleokritos von Korinth gegen Themistokles gesprochen und sich auf die Ansicht des Aristeides berufen, doch dieser sei für Themistokles eingetreten, worauf die Seeschlacht beschlossen wurde.[1] Nach Herodot aber kam der Beschluß der Seeschlacht erst zu stande, als gegen morgen ein tenisches Schiff, das vom Feinde zu den Griechen überlief, die Mittheilungen des Aristeides bestätigte.

Die Griechen waren zur Seeschlacht gezwungen. Aber man kann zweifeln, ob das Eingreifen des Themistokles wirklich so bedeutsam war, wie es in dem voranstehenden Bericht Herodot's und der späteren griechischen Historiker dargestellt wird. Herodot gibt noch einen anderen Bericht über die Vorgänge im feindlichen Lager, wobei die Sachlage wesentlich anders erscheint.[2] Nachdem nämlich die persische Flotte sich einige Zeit vor Phaleron aufgehalten hatte, berief Xerxes die Admirale zu einem Kriegsrath, um ihre Ansichten zu hören, ob eine Seeschlacht zu liefern sei oder nicht. Alle waren für die Schlacht, nur Artemisia, die Fürstin von Halikarnaß, stimmte dagegen. Es ist begreiflich, daß der Geschichtschreiber, der selbst aus Halikarnaß war, die Rede dieser berühmten Kriegerin mitzutheilen vermag. Die Rede ist keineswegs von Herodot erdichtet, ja sie enthält wichtige historische Bestandtheile. Ganz richtig ruft Artemisia: „Hast Du nicht Athen, weshalb Du zu Felde zogest? Und hast Du nicht das übrige Griechenland? Es tritt Dir niemand entgegen; und die Dir entgegentraten, sind so weggekommen, wie sie es verdienten." Ebenso zutreffend ist Artemisia's Meinung, daß bei ruhigem Zuwarten die Griechen sich bald zerstreuen und die Unterstützung der Athener aufgeben würden. Wir sehen wiederum klar, daß Xerxes nur gegen Athen Krieg führte. Der Schluß der Rede scheint allerdings zum Ruhme der Fürstin den

[1] Plutarch, Aristeides, 8.
[2] Herodot, VIII, 67 fg.

späteren Ereignissen angepaßt zu sein, aber die übrigen Theile beruhen jedenfalls auf einer guten Ueberlieferung.[1] Xerxes fand Wohlgefallen an der freimüthigen Meinungsäußerung der Griechin, entschied sich aber nach dem Gutachten der Admirale für die Seeschlacht. Die Schiffe fuhren hinaus gegen Salamis; weil aber die Griechen sich nicht aus der Bucht herauswagten und darüber die Nacht einbrach, so verschoben die Perser den großen Angriff auf den folgenden Tag.

Nach dieser Ueberlieferung kam es also lediglich durch den Beschluß des Königs und seines Kriegsrathes zur Schlacht von Salamis. Da der Beschluß schon am Tage vor der Schlacht erfolgte, so ist die Beeinflußung durch die List des Themistokles, die nach der anderen Ueberlieferung erst am Abend oder in der Nacht stattfand, nicht sehr wahrscheinlich. Die Griechen wären auch ohne die List des Themistokles zur Schlacht genöthigt gewesen. Die Feinde zogen gegen die Bucht von Salamis, sodaß die Griechen herausrücken mußten, um nicht von ihren Rückzugslinien abgeschnitten zu werden.

Es ist seltsam, daß wir über den Verlauf der berühmten Seeschlacht nur sehr ungenaue und in den Einzelheiten widerspruchsvolle Berichte besitzen. Am auffälligsten ist, daß schon der Dichter Aeschylos in seiner Tragödie „Die Perser", die wenige Jahre nach der Schlacht aufgeführt wurde, sich grober Verstöße gegen die geschichtliche Wahrheit schuldig macht. Wie er in seinem ganzen Bericht über die Seeschlacht den Griechen übertriebenes Lob spendet, so fälscht er sogar die Zahl der betheiligten Schiffe: nur 310 Schiffe sollen die Griechen gehabt haben, während wir doch aus der genauen Aufzählung Herodot's wissen, daß es 380 Schiffe waren.[2] Natürlich wurde der Sieg größer, wenn die Zahl der Griechenschiffe verringert wurde. Die Zahl der persischen Schiffe gibt Aeschylos auf 1000 an, darunter 207 Schnellsegler.[3] Die Zahl ist weit übertrieben.

[1] Besonders Duncker, Geschichte des Alterthums, VII, 278 fg. zeigt hier übertriebene Zweifelsucht.

[2] Aeschylos, Perser, 339; Herodot, VIII, 82.

[3] Die neueren Erklärer addiren beide Zahlen, was kaum richtig ist.

Auch Herodot macht stark übertriebene Angaben bezüglich der feindlichen Schiffe, dennoch ist sein Bericht über die Schlacht dem des Dichters weit vorzuziehen, worin gegenwärtig alle Forscher übereinstimmen. In großer Unklarheit ist man aber über die bezüglichen Angaben bei Diodor und Plutarch, welche mit denen Herodot's nicht immer im Einklang stehen. Schwerlich haben diejenigen Forscher Recht, welche von diesen Angaben ganz absehen wollen. Denn die Schlacht von Salamis war ein im Alterthum so allgemein bekanntes und gefeiertes Ereigniß, daß wol mancher Historiker sich zu Nachforschungen über dasselbe veranlaßt sah. Solche Forschungen kamen auch den compilatorischen Arbeiten Diodor's und Plutarch's zugute; freilich drangen daneben, hauptsächlich infolge des großen Ansehens des Dichters Aeschylos, sagenhafte Bestandtheile ein.

Xerxes begab sich an dem zur Schlacht festgesetzten Tage — wahrscheinlich am 20. Boedromion oder 20. September des Jahres 480 v. Chr. — auf eine Anhöhe des Ufers, von wo der Kampf zu überschauen war. Herodot bezeichnet die der Insel Salamis gegenüberliegende Höhe Aegaleos als diesen Aussichtspunkt.[1] Plutarch aber weiß genauer zwei Punkte zu nennen, die von älteren Forschern als Standplätze des Perserkönigs angegeben wurden: nach Phanodemos bestieg der König die Anhöhe über dem Heraklestempel, wo Salamis und Attika sich am meisten nähern; nach Akestodoros saß er über den sogenannten Hörnern an der Grenze von Megara auf einem goldenen Thronsessel und viele Schreiber waren um ihn, die alle bedeutenden Geschehnisse der Schlacht aufzeichnen mußten.[2]

Die Griechen machten bei Anbruch des Tages Vorbereitungen zu dem ihnen aufgezwungenen Kampfe. Die Führer beriefen die Mannschaften zu einer Versammlung am Meeresufer, eröffneten ihnen die kritische Lage und sprachen anfeuernde Worte. Herodot fügt diesem Berichte bei, daß vornehmlich Themistokles eine schöne Rede hielt, die sich in den Gegensätzen zwischen dem

[1] Herodot, VIII, 90.
[2] Plutarch, Themistokles, 13.

Besseren und dem Schlechteren bewegte. Wir dürfen vermuthen, daß die Rede eben nur der verzweifelten Lage der Griechen angepaßt, keineswegs aber ein wohlgeformtes rhetorisches Kunstwerk war. Der Inhalt der Rede des Themistokles und der übrigen Feldherrn kann kein anderer gewesen sein als kräftige Ermuthigung der niedergeschlagenen Gemüther und eindringlicher Hinweis auf die entscheidenden Folgen des unabweisbaren Kampfes. „Um alles gilt der Kampf, um Vaterland, um Kinder, Weiber, Göttersitze und Ahnengräber!" läßt Aeschylos die in den Kampf ziehenden Griechen rufen.[1] Dies war der Inhalt der kriegerischen Ansprachen; es galt für die Athener in der That um alles, es galt für die sämmtlichen Griechen, die in der Bucht von Salamis eingeschlossen waren, um die Rettung ihres eigenen Lebens. Die schöne Rede des Themistokles, wovon Herodot berichtet, wurde gewiß erst einige Zeit nach der Schlacht erdichtet, vermuthlich von dem ruhmgierigen Athenerfeldherrn selbst. Den Späteren und auch unserem Gewährsmann Herodot erschien es ganz selbstverständlich, daß Themistokles vor der berühmten Schlacht eine glänzende und geistvolle Rede hielt.[2] In Wirklichkeit hatten die griechischen Seeleute damals weder Zeit noch Lust, eine schöngeschmückte Rede anzuhören, und Themistokles selbst besaß nicht das allgemeine Vertrauen, um zum ganzen Schiffsheere sprechen zu dürfen. Wenn eine Ansprache an die sämmtlichen Mannschaften stattfand, so geschah dies zweifellos durch den Oberfeldherrn Eurybiades. Bei Herodot erscheint Themistokles — der Erzähler folgt hier offenbar der athenischen Tradition — geradezu als der Oberfeldherr: „Nach Beendigung seiner Rede hieß er sie die Schiffe besteigen, und sie bestiegen die Schiffe, und es kam eben die Triere von Aegina, welche zu den Aeakiden gefahren war."

Hierauf fuhr die ganze Griechenflotte auf die hohe See

---

[1] Aeschylos, Perser, 402 fg.

[2] Herodot spricht von der Rede wie von einer allgemein bekannten, ähnlich wie Sallust in der conj. Catil., 31 von der berühmten Rede des Cicero. Beide Historiker verzichten deshalb auf Wiedergabe der Rede.

hinaus zum Kampf. Nach Aeschylos geschah dies am frühen Morgen, womit auch Herodot übereinzustimmen scheint. Nach Plutarch dagegen wartete Themistokles die Vormittagsstunde ab, wo von der hohen See her ein starker Wind sich erhob und die Wellen gegen die Meerenge trieb, was den hohen persischen Schiffen viel nachtheiliger war als den flachen Schiffen der Griechen.[1] Auch dieser Bericht ist athenische Tradition, da Themistokles als Oberfeldherr auftritt. Gleichwol ist die Angabe über den Aufschub des Kampfes glaubwürdig. Denn der Kampf wurde erst bei Tagesanbruch beschlossen und die Reden und andere Vorbereitungen erforderten jedenfalls einige Stunden. Plutarch verdient hier umsomehr den Vorzug vor Aeschylos, als er unmittelbar vorher die Schilderung eben dieses Dichters erwähnt und demnach wahrscheinlich einen Irrthum desselben richtig stellen will.[2]

Herodot weiß über die Aufstellung der Griechenflotte nichts weiter anzugeben, als daß die Athener den Phöniziern, die den rechten oder westlichen Flügel der Perserflotte bildeten, und auf dem anderen Flügel die Lakedämonier den Ionern gegenüberstanden. Diese ungenügende Angabe mußte die späteren Historiker zu genaueren Nachforschungen antreiben. Wir finden in der That bei Diodor einen vollständigeren Bericht über die Aufstellung beider Flotten. Freilich begeht Diodor gleich im Anfange seines Berichtes den Irrthum, daß er die Lakedämonier den auf dem linken Flügel befindlichen Athenern anreiht. Doch dieser Irrthum ist verzeihlich, da die Zahl der lakedämonischen Schiffe sehr gering war. Im übrigen erscheint mir seine Darstellung glaubwürdig, so sehr sie auch von neueren Forschern angefochten wird. Auf dem linken Flügel standen also die Athener und ihnen gegenüber die Phönizier; den rechten Flügel bildeten die Aegineten, Megarer und Lakedämonier, und ihnen

[1] Plutarch, Themistokles, 14.

[2] Die Angaben Plutarch's über die Schlacht von Salamis haben eine kleine Literatur hervorgerufen. Albracht, Adolf Schmidt, Mohr, Holzapfel etc. sind zu widersprechenden Vermuthungen über Plutarch's Quellen gelangt.

gegenüber standen die Joner; der Rest der griechischen Bundesflotte bildete das Centrum, gegenüber den cyprischen, kilikischen, pamphylischen und lykischen Schiffen, aus denen sich das feindliche Centrum zusammensetzte. Diodor verdient hier umsomehr Glauben, als nach ihm Eurybiades und Themistokles, nicht der letztere allein, die Aufstellung zur Schlacht leiteten.[1]

Der Kampf begann durchaus nicht mit einem feurigen und erfolgreichen Vorstoß der Griechen, wie der Dichter Aeschylos dem Theaterpublikum vorspiegelt. Im Gegentheil geschah der Angriff durch die feindliche Flotte. Kaum hatten die Griechen die hohe See erreicht, als die Perser auf sie losstürmten.[2] Und die Griechen waren von diesem feindlichen Andrang so erschreckt, daß sie schon wieder den Rückweg einschlugen. Der ehrliche Herodot berichtet uns diesen unrühmlichen Anfang der Schlacht, Aeschylos verschweigt ihn natürlich. Die Kühnheit eines äginetischen oder athenischen Kapitäns hemmte endlich den Rückzug der Griechen. Dasselbe äginetische Schiff nämlich, das von den Aeakiden zurückkehrte, fuhr auf ein feindliches Schiff los. Nach attischer Ueberlieferung dagegen war es der Athener Ameinias von Pallene, der den ersten Angriff machte. Kurz, die Griechen ermannten sich beim Anblick des Kampfes, den eines ihrer Schiffe, durch den heftigen Zusammenstoß am feindlichen Fahrzeug festliegend, muthig begonnen hatte, und sie eilten zur Hilfe herbei, woraus ein allgemeiner Kampf sich entspann.

Als Kleinasiate hörte Herodot natürlich auch von seinen Heimatsgenossen manche Einzelheiten über den Verlauf der Schlacht. Die Verschmelzung kleinasiatischer und europäischer Ueberlieferungen tritt in seinem Berichte ziemlich deutlich zu Tage. Es hat den Anschein, als ob die kleinasiatischen Griechen die Schlacht von Salamis geradezu als einen über die Athener und ihre Verbündeten errungenen Sieg betrachteten. Herodot wenigstens macht die Bemerkung, er wüßte viele jonische Kapitäne zu nennen, von denen griechische Schiffe genommen wurden.

---

[1] Diodor, XI, 16 fg.
[2] Herodot, VIII, 85.



Er begnügt sich, zwei zu nennen: die Samier Theomestor und Phylakos. Der erstere erhielt wegen seiner Tapferkeit die Herrschaft über Samos, der andere bekam viel Land zum Geschenk, sowie den Titel eines Wohlthäters des Königs. Diese Thatsachen, die ebenfalls von Herodot berichtet sind, dürften zeigen, daß auch der Perserkönig die Schlacht von Salamis als einen von ihm gewonnenen Sieg auffaßte. Wir lesen ferner die Anerkennung, daß fast sämmtliche Schiffe der Ioner mit Tapferkeit kämpften und nur wenige die ihnen von Themistokles zugekommene Ermahnung, ihre Stammgenossen in der Schlacht zu schonen, befolgten. Wir hören sogar, daß die ganze Mannschaft der persischen Flotte an diesem Tage unter den Augen ihres Königs alle Kraft anstrengte und sich noch viel besser hielt als bei Artemision. Wenn schon der Kampf am letzteren Orte weit eher den Persern als den Griechen den Sieg brachte, so mochten sich die Perser noch viel mehr ihres Sieges von Salamis rühmen.

Allerdings tritt bei Herodot die griechische Auffassung über die salaminische Schlacht stärker hervor als die persische. „Die Menge der persischen Schiffe ging bei Salamis zu Grunde, die einen wurden von den Athenern, die anderen von den Aegineten zerstört.“ Das ist offenbar eine athenisch-äginetische Ueberlieferung, in welcher die Mitwirkung der übrigen Verbündeten ganz verschwiegen wird. Die Fabel von der großen Ueberlegenheit der Feinde muß hier natürlich wieder zum Vorschein kommen. „Da die Griechen“, fährt Herodot fort, „in guter Ordnung kämpften, die Barbaren aber noch nicht geordnet waren und gar nichts mit Bedacht thaten, so konnte es ihnen nicht anders ergehen.“ Dieser Bericht paßt aber schlecht zu den vorangehenden Angaben des Historikers. Die Perser hatten ja den Kampf gesucht und waren in voller Schlachtordnung herangefahren; die Griechen dagegen, schon vor Beginn des Kampfes von Furcht ergriffen, hatten erst allmählich und schwerlich in guter Ordnung den Kampf aufgenommen. Es gab sogar eine athenische Ueberlieferung, die von Herodot nachträglich erwähnt wird, nach welcher die 40 Schiffe der Korinther gleich anfangs in größter

Furcht mit vollen Segeln die Flucht ergriffen und erst infolge eines göttlichen Wunders in den schon fast entschiedenen Kampf zurückkehrten. Das ist zwar eine gehässige Erdichtung oder Uebertreibung der später auf Korinth sehr erbitterten Athener, aber vielleicht liegt ihr die Thatsache zu Grunde, daß die Korinther beim ersten allgemeinen Schrecken etwas rascher oder weiter zurückwichen als die übrigen Griechen.[1] Eine Unordnung auf persischer Seite kann im Beginn der Schlacht höchstens dadurch entstanden sein, daß der Admiral Ariabignes — nach Herodot war die persische Flotte von 4 Admiralen befehligt[2] — im ersten Kampfe den Tod fand. In dieser Weise stellt Diodor die Schlacht dar, und seine Darstellung ist ziemlich glaubwürdig: die persischen Schiffe seien anfangs in guter Ordnung gefahren und erst in Unordnung gerathen, als sie von der hohen See in die Engen kamen; zugleich habe der Tod des voransegelnden Admirals gleich anfangs Verwirrung unter den Barbaren hervorgerufen, indem die vielen Befehlshaber widersprechende Befehle gaben. In diesem Bericht über den Tod des Admirals ist freilich der Irrthum enthalten, daß der einzige persische Oberkommandant gefallen sei. Solche Uebertreibungen konnten bei dem Siegestaumel der Griechen leicht entstehen, und zu Diodor's Zeiten bestand längst kein Zweifel mehr, daß die Schlacht bei Salamis der glänzendste Seesieg der Griechen war. Im Anschluß an Aeschylos schildert Diodor das siegreiche Vordringen der Griechen, besonders der Athener, und die jähe Niederlage und Flucht der Feinde. Nur auf dem rechten Flügel der Griechen läßt er den Kampf hin- und herwogen, bis die auf dem linken Flügel gegen die Phönizier siegreichen Athener herbeikamen und die Feinde zurückwarfen. Diese Schlachtschilderung ist so werthlos wie die bei Aeschylos und wie Diodor's vorangehende Beschreibung des Kampfes bei den Thermopylen.

Kehren wir zu Herodot zurück. An seine allgemeine Dar-

---

[1] Herodot, VIII, 94; Plutarch, De Herod. mal., 39; Simonides, 96 fg.

[2] Herodot, VII, 97.

stellung des Verhaltens der Perser und Griechen knüpft er die Bemerkung, er wisse nicht genau, wie die einzelnen Schiffe auf beiden Seiten gekämpft haben. Doch vermag er das Glück der Artemisia zu schildern, die beim König noch größeres Ansehen erlangte. Diese Schilderung ist durchaus glaubwürdig. Bedenken erregt nur am Schlusse der Ausruf des Xerxes: „Die Männer sind mir Weiber geworden, und die Weiber Männer.“ Dieses Wort ist wol eine Erdichtung der siegestrunkenen Griechen. Herodot selbst gibt den Ausruf nicht als feststehende Thatsache, sondern fügt bei: „dies soll Xerxes gesagt haben“.

Hierauf folgt der Bericht über die Verluste der Feinde. „In diesem Schlachtgetümmel fiel der Feldherr Ariabignes, Dareios' Sohn und Xerxes' Bruder, und noch viele hervorragende Männer von den Persern und Medern und den übrigen Bundesgenossen, nur wenige aber von den Griechen.“ Der Fall des persischen Admirals ist nicht zu bezweifeln, und Plutarch berichtet hierüber etwas ausführlicher.[1] Ariabignes war aber, wie schon bemerkt wurde, nicht der einzige Admiral auf persischer Seite. Weniger glaubhaft ist die Angabe von der geringen Zahl der gefallenen Griechen. Und noch unglaubwürdiger ist Herodot's Begründung: die Barbaren konnten nicht schwimmen, die Griechen aber, „deren Schiffe zerstört wurden“, schwammen nach Salamis hinüber. Die Phönizier und Joner waren wol ebenso des Schwimmens kundig wie die Athener, die sich eben erst dem Seewesen zu widmen begannen.

An den Bericht über die untersinkenden Barbaren reiht nun Herodot eine Angabe, die vor allem dazu beitrug, daß den Späteren die Schlacht von Salamis als eine vollständige Niederlage der Perser erschien. „Als die vorderen Schiffe der Perser sich zur Flucht wandten, da wurden die meisten zerstört; denn die hinten Stehenden, die mit ihren Schiffen vorwärts strebten, um sich ebenfalls vor dem König hervorzuthun, fielen auf die eigenen fliehenden Schiffe.“ Diese Worte widersprechen den früheren und späteren Angaben Herodot's. Es ist überhaupt

[1] Plutarch, Themistokles, 14.



nicht wol denkbar, daß die kampfgeübten Joner und Phönizier in eine so heillose Unordnung geriethen und sich selbst zu Grunde richteten. Waren sie — was in dem Berichte anerkannt wird — eifrig bemüht sich auszuzeichnen, so haben sich wol wenige auf die Flucht begeben, vielmehr strebten alle nach Aufrechterhaltung der Ordnung. Der Bericht entstammt vermuthlich dem Märchen von der ungeheuren Menge der persischen Schiffe. Es lag der Gedanke nahe, daß diese angebliche Menge sich selbst hinderlich war.

In solcher Ausmalung des Kampfes gefiel sich die griechische Ueberlieferung. Auch in die folgende Episode ist Dichtung eingemischt. Einige Phönizier, deren Schiffe zerstört waren, gingen zum König — wie konnten sie sich retten, da sie des Schwimmens unkundig waren? — und verleumdeten die Joner, durch deren Verrath ihre Schiffe zu Grunde gegangen seien. Es traf sich eben, daß ein samothrakisches Schiff sich besonders auszeichnete. Dasselbe bohrte ein attisches Schiff in den Grund und wurde gleich darauf selbst von einem äginetischen Schiff in den Grund gebohrt; die Samothraker aber sprangen auf das letztere und nahmen es. Beim Anblick der kühnen That ergrimmte Xerxes über die Verleumdung der Phönizier und ließ ihnen die Köpfe abhauen. — Diese Geschichte wurde wol von den Jonern erdichtet, welche auf die Phönizier, ihre alten Concurrenten, erbittert waren. Es ist nicht glaublich, daß der König so grausam gegen die phönizischen Schiffskapitäne verfuhr, und auf keinen Fall konnte sich der ganze Vorgang während der Schlacht abspielen. Die Heldenthat der Samothraker ist freilich nicht zu bezweifeln; sie beweist, daß die auf persischer Seite stehenden Griechen ihren Gegnern mindestens gewachsen waren.

Den Schluß der Schlacht stellt Herodot als eine ordnungslose Flucht der persischen Flotte nach dem Phaleron dar. Hierbei sollen sich noch die Aegineten besonders ausgezeichnet haben, indem sie sich vor die Meerenge legten und diejenigen Schiffe, welche den Athenern entkamen, zerstörten. Wir werden sehen, daß fast die ganze persische Flotte „entkam“. Bei der angeb-

lichen Flucht der Perser eroberte der Aeginete Polykritos ein sidonisches Schiff, dem zugleich das Schiff des Themistokles zugesetzt hatte. Dieses sidonische Schiff ist das einzige feindliche Fahrzeug, dessen Erbeutung erwähnt wird. Gewiß ist, daß die Aegineten sich wacker in der Schlacht hielten. Man ertheilte ihnen nach derselben den ersten Preis, den zweiten den Athenern. Als die tapfersten Männer erklärte man den Aegineten Polykritos und die Athener Eumenes und Ameinias. Ueber die Thaten des Eumenes schweigt Herodot. Der Aeginete hatte, wie eben erwähnt, ein sidonisches Schiff erbeutet. Ameinias soll die Schlacht begonnen haben. Außerdem verfolgte er das Schiff der Artemisia, und Herodot meint, er hätte in der Verfolgung gewiß nicht nachgelassen, wenn ihm bekannt gewesen wäre, daß Artemisia auf diesem Schiffe war, denn die Athener hatten einen Preis von 10000 Drachmen auf die Gefangennahme derselben gesetzt, weil sie es unerträglich fanden, daß ein Weib „gegen Athen in den Krieg ziehe“. Letztere Stelle ist bemerkenswerth, weil sie abermals bestätigt, daß der Zug des Xerxes sich blos gegen Athen richtete.

In einem kurzen Nachtrag berichtet Herodot über die Thätigkeit des Aristeides, des „besten Mannes“. Dieser führte eine Schar von Hopliten, die am Ufer von Salamis aufgestellt waren, auf die Insel Psyttaleia, und die dort befindlichen Perser wurden sämmtlich niedergemacht. Aus Herodot ersehen wir nicht, ob diese That besondere Bedeutung hatte; jedenfalls war die Schar der übergesetzten Hopliten, sowie die Zahl der niedergemachten Perser nicht sehr groß. Bei Aeschylos ist die Bedeutung des Vorgangs ganz maßlos übertrieben. Der Dichter sagt sogar, dieses neue Unglück der Perser sei doppelt so groß gewesen als die Niederlage der Flotte.[1] Daraus könnte man beinahe schließen, daß die Seeschlacht nicht sehr groß war, denn der Kampf auf der kleinen Insel war ohne Zweifel kurz und kostete wol nur einigen Hundert Menschen das Leben. In der allgemeinen Geschichte des Diodor wird der Kampf auf Psyttaleia

[1] Aeschylos, Perser, 436.

gar nicht erwähnt. Plutarch mußte ihn natürlich im Leben des Aristeides ausführlich behandeln. Seine Darstellung ist im ganzen glaubwürdig. Bei ihm wählt Aristeides die muthigsten Hopliten aus — also eine kleine Schar — und bringt sie auf kleinen Fahrzeugen zur Insel; die Perser werden niedergemacht bis auf einige Vornehme; unter diesen waren, wie man glaubte, drei Söhne der Schwester des Perserkönigs, Sandauke, welche mit Artayktes vermählt war; diese wurden sogleich zu Themistokles gesandt, der sie auf den Rath des Wahrsagers Euphrantides und auf Verlangen des Volkes dem Dionysos als Opfer schlachtete. Letzterer Vorgang fand nach einer zweiten Darstellung Plutarch's, der sich auf das Zeugniß des Philosophen und Historikers Phanias beruft, noch vor Beginn der Seeschlacht statt.[1] Somit wäre auch der Kampf auf Psyttaleia der Seeschlacht vorangegangen, was freilich mit den Angaben von Herodot und Aeschylos im Widerspruch steht.[2] Plutarch spricht zum Schluß die nicht unbegründete Vermuthung aus, daß in der Nähe von Psyttaleia die Seeschlacht am heftigsten tobte; denn auf dieser Insel wurde das Siegeszeichen errichtet.

Die Seeschlacht von Salamis, über deren Verlauf wir so wenig wissen, endete damit, daß die persische Flotte zum Phaleron, die griechische nach Salamis zurückkehrte.[3] Wenn Herodot von einer Flucht der Perser nach dem Phaleron spricht, so konnten die Perser von einer Flucht der Griechen nach Salamis reden. Die Perser behaupteten nach der Schlacht ihre Stellung bei der attischen Hauptstadt; die Griechen hatten die Küsten Attikas nicht vom Feinde säubern können. Schon aus dieser Sachlage geht hervor, daß die Schlacht von Salamis unentschieden war. Es ist aber bekannt, daß bei unentschiedenen Schlachten jeder Theil sich den Sieg zuschreibt, und besonders in der Ueberlieferung der Griechen wurde jede unentschiedene Schlacht ein glänzender Sieg. Sollte ein glücklicher Fund

[1] Plutarch, Aristeides, 9; Themistokles, 13.
[2] Gleichwol möchte ich der Angabe Plutarch's den Vorzug geben.
[3] Herodot, VIII, 92; 93; 96.

persische Urkunden über den Zug des Xerxes zu Tage fördern, so werden wir wahrscheinlich die Schlacht von Salamis als einen persischen Sieg dargestellt sehen.

Noch andere Umstände zeigen, daß die Schlacht von Salamis nicht mit der Niederlage und Flucht der Perser endigte. Herodot führt auffälligerweise weder die Verluste der Perser, noch die der Griechen an. Er spricht, wie wir sahen, nur allgemein von Niederlage und Flucht der Perser, worauf kein Gewicht zu legen ist. Er gesteht aber zu, daß „viele jonische Kapitäne" griechische Schiffe eroberten, und — was noch bemerkenswerther ist — er erwähnt nichts von eroberten Schiffen, mit welchen die Griechen nach Salamis zurückkehrten, ausgenommen nur jenes von dem Aegineten Polykritos eroberte Schiff. Von besonderem Gewicht ist ferner eine spätere Angabe des Historikers, wonach die nach Kleinasien zurückgekehrte Flotte der Perser noch 300 Schiffe stark war.[1] Die persische Flotte war vor der Seeschlacht der griechischen Flotte ziemlich gleich. Somit war sie nach der Schlacht kaum um den vierten Theil ihres Bestandes verringert. Nach Diodor freilich verloren die Perser in der Schlacht 200 Schiffe, ungerechnet die mit der Mannschaft gekaperten, deren Zahl auffälligerweise nicht angegeben wird; die Griechen dagegen sollen nur 40 Schiffe verloren haben.[2] Bei demselben Geschichtschreiber tritt aber später die persische Flotte in einer Stärke von 400 Schiffen auf, ungerechnet die phönizischen Schiffe, welche Angabe zwar wiederum übertrieben ist, aber jedenfalls das Zugeständniß enthält, daß die Perser nach der Seeschlacht noch sehr stark waren. Aber auch bei Herodot lesen wir das Geständniß, daß die Perser nicht sonderlich geschwächt waren. „Als die Seeschlacht vorüber war, zogen die Griechen die noch vorhandenen Schiffstrümmer nach Salamis hinein und waren bereit zu einer neuen Seeschlacht, in der Erwartung, der König werde noch die übriggebliebenen Schiffe gebrauchen." Das

[1] Herodot, VIII, 130.
[2] Diodor, XI, 19.



klingt fast wie eine griechische Niederlage. Man war also durchaus nicht in siegestrunkener Stimmung, sondern fürchtete einen neuen Angriff der Perser, deren Flotte noch immer stark war. In solchen Sätzen pflegt Herodot oder vielmehr die aus schlechten und guten Bestandtheilen zusammengesetzte Ueberlieferung den wahren Stand der Dinge zu verrathen. Die von Herodot erwähnten Schiffstrümmer aber sollten wohl die erbeuteten Schiffe vertreten. Uebrigens auch von den Schiffstrümmern gewannen die Griechen nur einen Theil. Denn viele Trümmer wurden nach Herodot's Angabe vom Westwind nach Attika getrieben. Es scheint die größere Masse der Schiffstrümmer in die Hände des Feindes gekommen zu sein.

Ueber das Verhalten des Perserkönigs nach der Seeschlacht gibt Herodot einen Bericht, in welchem sich das Wahre vom Unmöglichen leicht ausscheiden läßt. Unglaublich ist, daß Xerxes nach seiner angeblichen Niederlage in der Furcht, die Griechen möchten zum Hellespont fahren und durch Abbruch der Brücken seine Flucht aus Europa hindern, die Heimkehr beschlossen habe. Allerdings hätten die Griechen nach einem über die Perser errungenen vollen Sieg sogleich zum Hellespont segeln müssen, aber ein solcher Sieg war ja nicht errungen und der Gegner stand bereit zu einer neuen Seeschlacht. Herodot hat überdies vergessen, daß der Seeweg von Attika zum Hellespont viel kürzer ist als der Landweg, weshalb es unsinnig ist, Xerxes aus jenem Grunde an den Rückzug denken zu lassen. In Wahrheit hatte Xerxes die Heimkehr deshalb beschlossen, weil eben das Ziel des Feldzuges, die Bestrafung Athens, schon vollständig erreicht war. Auch versteht es sich von selbst, daß der Beherrscher eines so gewaltigen Reiches, wie Persien war, nicht allzu lange in der Ferne weilen durfte. Uebrigens weilte er geflissentlich noch einige Tage nach der Seeschlacht in Attika[1], um den Griechen zu zeigen, daß er sich als Sieger in diesem ganzen Kriege betrachte.

Ja er vollführte noch ein Werk, womit er den auf Salamis

[1] Herodot, VIII, 113.

weilenden Athenern neuen Schrecken einjagte und gewissermaßen eine Siegestrophäe im Meere aufrichtete: „Er begann nach Salamis hinüber einen Damm anzulegen und band phönizische Kauffahrer zusammen, die als Brücke und Wall dienen sollten, und er machte Kriegsvorbereitungen wie zu einer neuen Seeschlacht.“ Dieser Bau hängt wol zusammen mit der Liebhaberei der asiatischen Großherrn, gewaltige Brücken und Kanäle in eigenen und fremden Ländern aufzuführen, wobei ebenso sehr der Nachruhm des Erbauers als der praktische Nutzen der Anlage berücksichtigt war. Vielleicht wollte Xerxes, der trotz seines Krieges mit Athen[1] im innersten Herzen ein Griechenfreund war, zugleich ein Denkmal seiner Großmuth im feindlichen Lande hinterlassen, indem er durch seine Scharen die ersten und schwierigsten Arbeiten einer Landverbindung von Attika und Salamis ausführen ließ. Es ist daher nicht unmöglich, daß er, wie Strabon berichtet, schon vor der Schlacht von Salamis das Werk begann.[2] Jedenfalls wurde auch nach der Schlacht an dem Damme gebaut und die Griechen wagten nicht, den Bau zu stören — eine Thatsache, die ihren gefeierten Seesieg in eigenthümlicher Weise beleuchtet. Schwerlich verfolgte der König, wie Plutarch sagt, den Plan, seine Truppen nach Salamis überzusetzen und den feindlichen Schiffen den Durchgang zu sperren.[3] Beides wäre unsinnig gewesen; denn die Athener wären aus Salamis entflohen, wie vorher aus Attika, und die Schiffe konnten um Salamis herumfahren. Leider haben wir keine weiteren Nachrichten über diesen merkwürdigen Dammbau. Vermuthlich zeigten sich die Schwierigkeiten zu groß als daß

---

[1] Der ganze Krieg war ja, wie Herodot, VIII, 106 abermals gesteht, ein στράτευμα Περσικὸν ἐπὶ τὰς Ἀθήνας.

[2] Strabon, 395. Die Angabe des Ktesias, daß auf den Rath des Themistokles und Aristeides zur Verhinderung des Dammbaus Bogenschützen aus Kreta geholt wurden, ist nicht glaublich. Verschiedene Auffassungen der bezüglichen Stellen findet man bei Duncker, VII[5], 291; Wecklein, Tradition der Perserkriege, S. 56; Busolt, Griechische Geschichte, II, 179 und Die Lakedämonier, I, 440.

[3] Plutarch, Themistokles, 16.

sie in den wenigen Tagen, welche der König in Attika zuzubringen beschlossen hatte, bewältigt werden konnten. Die Athener dagegen haben wahrscheinlich sogleich nach dem Abzug des Feindes das Werk zerstört.

Nach der Schlacht von Salamis sandte Xerxes einen Boten in seine Hauptstadt Susa mit der Meldung des Geschehenen. Herodot flicht hier ein Lob des königlichen Postdienstes ein, der vortrefflich organisirt war. Was er jedoch über den Eindruck sagt, den die Botschaft des Königs in Susa gemacht habe, können wir unmöglich glauben: „Alle zerrissen voll Bestürzung die Kleider und erhoben ein endloses Wehgeschrei, unter Anschuldigung des Mardonios, und nicht sowol aus Verdruß um die Schiffe thaten dies die Perser als vielmehr aus Besorgniß für Xerxes.“ Die Dichtung des Aeschylos mag hier den Historiker beeinflußt haben. Beim Historiker aber ist die Scene noch dramatischer dargestellt als beim Dichter, indem bei jenem die maßlose Freude jäh in maßlosen Schmerz überschlägt. Als die Botschaft von der Einnahme Athens in Susa anlangte, da bestreute man, sagt Herodot — und dieser Theil seines Berichtes ist glaubwürdig — alle Straßen mit Myrten, man opferte und schwelgte über die Maßen. Und wenige Tage später soll auf die zweite Botschaft der jähe Umschwung erfolgt sein und das Volk soll sich nicht eher beruhigt haben als bis Xerxes anlangte.

Die kritiklose Verbindung verschiedener Ueberlieferungen zeigt sich wiederum aufs deutlichste in Herodot's Erzählung der auf die Seeschlacht folgenden Vorgänge. Während nach der einen Ueberlieferung — und diese ist die glaubwürdige — Xerxes noch mehrere Tage nach der Schlacht in Attika verweilte, ließ er nach der anderen Ueberlieferung die Flotte schon in der auf die Schlacht folgenden Nacht nach dem Hellespont absegeln. Da letzteres von vornherein unglaublich ist, mag man nun die Schlacht für eine Niederlage oder für einen Sieg der Perser ansehen, so haben einige Forscher die Vermuthung ausgesprochen, daß Herodot sich um einen oder zwei Tage geirrt habe.[1] Es

[1] Vgl. Duncker, VII^5, 298 fg.

ist jedoch viel wahrscheinlicher, daß Landheer und Flotte gleichzeitig den Heimweg antraten; schon der Dammbau forderte die Anwesenheit der Flotte. Herodot hat offenbar zwei widersprechende Ueberlieferungen verbunden und den Widerspruch dadurch zu beseitigen gesucht, daß er die eine Ueberlieferung auf das Landheer, die andere auf die Flotte bezog.

Die schlechtere, vom griechischen Siegestaumel durchtränkte Ueberlieferung beherrscht mehrere Kapitel.[1] Mardonios, der angebliche Urheber des ganzen Feldzugs, soll wegen des angeblich unglücklichen Ausgangs den Zorn des Königs gefürchtet haben. Xerxes selbst soll über die Seeschlacht tief betrübt gewesen sein. Mardonios richtet Trostworte an den König. So sehr nun diese Scene im Widerspruch mit der Sachlage steht, die Wahrheit schimmert auch in der schlechten Ueberlieferung einigermaßen durch. Ganz richtig ist nämlich die Bemerkung des Mardonios: „Keiner von diesen Griechen, die schon alles ausgerichtet zu haben glauben, wird aus den Schiffen steigend Dir entgegenzutreten versuchen, und auch keiner von diesem Festland; und die uns entgegentraten, büßten es." Ebenso richtig sind die Worte: „Nichts ist von den Persern verloren, und Du wirst nicht sagen, daß wir uns irgendeinmal als schlechte Männer zeigten." Dieser Ausspruch beleuchtet den vorangehenden Kampf bei Thermopylä, den die Griechen als ein Denkmal ihrer Tapferkeit und Kriegsüberlegenheit in die Weltgeschichte einzuzeichnen versuchten. Fabelhaft ist das auf Mardonios' Rede folgende Zwiegespräch zwischen Xerxes und Artemisia. Aber auch hier hat der Ausspruch der letzteren seine volle Richtigkeit: „Du hast ja, was Deines Zuges Ziel war, Athen verbrannt." Artemisia erhielt hierauf — was nicht zu bezweifeln ist — den Auftrag, die unehelichen Söhne des Königs, die den Zug nach Griechenland mitgemacht hatten, nach Ephesos zu bringen. Diese Söhne waren noch minderjährig[2], woraus wir ziemlich deutlich sehen,

---

[1] Herodot, VIII, 100 fg.

[2] Dies geht daraus hervor, daß sie unter der Obhut des Eunuchen Hermotimos standen.

daß die Expedition des Xerxes den Charakter eines Umzuges oder einer Vergnügungsreise hatte. Xerxes ließ seine Kinder auf dem Seewege nach Kleinasien bringen, um ihnen den Rückweg in die Heimat abzukürzen.[1] Er hielt die Seereise für ganz ungefährlich und sie war es auch wirklich — die Griechen, keineswegs Sieger in der Seeschlacht von Salamis, waren noch weit entfernt das Meer zu beherrschen. Noch am Tage der Schlacht sollen die Kinder des Königs die Seereise angetreten haben und in der darauffolgenden Nacht soll die ganze Flotte von Phaleron ausgelaufen sein, um möglichst schnell zum Hellespont zu gelangen. Ja man erzählte, die Perser hätten in ihrer Furcht die Klippen am Zoster für griechische Schiffe angesehen und seien in voller Verwirrung eine große Strecke weit weggeeilt. Die Griechen bei Salamis sollen das heimliche Entweichen der Perserflotte nicht bemerkt haben, ja „sie erwarteten eine neue Seeschlacht und bereiteten sich zur Abwehr". In letzterer Bemerkung tritt wieder die Wahrheit hervor, denn die Griechen konnten zufrieden sein, wenn sie nicht abermals angegriffen wurden. Dann aber sollen sie dem Feind bis Andros gefolgt sein und hier Rath gehalten haben. Daß aber die Berathung nicht auf Andros, sondern auf Salamis stattfand, geht hauptsächlich aus einer Stelle bei Thukydides hervor.[2]

Der Bericht über diese Berathung ist merkwürdig. Themistokles machte, wie es heißt, den Vorschlag, man solle zum Hellespont fahren und die Brücken abbrechen. Obwol Herodot und Plutarch hier übereinstimmen, so mag doch bezweifelt werden, daß Themistokles, der mit überaus scharfem Geist jede neue Wendung der Verhältnisse überblickte, einen solchen Vorschlag machte. Denn durch die Verfolgung des Feindes wäre es zu einer neuen Seeschlacht gekommen, welche man eben auf

[1] Vermuthlich hatte eine größere Anzahl von Schiffen den Befehl, nach Kleinasien zu fahren, und daraus mag bei den Griechen das Märchen von dem heimlichen Entweichen der Phönizier entstanden sein. Diodor, XI, 19.

[2] Thukydides, I, 137, 4; Vgl. Duncker, Abhandlungen aus der griechischen Geschichte, S. 41 fg.; Geschichte des Alterthums VII[5], 299.

griechischer Seite vermeiden wollte und mußte. Die Zerstörung der hellespontischen Brücken hätte den Griechen zwar bei Beginn des Krieges genützt, nach der glücklichen Ausführung des persischen Feldzuges dagegen war sie von geringer Bedeutung, wie schon daraus hervorgeht, daß die Heimkehr des Xerxes auch ohne die Brücken — sie wurden durch die Meereswogen zerstört — gut von statten ging. Auf die Idee, dem König den Rückzug abzuschneiden, konnte die Ueberlieferung erst dann verfallen, als man die Schlacht von Salamis für einen großen Sieg der Griechen ansah. Man schrieb nun dem Themistokles — vielleicht verbreitete er selbst das Märchen — einen großartigen Plan zur Ausbeutung des angeblichen Sieges zu. Aber freilich mußte man zugestehen, daß der Plan nicht ausgeführt wurde. Die Schuld schob man natürlich wieder auf die Spartaner, auf den Oberfeldherrn Eurybiades. Dieser hält bei Herodot eine Rede, in welcher ganz mit Recht darauf hingewiesen wird, daß man froh sein dürfe, wenn der Perser Europa verlasse. Bei Plutarch werden dieselben Gründe mit noch größerem Nachdruck von Aristeides gegen Themistokles geltend gemacht.[1] Der Kriegsrath verwarf hierauf, wie es heißt, den angeblichen Vorschlag des athenischen Admirals. Seltsamerweise folgt nun bei Herodot eine Rede des Themistokles an die Athener, worin dieser ganz im Widerspruch mit seiner vorangehenden Rede zur Mäßigung im Siege mahnt und von der Verfolgung der Feinde abräth. Diese zweite Rede ist, wenn man von Einzelheiten absieht, in ihrem Hauptinhalt viel glaublicher als die erste. Herodot hält die zweite Rede für so geschichtlich wie die erste, er fühlt jedoch den Widerspruch und thut deshalb den merkwürdigen Ausspruch: „Das letztere sagte Themistokles, um sich ein Guthaben bei dem Perser einzulegen, damit er, falls ihm einmal von den Athenern etwas widerfahre, eine Zuflucht habe, wie es auch wirklich geschah“. Natürlich konnte Themistokles

[1] Daraus folgt noch keineswegs, daß Plutarch sich eine willkürliche Bearbeitung Herodot's erlaubte, wie A. Bauer, Themistokles, 159, zu zeigen versucht.

nicht voraussehen, was ihm viele Jahre später von den Athenern widerfuhr[1], wol aber dachte der verschlagene und grundsatzlose Mann schon mitten im Perserkriege an die Möglichkeit seines Uebertritts zu Persien, wobei er das Beispiel vieler angesehener Griechen, sogar eines Spartanerkönigs vor Augen hatte, und gerade nach der Schlacht bei Salamis, durch welche die Griechen nichts gewonnen, aber viele Schiffe verloren hatten, mochte er er den verrätherischen Gedanken noch mehr Raum geben als vorher. Herodot vertritt die ganz richtige Anschauung, daß Themistokles zwar ein sehr begabter und kluger Mann war, in seinen Plänen aber zumeist von selbstsüchtigen und ehrgeizigen Beweggründen geleitet wurde.

Von diesem Gesichtspunkt ist auch die bekannte Geschichte von einer abermaligen Botschaft an den Perserkönig zu beurtheilen. Themistokles sandte ein Boot nach Attika zu Xerxes mit der Meldung, er habe, um dem König einen Dienst zu erweisen, die Hellenen zurückgehalten, die persische Flotte zu verfolgen und die Brücken am Hellespont abzubrechen; der König könne jetzt ruhig heimkehren.[2] Das ist offenbar ein höchst verrätherisches Verhalten des athenischen Admirals. Ueberdies scheint der Inhalt der Botschaft, zumal nach einer Bemerkung des Thukydides[3], erlogen zu sein, wie Themistokles überhaupt die Gewohnheit hatte, Feinde und Freunde zu belügen, je nach seinem Interesse. Auf die Verschwiegenheit der Bemannung des Bootes konnte Themistokles nach dem Zeugnisse Herodot's unbedingt rechnen. Gleichwol wurde der Vorgang später bekannt, und Themistokles schrieb sich nun das Verdienst zu, er habe mit Glück eine List gebraucht, um den Perserkönig zum schleunigen

---

[1] Hierin hat Duncker Recht in seiner Abhandlung über „den angeblichen Verrath des Themistokles" (Abhandlungen, S. 44), dagegen vermag ich seinen übrigen Ausführungen nicht beizustimmen.

[2] Nach Herodot war der Ueberbringer der Botschaft wiederum Sikinnos, nach Plutarch, Themistokles, 16, Aristeides, 9, Polyaen I, 30, 4 dagegen war es der Verschnittene Arnakes. Es ist möglich, daß hier Plutarch den Herodot berichtigen wollte.

[3] Thukydides, I, 137: ἣν ψευδῶς προσεποιήσατο.

Rückzug zu bestimmen. Die letztere Auffassung drang infolge der griechischen Siegesfreude und Leichtgläubigkeit in die Geschichte ein; sie herrscht noch nicht bei Herodot, wol aber bei den späteren Historikern. Diodor, Plutarch, Nepos, Justin preisen die List des Themistokles und schreiben ihr eine entscheidende Einwirkung auf den Entschluß des Königs zu. Doch wie kann man im Ernste glauben, daß ein kluger und kriegserfahrener Heerführer, wie Xerxes ohne Zweifel war, für einen so plumpen und verächtlichen Kniff des feindlichen Admirals zugänglich war? Die Griechen wurden in der Folge nicht müde, ihren angeblichen Sieg von Salamis zu rühmen, und häuften dabei einen weit übertriebenen Ruhm auf Themistokles, der den Siegesjubel seiner Landsleute sogleich für sein Interesse auszubeuten wußte. Unmittelbar nach dem Abzug der Perser zeigte dieser Mann gegen die eigenen Landsleute, die Inselgriechen, seinen überaus gewaltthätigen, selbstherrischen und habsüchtigen Sinn.[1]

Auf Xerxes übte die angebliche Kriegslist des Atheners gar keinen Einfluß, denn er wartete, wie Herodot nach der besseren Ueberlieferung mittheilt, nach der Seeschlacht noch einige Tage, ehe er den Rückweg antrat. Der Krieg war beendet durch die Bestrafung Athens. Kein griechisches Heer hatte sich dem Perser entgegengestellt. Nur am Passe von Thermopylä hatten die Griechen Mittelgriechenland zu vertheidigen versucht und waren schon am dritten Tage des Kampfes besiegt worden. Die Athener hatten schmählich ihr Land und ihre Stadt verlassen und der feindlichen Verwüstung preisgegeben. Sie hatten dann nicht den geringsten Versuch gemacht, den Feind, der in ihrem Gebiete lagerte, zu beunruhigen und zu vertreiben. Mit ihrer Flotte waren sie nach erfolglosen Kämpfen zuerst von Artemision nach Salamis zurückgewichen, dann hatten sie, vom Feinde eingeschlossen und angegriffen, eine Schlacht liefern müssen, aus welcher sie nach großen Verlusten wieder in die Bucht von Salamis zurückkehrten, während der Feind seine Stellung vor

[1] Herodot, VIII, 111 fg.

Athen nicht aufgab. Sie verbrachten hierauf mehrere Tage in Furcht, der Feind möchte sie von neuem angreifen, und wagten sich nicht aus der Bucht hervor. Doch der Feind, zufrieden mit seinen bisherigen Erfolgen, kehrte in die Heimat zurück. Erleichtert athmeten die Griechen und besonders die Athener auf, aber mit den Gefühlen der Erleichterung und Freude verband sich schnell die nationale Eitelkeit und Prahlsucht, und man fabelte von einem gewaltigen und des höchsten Ruhmes würdigen Siege, durch welchen man eine vielfach überlegene Flotte fast vernichtet und ein nach Millionen zählendes Heer von Barbaren aus dem Lande gejagt habe.

Friedrich der Große als Schriftsteller.

Von

Dr. Rich. Mahrenholtz in Dresden.

1. Friedrich's Stellung zur französischen Aufklärung.

Wenn man Voltaire als den Patriarchen der Aufklärung bezeichnet hat, so könnten wir dem größten Herrscher Preußens denselben Ruhmestitel geben. Denn in unzertrennlicher Verbindung stehen für den Literarhistoriker die Namen Voltaire's und Friedrich's des Großen. War auch der erstere, nach Friedrich's treffender Bemerkung, „ganz Franzose"[1] und verleugnet der letztere selbst als französisch schreibender Literat nie den Deutschen, so hat doch der jüngere Mitstreiter für das Aufklärungsideal des Jahrhunders sich an dem älteren geschult und gebildet, in ihm den Lehrmeister des französischen Stils gefunden und sich mit den Lieblingsgedanken desselben erfüllt. Schon in den ersten Schriften Friedrich's zeigt sich Voltaire's Mitwirkung. Der „Antimachiavel" wurde durch seine Beihilfe dem Drucke übergeben und in der Form gemildert; daß bei den etwas früher geschriebenen „Considérations sur l'état présent du corps politique de l'Europe" Voltaire nicht ebenfalls den literarischen Geburtshelfer spielte, verhinderten nur politische Rücksichten.[2] In der ersten Bearbeitung der Geschichte der schlesischen Kriege zeigt die Vorrede überall den Einfluß des

---

[1] „Voltaire était tout Français, mais pensait en Grec", Oeuvres, XXV, 156.

[2] M. Duncker, in „Zeitschrift für preußische Geschichte und Landeskunde", 1871, S. 23 fg.

Voltaire'schen Geistes und Stiles, sie ist unter den Eindrücken der Einleitung von Voltaire's Weltgeschichte entstanden. Auch in der Umarbeitung des „Avant-propos" vom Jahre 1775 blieben die Voltaire entlehnten Grundgedanken fast unverändert stehen. Eine leitende Idee, die sich durch Friedrich's Geschichtsauffassung hindurchzieht — der Gegensatz der französischen und englischen Politik — hat Voltaire's Brief vom 5. Februar 1747 dem königlichen Autor an die Hand gegeben.[1] Mitarbeiter und Corrector der Memoiren des Hauses Brandenburg und mancher Gedichte Friedrich's wurde dann wiederum Voltaire, als er am preußischen Hofe weilte. Die Eigenheit des Historikers Voltaire, das Culturgeschichtliche mit dem Politischen mehr äußerlich zu verbinden, als innerlich zu verschmelzen, kehrt auch in jenen Memoiren des Hauses Brandenburg und in anderen Geschichtswerken Friedrich's wieder. Aber in einer Hinsicht ist auch der Geschichtschreiber Friedrich seinem Vorbilde überlegen, in der Werthschätzung des kriegsgeschichtlichen Elementes.[2] Nicht zwar auf das ermüdende Detail des Fechtens und Marschirens kam es ihm an, sondern auf die klare Erörterung der Hauptgrundsätze des Kriegführens, der ausschlaggebenden Momente der Feldzüge und Schlachten. Das verschönernde Idealbild, welches Voltaire von Karl's XII. Kriegen entworfen hatte, erschien ihm lächerlich, als er selbst die abenteuerreichen Feldzüge des „schwedischen Alexander" genauer studirt und zum Gegenstand einer vortrefflichen, Licht und Schatten gleichmäßig vertheilenden Darstellung gemacht hatte. (Oeuvres, XII, 69 fg.) — Und noch eins unterscheidet Friedrich's geschichtliche Darstellungen vortheilhaft von denen Voltaire's — die unbestechliche Wahrheitsliebe, selbst da, wo die Verschönerung der eigenen Thaten, die Verschweigung mancher Motive so nahe lag. Kein anderer Staatsmann würde die Theilnahme an der von den Völkerrechts-

---

[1] Wiegand in „Quellen und Forschungen zur Sprache und Culturgeschichte der germanischen Völker", V, 26 fg.

[2] Die Vernachlässigung desselben hebt er (an Voltaire, 22. Febr. 1747) als Fehler der herkömmlichen Geschichtsdarstellung hervor.

schwärmern des Aufklärungszeitalters heftig geschmähten Zerstückluug Polens so aufrichtig, bis ins Einzelnste wahr geschildert haben.[1]

Indessen fehlt es nicht an Uebereinstimmungen des Lehrmeisters und Nachahmers, die nicht ein unbedingter Vortheil des letzteren waren. Wie Voltaire, sucht auch Friedrich einen Ludwig XIV. und selbst dessen Urenkel Ludwig XV. zu vertheidigen und die Aufhebung des Toleranzedictes von Nantes in ein milderes Licht zu stellen. Auch die Anfänge der Regierung Ludwig's XVI. haben beide mit gleich übertriebenen Erwartungen willkommen geheißen.[2] Nur urtheilte Voltaire in solchen Dingen als Patriot, Friedrich als Staatsmann, der die Schwierigkeiten des Herrscherberufes zu wohl kannte, um an absprechenden Urtheilen über Regenten Gefallen zu finden. Ebenso zeigt sich der Einfluß des französischen Philosophen in der Vorliebe für republikanische Freiheit, die namentlich in den Jugendschriften Friedrich's sehr auffallend hervortritt. Auch Voltaire hatte in seiner Jugendzeit die holländische Staatenverfassung schätzen gelernt, für die parlamentarische Freiheit Englands sich begeistert — und England galt selbst einem Staatsmanne, wie Friedrich dem Großen, für eine halbe Republik — noch in seinem Charles XII. Lobsprüche auf die Freistaaten eingeflochten. Aehnlich Friedrich selbst. Im „Antimachiavel“ ist er voller Bewunderung für die englische Verfassung, im ersten Capitel der „Histoire de mon temps“ rühmt er die Schweizer Verhältnisse und die Republiken überhaupt, erst seit 1750 zeigt er sich von seiner Vorliebe für den Parlamentarismus Englands geheilt.[3] Aber nicht undeutlich stellt er auch dann noch das republikanische Verfassungsprinzip über das monarchische. Die guten Könige stürben, die guten Gesetze seien ewig, heißt es in der branden-

---

[1] Vgl. Wiegand a. a. O., S. 68.

[2] Friedrich's Urtheil über Ludwig XIV. werden wir bei Besprechung der Geschichtswerke erörtern. Ueber Ludwig XV. u. XVI. vgl. die Briefe an d'Alembert (Oeuvres, XXIV, 638; XXV, 3, 17); über die Hugenottenbedrückung ebd., XXIV, 531.

[3] Oeuvres, VIII, 125; X, 121.

burgischen Geschichte (I, 238), und noch 26 Jahre später bemerkt er, daß in der Monarchie alles von der Administration abhinge, sie könne daher die beste, aber auch die schlechteste aller Regierungsformen sein.[1] In der Theorie wenigstens war Friedrich auch ein Anhänger der Lehre von der Volkssouveränetät, der Herrscher gilt ihm daher nur für den ersten Diener oder Beamten (serviteur, magistrat) des Staates. Sein scharfer Blick hat natürlich die Schattenseiten der Republik, wie den Wechsel der Volksgunst und die Gefährdung der Freiheit durch den Ehrgeiz Einzelner, erkannt, und deshalb war er nicht geneigt, sich von der öffentlichen Stimmung in seinen Regierungshandlungen irgendwie beeinflussen zu lassen.[2] Bei seiner großen und eindringenden Menschenkenntniß wußte er wohl, daß die Verdienste der Regenten bald nach ihrem Tode vergessen würden und eigentlich nur von den Zeitgenossen geschätzt seien, daß auch die beste Regierung nichts an der Schlechtigkeit der Menschen ändern könne.[3] Darin stimmt sein Skepticismus zu Voltaire's Lebensanschauung, denn auch der menschenkundige Philosoph wollte die große Masse von seinen Aufklärungsbestrebungen ausschließen und neben den höheren Ständen nur noch die jüngere, bildungsfähigere Generation des Bürgerstandes emporzuheben suchen.[4]

Nicht nur als Philanthrop, sondern auch als Philosoph und als Kunstbeurtheiler war Friedrich in mehr als einer Hinsicht der Schüler Voltaire's. Mit diesem theilt er die Bewunderung eines Bayle und Newton, deren Schwächen ihm aber so wenig entgingen, wie seinem Lehrmeister[5], die uneingeschränkte Vorliebe für Locke, die Hochschätzung eines Cicero (XXVI, 301, an Prinz Heinrich), die Antipathie gegen Plato (XXIV, 113, an Marie

---

[1] Oeuvres, IX, 198.

[2] VIII, 25; XXIV, 305, 463 (an Marie Antonie von Sachsen und an d'Alembert); XXV, 185; XXVII, 117 (an d'Alembert).

[3] Letzteres sagt er schon in den Briefen an Wilhelmine, 22. September u. 27. Oktober 1747 (XXVII[1], 164, 166).

[4] S. des Verf. Schrift: „Voltaire's Leben und Werke", II, 135 Anm.

[5] An Voltaire über Newton, Oeuvres, XXI, 278; XXIII, 421; über Bayle VII, 123 fg.

Antonie von Sachsen), endlich auch die Abneigung gegen Leibnitz. Ebenso betrachtet er die großen Dichter Frankreichs meist nach Voltaire's Gesichtspunkten. Racine gilt ihm als der vollendetste Meister der Poesie, wogegen er an Corneille die Vorliebe für das Romanhafte und Wunderbare tadelt und die Dichtungen desselben geradezu für „langweilig" erklärt.[1] Boileau wird zwar von Friedrich in den Betrachtungen über d'Alembert's „Réflexions sur la Poésie" historisch richtiger gewürdigt als von Voltaire, aber er weist doch auf den Abstand eines Boileau und Horaz hin.[2]

Als den echten Zögling Voltaire's finden wir Friedrich auch in den Ansichten vom Krieg und vom Strafrecht wieder. Der größte Feldherr des Jahrhunderts betrachtet die Kriege nur als nothwendige, aber tief beklagenswerthe Folgen der menschlichen Rohheit und Schlechtigkeit. Er will sie thunlichst einschränken und abkürzen, erkennt nur den Vertheidigungskrieg als berechtigt an und stellt die Männer des Friedens hoch über die des Krieges. Alexander der Große und Karl XII. sind ihm bloße Abenteurer, die der Ruhmdurst berauscht habe; wer durch muthwillig herbeigeführten Krieg Unheil über die Menschheit bringt, steht ihm — einem Cartouche gleich.[3] Hätte er seiner Neigung folgen können, so würde er sein Leben der Kunst und Wissenschaft in stiller Einsamkeit geweiht haben[4], nur die Nothwendigkeit der Dinge und das Pflichtbewußtsein des echten Hohenzollern hat ihm den Degen, statt der Feder in die Hand gezwungen. Die Kriegsgräuel schildert er in vielen Briefen und Gedichten als die schlimmsten Seiten der menschlichen Barbarei. Inmitten der Sorgen und Gefahren seiner Feldzüge sehnt er sich nach geistiger Erquickung und nach literarischer Thätigkeit, läßt sich Bücher über Bücher senden, schreibt Gedicht

[1] An d'Argens, 13. December 1761 (XIX, 271) und an Mme. de Camas, 8. Oktober 1735 (XVI, 134).

[2] An Marie Antonie, 12. Februar 1767.

[3] S. die Briefe an Prinz Heinrich, an Milord Marischal und an Marie Antonie, XXVI, 112; XX, 271 u. XXIV, 66, 94.

[4] An die letzterwähnte Fürstin, XXIV, 129.

auf Gedicht, Brief auf Brief, Abhandlung auf Abhandlung. Von einer „Poesie des Krieges" hätte er nimmermehr wie der große Schlachtenlenker unserer Tage gesprochen. Ebenso erfüllten ihn die rohen Criminalgesetze und die Gräuel der Folter- und Marterjustiz seiner Zeit, als Reste mittelalterlicher Barbarei, mit tiefstem Abscheu. Milde in der Bestrafung der Vergehen und Verbrechen predigt er unablässig, mit vollem Herzen wendet er sich den Humanitätsgedanken eines Beccaria und Voltaire zu.[1] Nur die Todesstrafe glaubte er als Abschreckungsmittel und als Sühne nicht entbehren zu können.

Die bitteren Enttäuschungen, welche Friedrich durch den persönlichen Verkehr mit Voltaire empfing, haben sein Urtheil über den großen Vorkämpfer der Aufklärung und Humanität nicht irregeführt. Denn die eigennützigen Absichten und kleinen Schwächen Voltaire's erkannte er schon nach der ersten Zusammenkunft mit ihm, auch hat er den philosophischen Ueberzeugungen seines Lehrmeisters schon in den frühesten Briefen sein selbständiges Urtheil entgegengestellt. Sein uneingeschränktes Lob galt vierzig Jahre lang dem Dichter Voltaire, nicht dem Philosophen und Historiker. Die hohe Bedeutung Voltaire's als Dichter und Meister des französischen Stiles erschien ihm gerade in den zwei letzten Jahrzehnten seines Lebens um so glänzender, als er den Verfall der französischen Literatur bitter beklagen mußte.[2] Insbesondere erkannte er die Urbanität in Voltaire's Schreib- und Denkweise, die sich von den leidenschaftlichen Uebertreibungen der Encyklopädisten so vortheilhaft unterschied, mit Wärme an.[3] Sein Schmerz über den Tod des großen Lehrmeisters galt in erster Linie der französischen Literatur und Philosophie, nicht der Person Voltaire's.[4]

Was Friedrich nicht nur mit Voltaire, sondern mit allen Vorkämpfern der Aufklärung theilt, ist seine skeptische Grund-

---

[1] S. u. a. Oeuvres, XXV, 379; XXIV, 285; XXIII, 149 (an Condorcet, Graf Lamberg und d'Alembert).

[2] An d'Alembert, XXIV, 587; XXV, 235.

[3] An denselben, XXIV, 597.

[4] An de Catt und an d'Argental, Aug. 1778 u. 7. Febr. 1779.

ansicht in religiösen Fragen. Schon frühzeitig tritt dieselbe bei ihm hervor. Wir wollen auf einen Jugendbrief, in dem er sich „le filosofe“ nennt und auf ähnliche Schreiben aus frühester Zeit keinen Werth legen, aber, daß sein Glauben ein sehr schwacher sei, bekennt er schon 1736 seinem geistlichen Rathgeber Achard. Die Unsterblichkeit der Seele und deren Verschiedenheit vom Leibe war ihm stets ein Gegenstand ernsten Zweifels, der mit zunehmendem Lebensalter immer stärker wurde.[1] Aus staatsmännischen Rücksichten und aus Schonung für Andere bequemte er dem Glauben an ein Jenseits sich bisweilen an, gestand auch die Nützlichkeit desselben für die Menschen zu, doch versprach er sich von zeitlichen Vortheilen mehr moralische Wirkung, als von der Furcht vor den ewigen Strafen.[2] Atheist war Friedrich so wenig, wie Voltaire, auch sprach er sich gegen den Materialismus zuweilen nicht ohne Schärfe aus (z. B. in dem Briefe an d'Alembert vom 18. October 1779), aber die Weltregierung und das innerste Wesen Gottes waren für ihn in ein metaphysisches Dunkel gehüllt. Die Vorsehung Gottes bezeichnet er in einem Briefe an d'Argens (13. Mai 1761) als „ein Verhängniß, welches die Weltbegebenheiten verkettet“, er glaubt nicht, daß dieselbe sich um die Jämmerlichkeiten des menschlichen Lebens bekümmere. Der Gottheit des Zufalls und der von ihm so oft erwähnten „causes secondes“ gestand er eigentlich mehr Macht zu, als der göttlichen Vorsehung. Das Wohl des Individuums sei für die Weltregierung ganz bedeutungslos, nur die Menschheit im großen und ganzen komme in Betracht. Der Einzelne handle aufs Gerathewohl, ohne die Folgen seines Thuns vorauszusehen, er sei nur eine Maschine, die so lange ginge, wie es dem großen Architekten gefiele.[3]

---

[1] S. an Mme. de Camas, 13. December 1735, und an Beausobre, 30. Jan. 1737 in Oeuvres, XVI, 122, 135; an d'Alembert, 13. März 1771 (XXIV, 531); vgl. auch die „Epître au marquis d'Argens“ aus dem Jahre 1757 und die in den letzten Lebensjahren geschriebenen: „Vers sur l'existence de Dieu“ (XII, 54; XIV, 18 fg.).

[2] An Prinz Heinrich, XXVI, 480.

[3] An d'Argens, 13. Mai 1761 (XIX, 225), an d'Alembert, 18. Mai 1782 (XXIV, 225).

Fragen, wie die menschliche Willensfreiheit, die er anfänglich Voltaire gegenüber bestritt, seit 1758 aber in eingeschränktem Sinne zugab und 1770 sogar in seiner Kritik von Holbach's „System der Natur" mit Entschiedenheit verfocht, wie die in seiner Jugend vertheidigte Prädestinationslehre[1], wie der Ursprung des Bösen in der Welt u. a. rechnete er, namentlich in späteren Jahren, zu den unerforschlichen Problemen der Metaphysik.[2] Aber nicht blos die Metaphysik, auch die Physik war ihm Gegenstand des Zweifels, wie er z. B. in einem Briefe an seine Schwester Wilhelmine die Experimentalphysiker als „Charlatane" bezeichnet (30. November 1755). Man kann sich vorstellen, wie ein solcher Skeptiker über die Geschichte der christlichen Kirche urtheilte. Schon die Verschiedenheit der evangelischen Berichte erweckte in ihm Mistrauen, die Legenden der katholischen Ueberlieferung sind ihm eine Zielscheibe des Spottes und der Verachtung. Ganz in Voltaire's Geiste sind z. B. seine Vorrede zu dem „Auszug aus Fleury's Kirchengeschichte" und die „Sechs versifizirten Episteln über die Kirchengeschichte" geschrieben. Schlechter noch, als von der christlichen Kirche, dachte er von der jüdischen Religion. Moses sei nur ein blindes Werkzeug Jehova's gewesen und stände an wahrer Bedeutung den Helden des Alterthums nach, die Israeliten seien das abergläubischste und verfolgungssüchtigste aller Völker, sie hätten zuerst Dogmen, Priesterherrschaft, Religionskriege gehabt.[3] Auch die von den Aufklärern sonst gepriesenen Religionslehrer Zoroaster und Numa gelten ihm als Betrüger.[4] Jesus, wie das Christenthum überhaupt, wird von ihm nur wegen seiner Morallehren geschätzt (XXIV, 382). Den Protestantismus beurtheilte er günstiger als sein Lehrmeister Voltaire und andere Aufklärungsphilosophen es zu thun vermochten, einmal, weil die Reformation mit den bran-

[1] S. die in Sybel's „Historische Zeitschrift", Bd. 67, Heft 3, S. 475 fg. mitgetheilten Dokumente.

[2] So an d'Argens, 12. Mai 1759 und 11. Juni 1761; an Luise Dorothea von Gotha, 17. Mai 1760; an d'Alembert, 23. März 1782.

[3] Oeuvres, VIII, 80—81, 97.

[4] An d'Alembert, 3. April 1770.

denburgisch-preußischen Ueberlieferungen eng verknüpft war, dann, weil sie der Geistesfreiheit und Aufklärung vorgearbeitet und vor der katholischen Religion sittliche Vorzüge voraushabe.[1] Den Helden von Wittenberg wußte der Held von Leuthen gebührend zu schätzen, wie mehr als eine Stelle der „Geschichte des Hauses Brandenburg" beweist. Seine ungünstige Meinung über die katholische Kirche wurde noch durch das Verhalten des Papstes im Siebenjährigen Kriege und durch dessen offene Parteinahme für Friedrich's Gegner verschärft. Erst nach 1763 fanden sich in Friedrich's Briefen Aeußerungen, wie die, daß der Papst „der Betrüger der Betrüger" sei, daß das Papstthum einer Hydra gleiche, gegen welche auch er kämpfen müsse, daß der Hochmuth der Päpste ein Hohn auf Jesu Demuth sei[2], erst von da an wählt Friedrich die römische Kirche mit Vorliebe zur Zielscheibe seiner satirischen Gedichte und Flugblätter. Spöttisch bemerkt er über die Heiligen dieser Kirche, man spreche sie erst 100 Jahre nach dem Tode heilig, wo das Andenken an ihre kleinen Schwächen geschwunden sei, und über die Päpste, daß sie erst im vorgerückten Alter gewählt würden, damit die Macht der sinnlichen Leidenschaft nichts mehr über sie vermöge. Von dem katholischen Cultus gab Friedrich zu, daß er bei der Menge religiöse Begeisterung hervorrufe, doch in sittlicher Hinsicht stand ihm jeder Katholik tiefer, als der Protestant.[3] Seine staatsmännische Weisheit zeigt sich aber darin, daß er den katholischen Unterthanen dieselbe Duldsamkeit bewies, wie den protestantischen; wie denn das oft angeführte Wort, ein jeder solle nach seiner Façon selig werden, zu Gunsten der Katholiken Preußens gesprochen wurde und sich gegen die Intoleranz der protestantischen Geistlichkeit richtete.[4] Als er Schlesien in Besitz nehmen wollte, ging ihm der Ruf eines duldsamen, milden Herrschers voraus

[1] Oeuvres, VII, 142; XXVI, 480.

[2] An Luise Dorothea, 9. März 1764; an Marie Antonie, 12. Juli 1769; an d'Alembert, Januar 1780 (XXV, 137).

[3] An Prinz Heinrich, 14. December 1782.

[4] Büsching, Charakter Friedrich's II., 2. Aufl. (Berlin 1788), S. 206 fg.

und die schlesischen Katholiken hofften, durch ihn von einer Menge drückender Abgaben befreit zu werden.[1] Selbst dem in den katholischen Staaten verfolgten Jesuitenorden gegenüber bewies er durch die That, daß das Wort Toleranz ihm mehr bedeute, als den französischen Aufklärungsphilosophen. Zwar schreibt er an d'Argens, die Jesuiten hätten ihr Schicksal mehr verdient, als die Tempelritter (25. September 1761), und billigt die grausame Vertreibung der Väter aus Spanien und Portugal[2], aber die Verdienste des Ordens um Unterricht und Erziehung erkennt er mehr als ein mal an. Aus diesem Grunde nahm er die Vertriebenen im preußischen Staate als Erzieher und Lehrer auf, verbot ihnen aber die Ordenstracht. Den Anschuldigungen gehässiger oder abergläubischer Gegner der Jesuiten, wie z. B. die angebliche Vergiftung Clemens' XVI. aus Rache für die Aufhebung des Ordens, tritt er in einem Briefe an d'Alembert, dem unversöhnlichen Feinde der Jünger Loyola's, bestimmt entgegen (15. Mai 1774).

Daß Friedrich den Dogmen des Christenthums nicht nur als Zweifler, sondern auch als Spötter gegenübertrat, darf bei einem Voltaireaner nicht Wunder nehmen. Insbesondere an dem Mysterium des Abendmahles, das er als ein „dévorer son Dieu" verspottete, hat er in der schonungslosen Weise seines Lehrmeisters seinen Witz geübt. — Als feste Anker im Meere der Zweifel und Verneinungen blieben ihm: die Moral und der Gedanke an seines Staates Wohlfahrt. Daß der Mensch durch moralische Lehren gebessert werden könne, war Friedrich's feste Meinung, obwol er mit zunehmendem Alter immer entschiedener an die unheilbare Schlechtigkeit der menschlichen Natur glaubte. Der Mensch sei überall derselbe, ein Kind der Leidenschaften und Vorurtheile, man könne ihn zur Duldsamkeit gegen andere zwingen, doch nie zum Philosophen machen.[3] Des

---

[1] Jordan an Friedrich, 14. December 1740.

[2] An d'Alembert, 24. März 1765.

[3] Aeußerungen Friedrich's, die sich in Briefen an Wilhelmine, Juni 1735 (XXVII^{a}, 47) u. 22. September, 26. Oktober 1747, an Prinz

Menschen Leidenschaften will aber Friedrich nicht unterdrückt wissen, denn nur durch sie unterscheide sich der Mensch von der Pflanze.[1] Da jedoch die Schwächen der Menschen ihm als die Folge eines unentwickelten Denkvermögens erscheinen, so arbeitet er mit unablässigem Streben an der Aufklärung des Verstandes.[2] Wol dachte er zuweilen weniger pessimistisch. Die Menschen, schrieb er dann, seien weder völlig gut, noch völlig böse, man müsse die Dinge von der guten Seite betrachten.[3] An die Veredlung des Menschen durch die Pflege der Künste und Wissenschaften, durch die Erweckung des Gefühles für Dankbarkeit und Freundschaft, für religiöse Duldsamkeit und Nächstenliebe, dachte er stets.[4] Doch die Hoffnung auf ein besseres Diesseits hatte er mit dem Glauben an ein besseres Jenseits aufgegeben. Der Tod sei nur das Ende einer Tragödie, man verliere durch ihn nichts, nur für jüngere Leute sei der Verlust der Freunde empfindlich. Die Resignation war die letzte Schlußfolgerung seines Skepticismus. Je älter und vereinsamter er ward, je mehr ein Freund und naher Angehöriger nach dem anderen hinschwand, desto weniger beklagte er die Vergänglichkeit alles Menschlichen. Reflexionen trüber Art scheute sein hellblickender Sinn gleichwol, denn sie zerstörten das Glück, wie der Phönix seine Jungen.[5] Der Gedanke an seine Herrscherpflichten und an sein Werk im Dienste der Menschheitsveredlung, die Erquickung, welche Kunst und Wissenschaft ihm spendeten, hielten ihn mannhaft aufrecht.

Gewiß war Friedrich nicht von frühe an der scharfblickende

Heinrich, 4.—22. December 1781, an d'Alembert, 10. November 1781, sowie in dem Gedichte: La vie est un songe (X, 40) finden.

[1] XXVII[a], 181.

[2] An Prinz Heinrich, 22. April 1764.

[3] An Wilhelmine, 26. Oktober 1747.

[4] S. die Epîtres à Bredow, à Fink, die Ode sur le Temps (X, 136 fg.; 180 fg.; XIV, 1 fg.) u. Epître II à Hermotime (X, 63 fg.)

[5] An Wilhelmine, 19. März 1747. Aehnlich schreibt er (29. Januar 1764) an Marie Antonie: „Il faut se rajeuner idéalement et conserver une gaîté d'esprit jusqu'à la fin de la pièce.“

Menschenverächter und bittere Zweifler. In der Haft zu Küstrin, als sein Leben dem Spruche des Kriegsgerichts verfallen schien, hatte er an Erbauungsbüchern und an geistlichem Zuspruche Trost gefunden. Später führte er einen theologischen Briefwechsel mit den Predigern Achard und Beausobre als Glaubensuchender, nicht als Glaubender. Die Wolff'sche Philosophie gab seiner Lebensanschauung für einige Zeit einen festen Halt; mit Suhm und anderen correspondirte er eifrig über die Grundbegriffe dieses Systems. Aber seine skeptische Grundrichtung war schon eine ziemlich entschiedene, als mit dem Jahre 1736 Voltaire's Einfluß nachhaltiger zu wirken begann.

Auch der Philosophie alter und neuer Zeit stand Friedrich mit der gleichen Zweifelsucht gegenüber, wie den theologisch-kirchlichen Lehren. Meist stimmt er auch darin mit Voltaire überein. Von den Philosophen des classischen Alterthums sagten Epikur und dessen Anhänger, der römische Dichter Lucrez, ihm am meisten zu. Doch sah er ein, daß für die Tage des Misgeschickes und der Seelenqualen eine festere, sittliche Grundlage nöthig sei, als der weltfreudige, das menschliche Dasein verschönernde Optimismus Epikur's. Im Glück, sagt er selbst, halte er sich zu Epikur, im Unglück zu Zeno, auch wandte er sich mit vorrückendem Alter von dem Liebling seiner Jugendzeit ab.[1] Doch die hohe Begeisterung für Kunst und Wissenschaft, welche den Epikuräismus auszeichnet und dessen humane Rücksichtnahme auf die Schwächen der Menschen waren das einigende Band zwischen den griechischen Weisen und dem Philosophen von Sanssouci. Den Stoicismus, den er ziemlich frühzeitig aus Seneka's Schriften kennen lernte, stand er mit kühler Bewunderung, nicht mit voller Sympathie gegenüber. Der Weise der Stoiker sei ein abstractes Vernunftwesen, jene Philosophen „hätten die menschliche Natur zu sehr exaltirt", der Schmerz sei nicht ein bloßes Phantasiegebilde, sondern „ein sehr wirkliches Uebel", „die Schwächen eines empfindungsvollen Herzens

[1] An de Catt, 24. November 1761, und an d'Argens, 16. November 1761.

seien der unmenschlichen Härte der Stoiker vorzuziehen", so lauten seine Urtheile über diese vielbewunderte Weisheitslehre. Marc Aurel allein, meint er, komme jedoch dem Idealbilde eines stoischen Weisen nahe, er selbst sei nicht werth, diesem großen Manne die Schuhriemen zu lösen.[1]

Daß der Stoicismus nur für die Hochstrebenden und Hochgebildeten, nicht für die Masse der Erdenkinder passe, hat Friedrich's scharfer Blick wohl erkannt. — Mit Voltaire und anderen Aufklärern sah er in Plato nur einen phantasievollen Träumer, dessen „Republik" ihm als die Chimäre[2] eines Wolkenwandlers erschien. So schätzte er von allen alten Philosophen nur Epikur, dessen Atomenlehre ihm jedoch widerspruchsvoll vorkam[3], und Cicero, dessen Charakterlosigkeit er aber tadelte. Von den großen Denkern der Neuzeit beurtheilte er Descartes mit der allen Aufklärern eigenen Antipathie, bekämpfte Spinoza's Pantheismus, sah in Leibnitz nur einen genialen Irrlehrer, hielt auch von Gassendi, dem halben Vorläufer der Aufklärung, weder als Philosophen, noch als Menschen besonders viel, wollte Hume nur als Nachbeter eines Locke gelten lassen, erkannte Bayle nur als Skeptiker, Wolff nur als Logiker an, und fand lediglich in Locke, was er als Philosoph suchte.[4] Aber so einseitig und ausschließlich, wie Voltaire's Locke-Cultus, war der seinige nicht, seinem innersten Empfinden stand ein Bayle noch näher, als der systematischere Engländer.[4]

Es fällt uns in Friedrich's philosophischem Denken die geringe Wandlungs- und Entwickelungsfähigkeit auf. Hat er auch

---

[1] Aeußerungen in den Briefen an seinen Bruder August Wilhelm, 12. Februar 1753; an Marie Antonie von Sachsen, 30. Mai 1766; an d'Alembert, 18. Mai u. 5. Juli 1782; vgl. das Gedicht: Le Stoicien (XII, 181 fg.), aus dem Jahre 1761.

[2] An Marie Antonie, 16. April 1766.

[3] Oeuvres, VII, 110; XIX, 239.

[4] Vgl. für diese Urtheile die Briefe an d'Argens, 2. und 9. Juli und 18. August 1761; an Luise Dorothea von Gotha, 8. Mai 1760; die Weisung an Zedlitz vom 5. September 1779 und Oeuvres, VII, 111; VIII, 163.

als Jüngling die Wolff'sche und, soweit sie deren Vorbild war, selbst die Leibnitz'sche Philosophie vertheidigt, an der Prädestinations- und Determinationslehre festgehalten[1], so steht er doch als reiferer Mann ganz im Bann der französischen Aufklärung, deren Grundgedanken bei ihm mit geringen Abweichungen stets wiederkehren. Seine sorgsam prüfende Vorsicht und sein starkes Mistrauen gegen menschliches Denken und Wissen machten ihm die festumgrenzten Dogmen der Philosophie ebenso unsympathisch, wie die der Theologie. Besonders die vermessene Allweisheit eines Diderot, Holbach und Helvetius behagte ihm durchaus nicht; so wenig, wie d'Alembert und Voltaire, zog er aus den Ansichten des aufklärerischen Skepticismus die letzten Schlüsse. — Hoch über allen seinen Mittstreitern für Aufklärung und Humanität steht er auch als Schriftsteller in seinen Ansichten vom Staatswesen und der Volkswohlfahrt. Die einseitigen, undurchführbaren Theorien der englischen und französischen Denker weiß er stets auf das Maß des Erreichbaren einzuschränken. So billigt auch er den Freihandel und die Preßfreiheit im Principe, aber um des Volkswohles und der öffentlichen Ordnung willen tritt er für Beschränkung der Verkehrsfreiheit, ja für lästige Monopole ein, und sucht die zügellose Satire zu unterdrücken.[2] Nicht einmal statistische Erörterungen der preußischen Finanzverhältnisse und Handelsbilanz sah er gern.[3] Während die Durchschnittsphilosophen des Jahrhunderts die altererbten Standesvorrechte nur als misbräuchliches Herkommen ansahen, nimmt sich Friedrich der Privilegien des schwedischen Adels gegen seinen gewaltthätigen Neffen Gustav an.[4] Dagegen haßt auch er das harte, selbstsüchtige Feudalsystem des polnischen Adels und stellte sich den Magnaten Polens gegenüber auf Katharina's Seite. Das absolute Königthum, welches die fortgeschrittenen Aufklärer bekämpften, vertheidigte er von einem fast patriarcha-

[1] Moland, Oeuvres complètes de Voltaire, XXXIV, Nr. 718, 738, 748, 773, 796, 828.

[2] An Marie Antonie, 24. Nov. 1765; an d'Alembert, 7. April 1772.

[3] Büsching, a. a. O., S. 391.

[4] Oeuvres, XXVII^{b}, 78.

lischen Standpunkte aus, obgleich es auch ihm als „ein Werk der Völker", nicht als göttliche Einrichtung galt. Das Richteramt sieht er als das höchste und schönste Vorrecht des Herrschers an; der Feldherrnberuf ist ihm nur eine Zugabe (accessoire).[1] Von seinen Genossen auf Europas Thronen bewunderte er am meisten Katharina II., welche den hohen Ideenflug der Aufklärung mit praktischer staatsmännischer Einsicht verband. In Joseph's II. Handeln nahm er dagegen weit mehr Herrschsucht, Eigennutz und Selbstüberhebung, als philosophische Aufklärung wahr.[2] Haß verblendete nie sein Urtheil. Ueber Maria Theresia schrieb er bald nach ihrem Tode[3], er habe Krieg mit ihr geführt, aber sei nie ihr Feind gewesen.

Unablässig waren, mitten in den Staatsgeschäften und Kriegsgefahren, sein Studium und sein literarisches Schaffen. Er bedaure, schreibt er einmal, alle Stunden, die er nicht dem Studium geweiht habe. Die Literatur war ihm „der süßeste Trost aller denkenden Geister". Jeder finde in ihr seine Rechnung: der Geizhals, der Ehrsüchtige, der Genußmensch, der Schwarzgallige, der Faullenzer, der Staatsmann, aber die Weisesten läsen, um sich von ihren Fehlern zu heilen, welche die Morallehrer, Philosophen und Historiker ihnen, wie in einem Spiegel, vorhalten.[4] Nächst der Philosophie schätzte er vor allen Wissenschaften die Geschichte, als nothwendige Ergänzung der eigenen Lebenserfahrung[5], am höchsten. Als Muster eines parteilosen, wahrheitsliebenden Geschichtschreibers erschien ihm Thukydides, wogegen er Livius' Fabelsucht tadelte[6].

Außerordentlich vielseitig, wie sein Studiengang und seine reiche Lebensanschauung, sind Friedrich's Schriften. Als Philosoph und Geschichtschreiber, als Staatslehrer und Erzieher, als

[1] Oeuvres, VIII, 107.
[2] An d'Alembert, 1. Juni 1777.
[3] An denselben, 6. Januar 1781.
[4] An Prinz Heinrich, 31. Oktober 1767.
[5] An seinen Bruder Aug. Wilhelm, 18. September 1746.
[6] Oeuvres, II, 37; VII, 108.

Poet und Componist[1], nicht zum mindesten auch als Militärschriftsteller hat er neben dem schnell Hingeworfenen auch Werke tiefer, eingehender Studien und bleibenden Werthes geschaffen. So bewundernd nicht nur die französischen Schmeichler, sondern auch die strengen Kritiker Deutschlands von diesen zahlreichen Schriften sprachen, so bescheiden dachte Friedrich selbst namentlich von seiner Dichtergabe. Voltaire gegenüber entschuldigt er die Zusendung seiner Gedichte, er nennt sich „den letzten der französischen Dichter"[2]; d'Alembert's Schriften, bekennt er selbst, hätten ewig geltende Bedeutung, die seinigen nur vergänglichen Werth.[3] Ja, er hielt sich nicht einmal für geeignet, die Geschichte des Siebenjährigen Krieges aufzuzeichnen, denn er sei weder ein General, dessen Thaten man beschreiben müsse, noch ein hinreichend guter Geschichtschreiber, um seine Werke zu veröffentlichen.[4] Die Selbstentsagung und zugleich das Mistrauen gegen andere waren die Ursache, daß Friedrich den größten Theil seines literarischen Schaffens der Oeffentlichkeit vorenthielt, seine Schilderungen der eigenen Thaten nur wenigen zugänglich machte und den Empfängern seiner militärwissenschaftlichen Abhandlungen strenge Geheimhaltung befahl.[5] In seinen geschichtlichen und kriegsgeschichtlichen Schriften trug er stets der Meinung bewährter Autoritäten Rechnung; die letzteren insbesondere sind trefflich gelungene Versuche, die Ansichten und Systeme der Vergangenheit mit denen der Gegenwart und mit der eigenen reichen Erfahrung zu verschmelzen. (Oeuvres, XXVIII, 99 fg.)

Wennschon das Französische die eigentliche Muttersprache Friedrich's war, der das Deutsche nur als Amts- und Regle-

---

[1] Im Jahre 1835 wurden im Neuen Palais zu Potsdam 125 Instrumental-Compositionen Friedrich's aufgefunden.

[2] Epître à Voltaire, vom 26. November 1737 (XIV, 33) und IX, 61. — Ueber die deutsche Kritik, s. Wiegand, a. a. O.

[3] An d'Alembert, August 1764 (XXIV, 382); vgl. Brief an Wilhelmine, 23. November 1755.

[4] An Algarotti, 14. April 1763.

[5] So bei Uebersendung der „General-Principien vom Kriege", 23. Januar 1753; s. Militärische Classiker, Heft I, S. 7.

mentssprache kennen lernte und von der Literatur seines Vaterlandes nur weniges — auch das zumeist in französischer Uebertragung — las, so war sein Unterricht auch in dieser Lieblingssprache ein lückenhafter gewesen und seine Schreibfertigkeit entbehrte der vollen orthographischen und grammatischen Schulung (Bratuscheck, a. a. O., 21 fg.). Daher nahm er als französischer Schriftsteller und Dichter gern die Beihülfe eines Voltaire, Maupertuis, d'Arget, d'Argens, de Prades u. a. in Anspruch, feilte und besserte auch seine Privatbriefe, ehe er sie Männern wie Voltaire und d'Alembert übersandte. Deutsch aber blieb sein Fühlen und Denken selbst in der fremden Sprache, und als eine glückliche Mischung der germanischen Gedankentiefe und des französischen „Esprit" ist sein literarisches Schaffen schon von Zeitgenossen gepriesen worden.

2. Friedrich als Historiker.

Der Gegensatz der Häuser Bourbon und Habsburg hatte im Jahre 1734 zu einem Streite über die Thronbesetzung in Polen geführt, an dem auch Friedrich selbst im österreichischen Heereslager theilgenommen hat. An den Ufern des Rheins hatte der alte, gebrochene Prinz Eugen ruhmlos gekämpft und in dem Vertrage zu Wien ging dem Deutschen Reiche auch die zweite Westmark, Lothringen, verloren. Die Eindrücke, welche Friedrich hier von der politischen und militärischen Ueberlegenheit Frankreichs gewann, und das Bild ohnmächtigen Ehrgeizes und kraftloser Schwäche, welches ihm Oesterreich und der deutsche Staatenbund darboten, sind die Hauptmomente seines schneidigen Essays „Considérations sur l'état présent du corps politique de l'Europe". Im Juni 1738 wurde diese Erstlingsschrift des Kronprinzen abgeschlossen, aber nicht dem Drucke übergeben. Voltaire war einer von den wenigen, welche diese „Betrachtungen" lesen durften.[1]

---

[1] Briefwechsel mit Voltaire vom 19. April, 17. Juni u. 11. September 1738 bei Moland, Oeuvres complètes de Voltaire, XXXIII, 457, 500, 567.

Der unmittelbare Anlaß zu der Abfassung des Essays lag allerdings in dem Bestreben Friedrich's, die beiden Seemächte, England und Holland zur Unterstützung der Erbansprüche Preußens auf Jülich und Berg zu bestimmen und gegen die preußenfeindliche habsburgisch-französische Coalition in Bewegung zu setzen. Als daher Frankreich sich in der brennenden jülich-bergischen Frage den preußischen Forderungen annäherte, mußte der Druck des Essays aus Rücksicht auf das Staatsinteresse unterbleiben.[1] Die Tendenz der kleinen Schrift reicht aber weit über dieses zunächstliegende Interesse Preußens hinaus. Der jugendliche Kronprinz erscheint hier als ein echt deutsch gesinnter Vorkämpfer der Freiheit und Selbständigkeit des Reiches, die zugleich von Frankreichs und Oesterreichs Ehrgeiz bedroht seien. So sind die „Considérations" ein dringender Mahnruf an die sorglosen deutschen Fürsten und eine Schutzschrift für die deutsche „Libertät".

Frankreich strebte, nach Friedrich's Ansicht, zwar nicht die Herrschaft über Europa, aber doch ein Schiedsrichteramt an, wie es einst der römische Senat geübt hatte. Ihrem Rivalen Habsburg ist die französische Diplomatie stets überlegen, denn wo Oesterreich mit offener Gewalt vorgeht, wie in dem Streite um Polen, bedient sich Frankreichs Premierminister, der schlau berechnende Cardinal Fleury, des Goldes und anderer Bestechungsmittel. Durch erheuchelte Friedensliebe wisse dieser Kirchenfürst sich das Vertrauen der Mächte zu erwerben, während Oesterreich, durch sein offenkundiges Streben nach der erblichen Kaiserwürde auch die deutschen Fürsten von sich stoße. Die unüberlegte Einmischung in die polnische Frage habe den Verlust Lothringens herbeigeführt, mit Straßburg, den „Thermopylen" Deutschlands, sei nun auch das deutsche „Phocis" in die Hände Frankreichs gefallen. Wie einst Philipp von Macedonien näher und näher in das Herz Griechenlands eindrang, so bedrohe jetzt Fleury's Politik die Sicherheit des inneren Deutschlands. Der Rhein,

[1] Max Duncker, Zeitschrift für preußische Geschichte und Landeskunde, a. a. O.

nach Friedrich's Geschichtsauffassung die natürliche Grenze Frankreichs, sei darum nicht die Grenze von des Cardinals Ehrgeiz. Fleury warte nur auf die Wirren nach Kaiser Karl's VI. Tode; in ihrer Sorglosigkeit förderten die deutschen Fürsten seine Pläne. In alles stecke dieser rastlos-ehrgeizige Staatsmann seine Hände. Polen, Italien, die Genfer Republik seien die Wirkungsstätten seiner Ränkepolitik. Corsika beabsichtige er mit Frankreich zu vereinigen, dem Emporkommen Preußens, dessen Ansprüchen auf Jülich-Berg er entgegenarbeite, stehe er feindlich gegenüber. — Der echt deutsche Standpunkt der Schrift liegt auf der Hand. Noch hatte der Kampf gegen Oesterreich den vaterlandsliebenden Autor nicht gezwungen, das gesammt-deutsche Wohl dem engeren Interesse Preußens nachzusetzen und, zeitweilig wenigstens, Frankreichs deutschfeindlichen Zielen in die Hände zu arbeiten. Mit ernsten Warnungen weist der jugendliche, aber politisch schon gereifte Kronprinz auf den gefährlichen Erbfeind im Westen hin, ohne darum die Gefahren, welche der deutschen Fürstenfreiheit von der Ostmark durch Habsburg's Ehrgeiz drohen, zu verschweigen. — An einige Schlußbemerkungen dieses Essays knüpft eine zweite politische Flugschrift Friedrich's, der vielgenannte „Antimachiavel“ an. Dort hatte der Kronprinz auch des Fürstenberufes gedacht, dessen Ziel nur das Wohl des Volkes, nicht Eroberungen und selbstmörderische Kriege seien. Dieser hohen Auffassung stand aufs schroffste das Bild gegenüber, welches mehr als zwei Jahrhunderte früher der florentinische Staatsmann Machiavelli in seinem „Il Principe“ entworfen hatte. Die bekannten Lehren des Italieners beherrschten noch im 18. Jahrhundert die Grundsätze der Cabinetspolitik. In Fleury erschien vor Friedrich's Augen ein verblaßtes Abbild des „Principe“ Machiavelli's, die Beziehung seiner Schrift auf diesen Cardinal gesteht er in einem Privatbriefe andeutungsweise ein.[1] Den ersten Gedanken zur Abfassung der „Réfutation du prince de Machiavel“, (so lautet der vollständige Titel), hat wieder Voltaire in seinem noch unvollendeten Ent-

---

[1] An Algarotti, vom 26. Februar 1740.

wurfe des „Siècle de Louis XIV." gegeben. Darin war Machiavelli unter die großen Männer des 16. Jahrhunderts eingereiht worden, trotzdem er ein „malhonnête homme" und sogar ein „coquin misérable" gewesen sei. Auf Friedrich's Einwand hin strich Voltaire, dem an der Gunst des zukünftigen Königs von Preußen recht viel lag, da er sich in Frankreich unsicher fühlte, den Italiener wieder aus seiner Liste der großen Männer. Etwa ein Jahr später (22. März 1739) plant Friedrich schon seinen „Antimachiavel" und am 26. April 1740 ging das fertige Manuscript zur Feile an Voltaire.[1] Wir haben hier nicht ausführlich zu schildern, wie Voltaire, dem die Herausgabe der Schrift überlassen war, das auszuscheiden und zu mildern suchte, was der Politik des zum Königsthrone gelangten Verfassers nicht mehr entsprach, wie der holländische Verleger van Düren gleichwol eine annähernd treue Ausgabe (September 1740) erscheinen ließ, nachdem Friedrich vergeblich die ganze Publication, die nur eine unerwünschte Vergleichung dessen, was er als Kronprinz gedacht hatte und was er als König thun mußte, nahe legte, zu hindern suchte[2], wie Voltaire selbst dann eine vorsichtig retouchirte Ausgabe nachfolgen ließ, aber doch in einer Zeitungsreclame und in seinen Mittheilungen an den französischen Premierminister Friedrich's Autorschaft andeutete[3], — seitdem wir den ursprünglichen Text in den „Oeuvres" besitzen, sind die älteren Editionen werthlos geworden.

Von einer streng historischen Auffassung Machiavelli's und seiner Schrift kann bei Friedrich dem Großen, sowenig, wie bei den Aufklärungsphilosophen des 18. Jahrhunderts die Rede sein und wir brauchen daher nicht über die Absichten zu discutiren, welche der Florentiner mit seinem „Principe" verfolgte. Daß Machiavelli nur ein Vorläufer der späteren Einheitsbestrebungen Italiens gewesen sei und darum die Unterdrückung

---

[1] Vgl. Briefwechsel mit Voltaire in Moland's Ausgabe a. a. O., XXXIV, 446 u. 447; XXXV, 224, 424.

[2] Ebd., 27. Juni 1740 (XXXV, 469) Schlußwort.

[3] S. des Verfassers Voltaire-Biographie, I, 179.

der Fremden mit den rücksichtslosesten, gewaltthätigsten Mitteln angerathen habe, scheint uns übrigens eine ganz unhaltbare Auffassung.[1] Der Charakter des Florentiners und seiner Schrift ist demnach wenig idealer, als Voltaire und Friedrich glaubten, nur ist Machiavelli nicht als ein Verläumder des Fürstenthums anzusehen, denn das Interesse seines Landesfürsten war das ausschlaggebende Motiv seiner Lehren und Rathschläge. Friedrich beurtheilt ihn durchaus von dem Standpunkte des Humanitätsideals seiner Zeit und trägt den geschichtlichen Voraussetzungen, unter welchen der „Principe“ entstand, nur gelegentlich Rechnung. Auch kannte er die Schrift selbst, deren Widerlegung er beabsichtigte, nur aus einer französischen Uebersetzung.

In der Vorrede vergleicht er den Florentiner mit Spinoza. Letzterer habe die Grundlage des Glaubens untergraben und die Religion umzustürzen gesucht, der erstere die Politik verderbt und die Lehren der Moral zerstört. Gegen Spinoza aber hätten die Theologen Sturm geläutet und man habe seine Werke widerlegt; Machiavelli sei nur von einigen Morallehrern angegriffen worden und habe sich bis in die jüngste Zeit auf dem Lehrstuhle des Staatsrechtes behauptet. Als Vorkämpfer der Humanität gegen ein „Ungeheuer“ und als Vertheidiger der Fürsten, die man oft nach dem von Machiavelli entworfenen Bilde verurtheile, fühlt sich der jugendliche Autor. Man solle die guten Fürsten von den schlechten, die Titus, Trajane, Antonine von den Caligulas und Tiberen unterscheiden, nicht das Fürstenthum überhaupt für das verantwortlich machen, was einige ungerechte Herrscher gethan hätten. Dem nur unter bestimmten geschichtlichen Voraussetzungen zu rechtfertigenden Zerrbilde des Fürsten, wie es Machiavelli entworfen hatte, mußte Friedrich das Idealbild des Herrschers, dem zu allen Zeiten und von allen Fürsten nachgeeifert werden könne, entgegenzustellen suchen. Die Fürsten, sagt er, sind zwar nur Menschen und deshalb weder völlig gut, noch völlig böse, aber sie haben mit ihrem Berufe Pflichten übernommen, denen sie um der Unter-

[1] S. hierüber: Baumgarten, Geschichte Karl's V., I, 522 fg.

thanen und des Staatswohles willen nachkommen müßten. Vor allem die Pflicht, gerechte Richter ihres Volkes zu sein. Nicht nach kriegerischen Abenteuern, wie Alexander und Karl XII., sollen sie dürsten, die Volksrechte und Volksfreiheiten nicht unterdrücken, den Landeswohlstand nicht durch Verschwendung zerrütten, nicht sich selbst auf Kosten der verarmenden Unterthanen bereichern, nicht um des Glaubens willen unduldsam und verfolgungssüchtig sein. Das Volk liebe einen ungläubigen, aber rechtschaffenen Fürsten mehr, als einen Gläubigen, der ihm Uebles zufüge. Die Religionskriege gar seien der Gipfelpunkt der Ungerechtigkeit und des Wahnwitzes, denn in ihnen mische sich religiöser und weltlicher Fanatismus auf gleich abscheuliche Art. Ueberhaupt solle der Fürst die Kriegsleiden mit eigenen Augen anschauen, dann werde er nicht das Blut seiner Unterthanen verschwenden, nicht, nach dem Vorbilde der kleinen deutschen Zwingherren, Landeskinder als Soldknechte verkaufen. Die unumschränkte Herrschergewalt erscheint Friedrich als das schwerste Hinderniß einer volksbeglückenden Regierung, darum lobt er Englands Verfassung, die den König hindre, Schlechtes zu thun. Zum Wohle des Staates soll der Friede geschirmt, Kunst und Wissenschaft gefördert werden. Die Beschützung der Dichter und Gelehrten habe Augustus und Ludwig XIV. berühmter gemacht, als ihre Kriegserfolge. Auch die Gesandten an den fremden Höfen sollen der Bewahrung des Friedens vorarbeiten. Redlichkeit sei auch in der Diplomatie besser, als List und Berechnung, die man nur vorsichtig, wie starke Gewürze der Speisen, gebrauchen dürfe. Der Fürst müsse seinen Dienern mit dem besten Beispiele vorangehen, nicht mehr scheinen wollen, als er sei, seine verdienten Beamten freigebig belohnen, die Schwächen treuer Diener ertragen. — Aber der Fürst soll um des Staatswohles willen nicht nur die Mitwirkung von Günstlingen, sondern auch die geistliche Bevormundung nimmermehr dulden. Schon in dieser Jugendschrift bekundet sich Friedrich's Haß gegen die römische Kirche und die geistlichen Staaten, wie gegen positive Religion, die den kirchlichen Uebergriffen so oft zum Vorwande dienen müsse. Ein echt Voltaire'sches Programm

der politischen und religiösen Aufklärung entwirft hier seine jugendfrische, für alles Ideale empfängliche Begeisterung. Wenig fragt er nach den Hindernissen, welche die herbe Wirklichkeit der Dinge und die Bosheit der Menschen den höchsten Bestrebungen edler Fürsten entgegenstellen. Fest baut er auf die echt deutsche Treue, die er dem gallischen Wankelmuthe entgegenstellt, er zeigt sich tief durchdrungen von den Rechten der deutschen „Libertät" die doch nur ein verblaßter und verderbter Ueberrest altgermanischer Volksfreiheit waren und nur den Staaten und Ständen, nicht dem Reiche Nutzen brachten. Von einer „Widerlegung" des „Principe" kann freilich kaum gesprochen werden, denn moralische Allgemeinheiten können gegen praktische Staatsweisheit, welche die einzelnen Vorfälle des öffentlichen Lebens aufs schärfste ins Auge faßt, nicht aufkommen. Es bleibt, trotz Friedrich's Widerspruch, wahr, daß Machiavelli die Fürsten geschildert habe, wie sie (zu seiner Zeit) waren, nicht wie sie sein sollten. Auch der Versuch, den scharfsinnigen Gegner in Widersprüche mit sich selbst zu verwickeln und ihm unehrliche Kunstgriffe nachzuweisen, ist Friedrich schwerlich gelungen. Besser schon würden Machiavelli's Gesinnungsgenossen im 18. Jahrhundert, die Fleury und Alberoni, an deren Wuth sich Friedrich schon im voraus weidet[1], durch den Stachel der Satire getroffen. Das erklärt die große Wirkung der Schrift auf die Zeitgenossen, das Interesse, welches ein Voltaire, ein Abbé de Saint-Pierre, ein Jean Jacques Rousseau u. a. derselben weihten. Das aber ließ auch die Veröffentlichung des „Antimachiavel" höchst gefährlich erscheinen, als die Rücksichten des Herrscherberufes dem Autor schnell zum Bewußtsein kamen.

Nach Lessing's Ausspruch soll der Beruf des Geschichtschreibers sich in der Darstellung der eigenen Zeit bewähren. Dies war auch Friedrich's Grundsatz. Sein erster politisch-geschichtlicher Essay war der Beurtheilung der unmittelbarsten Gegenwart gewidmet; im „Antimachiavel" greift er nur schein-

[1] An Algarotti, 22. Februar 1740 (Oeuvres, XVII, 8).

bar in fernliegende Zeiten zurück, schildert aber in Wirklichkeit die ränkevolle, gewissenlose Staatskunst der Fürsten und Minister seiner Zeit. Hierauf geht er, Mithandelnder und Darsteller zugleich, zur Schilderung der schlesischen Kriege über, die den Ruhm seines Namens und die Größe seines Staates begründeten. Neben die rein geschichtliche Anschauung muß bei einem Autor, der in erster Linie Herrscher und Staatsmann war, naturgemäß die Rücksicht auf das Haus- und Staatsinteresse treten. In der 1746 niedergeschriebenen Vorrede zur Geschichte der schlesischen Kriege sagt Friedrich ausdrücklich, er wolle die Thaten aufzeichnen, an denen er selbst als Mithandelnder betheiligt gewesen sei, und jene Epoche schildern, welcher die Vergrößerung seines Staates angehöre. Ursprünglich sollte dieses Geschichtswerk nur der Abschluß der erst später ausgearbeiteten Memoiren des Hauses Brandenburg sein; als aber dann noch ein siebenjähriges Ringen um die Behauptung der preußischen Machtstellung zur Nothwendigkeit wurde und als die Verwickelungen in Polen eine weitere Ausdehnung des Hausbesitzes brachten, wurde der Schluß des Vergangenen zum Ausgangspunkte der neuen Zeit und somit die Darstellung der schlesischen Kriege zum ersten Theile der „Histoire de mon temps". Unter diesem erst nachträglich gegebenen Titel ist dann das Werk in den „Oeuvres posthumes" (1788) der Oeffentlichkeit übergeben worden. Denn die Rücksichten auf Mitlebende und Mithandelnde, auf Freunde und Bundesgenossen, wie auf Neider und Feinde ließen ein Bekanntwerden der Geschichte der schlesischen Kriege und ihrer Fortsetzungen bis zum Ende des bayrischen Erbfolgestreites nur in den engsten Kreisen zu. Damit verzichtete der königliche Autor auf den lärmenden Beifall der großen Welt und auf die nachhaltige Beeinflussung der öffentlichen Meinung, aber machte sich zugleich von den Rücksichten frei, denen sich jeder Fürst und Staatsmann anbequemen muß, wenn er als Autor vor die Oeffentlichkeit tritt. Frei und ehrlich durfte er seine wahre Meinung aussprechen, rückhaltlos loben und tadeln, den Spott und Hohn, die ihm in so reichem Maße zu Gebote standen, an dem Niedrigen und Gemeinen auslassen, die Ränke-

sucht seiner Gegner der Verachtung preisgeben, das Lob seiner Generale und Beamten verkünden. Allerdings wurde das unbedingte Zugestehen der Wahrheit, das Friedrich's ernsteste Absicht war[1], doch durch die Rücksichten auf das Staatsinteresse in manchen Einzelheiten unmöglich gemacht. Mit der Abfassung des Geschichtswerkes begann Friedrich wol bald nach dem Breslauer Frieden, als das Ende der Kriegswirren ihm eine kurze Frist zu geistiger Sammlung und literarischer Muße gab. Der Briefwechsel mit Voltaire bietet bestimmte Anhaltspunkte für den allmähligen Fortschritt der Arbeit. Am 18. November 1742 schreibt Friedrich dem französischen Philosophen, er könne ihm nur „Bruchstücke" seiner Memoiren senden, denn das gesammte Werk sei nicht für die Oeffentlichkeit geeignet. „Bruchstücke" setzen aber in diesem Zusammenhang ein ziemlich ausgearbeitetes, dem Abschlusse sich annäherndes Werk voraus. Wenn Friedrich sich damals erst nach archivalischen Beweisstücken umsah, so sollten diese seiner Darstellung einen nachträglichen, festeren Halt geben, nicht Material für die Vorarbeiten liefern. Denn Friedrich arbeitete nicht wie ein Geschichtsforscher unserer Tage, und die Grundanschauung von Ereignissen, an denen er selbst den hervorragendsten und bewegenden Antheil nahm, konnte für ihn nicht zweifelhaft sein. Die Documente sollten daher nur zur Rechtfertigung seiner Politik und zur genaueren Feststellung mancher Einzelheiten dienen. Aber auch die versprochenen „Bruchstücke" hat Friedrich nicht an Voltaire gesandt, denn am 6. April 1743 ist nur von einer baldigen Mittheilung des „Vorwortes" die Rede, welches am 21. Mai desselben Jahres auch wirklich abging. In den beiden zuletzt angeführten Schreiben wird nur die „Vorrede" als für die Oeffentlichkeit geeignet bezeichnet, das übrige, heißt es ausdrücklich, sei nicht „ostensible".

---

[1] An Voltaire, 6. April 1743 (Oeuvres complètes, a. a. O., XXXVI, 202): „Je ne puis vous envoyer tout l'ouvrage, car il ne peut paraître qu'après ma mort et celle de mes contemporains, et cela *parce qu'il est écrit en toute vérité, et que je ne me suis éloigné en quoique ce soit de la fidélité qu'un historien doit mettre dans ses récits.*"

Von Voltaire's Discretion hatte Friedrich schon im Jahre 1740 ungünstige Eindrücke empfangen, damals bereits hatte der ehrgeizige Franzose in Schloß Moyland und in Rheinsberg, wie in Berlin eigentlich nur den französischen Spion zu spielen versucht.[1] In dem Ausdrucke „ostensible" liegt daher eine sehr deutliche Bosheit gegen Voltaire, der ja auch in der Druckangelegenheit des „Antimachiavel" sich nicht allzu discret benommen hatte. Somit hat Voltaire damals nur die „Vorrede" gesehen, aber, daß er bei seinem späteren Besuche am preußischen Hofe (30. August bis 12. October 1743) und bei seinem längeren Aufenthalte (1750—53), wo er der literarische Rathgeber und stilistische Corrector Friedrich's wurde, noch weitere Einblicke in das Geschichtswerk gethan hat, wäre zu vermuthen, auch wenn es Voltaire nicht ausdrücklich versichert hätte.[2] Allerdings berichtet er es nur in jener übelbeleumdeten, arg verschrieenen Schrift: „Vie privée du roi de Prusse", die in der That an Gehässigkeit und Lügen überreich ist. Kann aber auch ein Lügner nicht einmal die Wahrheit sprechen? Daß dies hier der Fall ist, läßt sich beweisen. Auf seine Veranlassung, so versichert uns Voltaire, habe Friedrich die allzu offenen Aeußerungen über die Motive seines Angriffes auf Schlesien gestrichen.[3] Das ist zwar nicht völlig wahr, denn in der Bearbeitung aus dem Jahre 1775 finden sich noch die auch von Voltaire ähnlich angeführten Worte „ajoutez à ces raisons *une armée toujours prête d'agir et peut-être l'envie de se faire un nom*", aber in beiden Bearbeitungen, in der von 1746 sowol, wie in der von 1775, ist der Wortlaut kürzer als in Voltaire's Citat[4], und auch etwas von diesem abweichend.

---

[1] S. des Verfassers Schrift: „Voltaire's Leben und Werke", I, 182—184.

[2] Oeuvres complètes éd. Moland, I, 19: „Il a écrit depuis l'histoire de cette conquête, il me l'a montrée tout entière."

[3] Ebd., „C'est dommage, que je lui ai fait rayer ce passage, quand je corrigeai depuis tous ses ouvrages."

[4] Voltaire schreibt: „«*Que l'on joigne à ces considérations des troupes toujours prêtes d'agir, mon épargne bien remplie*, et la

Demnach kann Voltaire den ursprünglichen, umfassenderen Text dieser Stelle nur in dem Manuscript aus dem Jahre 1743, dessen Vorrede allein ihm nach Frankreich gesandt war, gelesen haben, er hat also von diesem Manuscript später noch einen weiteren Einblick erhalten, da sich in der Vorrede das besprochene Citat gar nicht finden kann. Hätte aber Voltaire die ganze Stelle nur erfunden, um Friedrich's Charakter anzuschwärzen, wie wäre es möglich, daß sie doch in einzelnen Wendungen mit dem Wortlaute in den späteren Redactionen des Geschichtswerkes stimmt? Wir zweifeln also hiernach nicht, daß Voltaire von dem Manuscript aus dem Jahre 1743, das selbstredend nur die Geschichte des ersten schlesischen Krieges behandelte, mehr sah, als die Vorrede, daß die offene Aussprache über die Motive des Krieges auf seine Vorstellung hin wenigstens geändert und abgekürzt ist, daß vor allem ein abgeschlossenes Manuscript schon 1743 vorlag. Für die letztere Thatsache, die neuerdings von Bildhaut (Ueber die Quellen der Histoire de mon temps [Münster 1880], S. 2, Anm. 5) wieder in Zweifel gezogen ist, spricht auch Friedrich's Bemerkung am Schluß des ersten Theiles des Geschichtswerkes: Corrigé sur l'original de mes mémoires de 1741 et de 1742. Ce 1er juin 1775. Der Ausdruck: „original de mes mémoires de 1741 et de 1742" läßt sich ohne gezwungene Deutung nur von einem Manuscript verstehen, das die Jahre 1741 und 1742, also die Geschichte des ersten schlesischen Krieges, behandelte, somit nur von der 1743 abgeschlossenen Aufzeichnung. Die Redactionen von 1746 und 1775 schildern beide schlesischen Kriege, können also als „Memoiren von 1741 und 1742" nicht ohne Willkür und Ungenauigkeit

---

vivacité de mon caractère, c'étaient les raisons que j'avais de faire la guerre.» Et quelques lignes ensuite il y avait ses propres mots: «L'ambition, l'intérêt, *le désir* que j'avais *de faire parler de moi* l'emportèrent; et *la fut guerre résolue.*»" Dagegen Friedrich (1775 und ähnlich 1746): „*Ajoutez à ces raisons une armée toujours prête d'agir, des fonds tout trouvés*, et peut-être *l'envie de se faire un nom*, tout cela *fut cause de la guerre, que le Roi déclara.*"

bezeichnet werden. Die citirte Schlußbemerkung Friedrich's beweist aber auch, daß das unvollständige Originalmanuscript (1743) für die Schlußredaction von 1775 zu Rathe gezogen wurde, also damals noch existirte. Zweifelhaft mag es bleiben, an welchen Stellen des ersten Theiles des Geschichtswerkes dieses Manuscript den Vorzug vor der Aufzeichnung aus dem Jahre 1746 erhielt, denn, daß z. B. jene Aeußerung über die Motive des Krieges und der Bericht über Robertson's Audienz in Strehlen (7. August 1741) nach dem ursprünglichen Wortlaute in die Schlußredaction übergegangen seien, wird von Th. Wiedemann[1] mehr behauptet, als nachgewiesen. Stimmen doch beide Stellen mit dem Wortlaute in der Bearbeitung von 1746 fast ganz überein. Die Frage, wie jenes erste Manuscript verloren ging, scheint uns am leichtesten zu beantworten. Friedrich wird es selbst vernichtet haben, da es durch die zweimalige Umarbeitung und namentlich durch die Schlußredaction (1775) überflüssig wurde, während er die handschriftliche Aufzeichnung aus dem Jahre 1746 aufbewahrte, weil sie eine vollständige Geschichte der schlesischen Kriege enthielt und in ihren Abweichungen von der endgiltigen Bearbeitung für den Autor selbst charakteristisch war. Ueber die an Voltaire gesandte Vorrede und ihre etwaige Abweichung von der aus dem Jahre 1746 können wir nach den Andeutungen des Empfängers in seinem Dankschreiben[2] an Friedrich nichts Sicheres schließen. Voltaire findet nur, daß der König seine Rechtsansprüche auf einen Theil Schlesiens und die Rechtsverweigerung von seiten des Wiener Hofes nicht genügend hervorhebe und daß er „den Geist der Moral zu Gunsten des Geistes der Eroberung vernachlässigt habe". Das aber ist von Voltaire's Standpunkt aus ein Vorwurf, der sich auch der späteren Fassung des Avant-propos machen läßt.

Die Umarbeitung des Manuscripts von 1743 begann sicher gleich nach dem Dresdener Frieden, also etwa mit dem Jahre 1746. Treffend ist dabei Max Posner's Ansicht, daß Friedrich

[1] Historische Zeitschrift, Bd. 67, 293.
[2] Juni 1743, a. a. O., XXXVI, 210.

zuerst die Geschichte der Jahre 1741 und 1742 endgiltig redigirt, dann die nachfolgenden Jahre (bis 1746) geschildert habe.[1] Die Vorrede ist vom 2. November 1746 datirt, doch der Abschluß des Ganzen nicht vor März 1747 anzusetzen, wenngleich die Hauptarbeit mit dem Sommer 1746 ihr Ende hatte.[2] In dem Vorworte sagt Friedrich ausdrücklich: „Les archives sont mes garants“. Wie sehr diese Angabe der Wahrheit entspricht, das hat M. Posner (a. a. O., S. 313—325) durch eine Zusammenstellung von Actenstücken erwiesen. Ueber die wichtigsten diplomatischen Vorgänge während der beiden schlesischen Kriege, z. B. über die englische Friedensvermittlung (1741 und 1742), über die russische Revolution (1740), über Friedrich's diplomatische Beziehungen zu Frankreich im Jahre 1744, über die Friedensverhandlungen mit Sachsen (1745), über die Kaiserwahl Franz' I. und über noch manche andere Ereignisse und Unterhandlungen haben dem königlichen Autor die Documente selbst vorgelegen. Ebenso war Friedrich über die politischen Verhältnisse vor Ausbruch des Krieges durch Mittheilungen directester Art unterrichtet. So konnte er für die Schilderung der verworrenen Zustände der habsburgischen Monarchie in den letzten Jahren Karl's VI. sich auf Berichte preußischer Offiziere, seines Gesandten in Wien, Borcke, und österreichischer Beamten stützen.[3] Selbst über den fernen Jesuitenstaat in Paraguay stand ihm eine handschriftliche Relation zur Verfügung. Noch reichlicher flossen die Quellen für die Schilderung militärischer Begebenheiten. Archivalische Auszüge oder Berichte aus erster Hand sind für die Darstellung des Feldzuges, den der französische Prinz Conti in Deutschland unternahm, der Kämpfe des österreichischen Heeres in Bayern, der Kriegsereignisse in Böhmen, Schlesien, Sachsen während der Jahre 1744 und 1745 benutzt worden. Die Sorgfalt des Königs erstreckte sich bis auf die genaue Feststellung von

[1] Miscellaneen zur Geschichte Friedrich's des Großen, S. 207 fg. Hier ist auch der Text von 1746 mit den Varianten des Manuscripts von 1775 zum ersten male vollständig abgedruckt.

[2] R. Koser, Historische Zeitschrift, Bd. 52, S. 392 fg.

[3] Publicationen aus den preußischen Archiven, IV, 165, 190.

Schlachtentagen und vereinzelten Unternehmungen. Nach Schluß des zweiten schlesischen Krieges ließ er die Aussagen der Gefangenen des letzten Feldzuges (1745) durch Winterfeld zusammenstellen und forderte am 13. October 1746 Verlustlisten der eigenen Truppen ein. Auch eigene diplomatische und kriegsgeschichtliche Vorarbeiten hat Friedrich verwerthet. So die eigenhändigen Aufzeichnungen der „Rationes pro et contra“ vor der Kriegserklärung im Jahre 1744, und der „Notes sur la Négotiation de Pologne“ (1744—45), ferner die von ihm selbst verfaßten Berichte über die Schlachten von Molwitz und Chotusitz und über den Feldzug des Jahres 1744.[1] Zu einer gründlichen Durcharbeitung dieses umfassenden Materiales fehlte aber dem unablässig beschäftigten Herrscher die Zeit und die innere Sammlung. Da die Urkunden nur zur Vertheidigung der eigenen Sache und zur Wahrnehmung des preußischen Staatsinteresses dienten, so genügten Auszüge, die von gewissenhaften Beamten angefertigt wurden und bei der Verwerthung des Actenmateriales kam es mehr auf den Gedankeninhalt, als auf den Wortlaut an. So entstanden ungenaue Angaben der Zeitfolge und der Nebenumstände, zumal Friedrich oft aus dem Gedächtniß citirt zu haben scheint. Aber es zeigt sich in der Darstellung der politischen und kriegerischen Ereignisse auch das Bestreben Friedrich's, den Verlauf post eventum zu gestalten, das ursprünglich Beabsichtigte auf das Maß des wirklich Erreichten einzuschränken.[2] So wollte er mit der schlesischen Frage zugleich die Erbansprüche auf Jülich und Berg zur Geltung bringen. In seinen Verhandlungen mit Frankreich spielen diese eine wichtige Rolle. Da aber der gewünschte Erfolg ausblieb, so läßt uns Friedrich in seinen Geschichtswerken glauben, er habe die jülich-bergische Streitsache schon vor Karl's VI. Tode aufgegeben, um mit aller Energie die schlesische Frage ins Reine zu bringen. Thatsächlich ist das nicht begründet, auch verräth

---

[1] S. hierüber auch Bildhaut's Dissertation a. a. O.

[2] Am eingehendsten handelt hierüber: Disselnkäter, Leipziger historische Studien, 1884, Heft 14, 1—139.

Friedrich an einer anderen Stelle seiner Geschichtsdarstellung das Gegentheil. Seine Neigung, den Streit mit Habsburg friedlich zu schlichten, war nicht so ganz aufrichtig, wie er es uns glauben läßt, denn seine Truppen rückten schon in Schlesien ein, ehe der preußische Friedensvermittler Gotter in Wien eintreffen konnte. Die Pläne und Entwürfe Friedrich's im ersten und namentlich im zweiten schlesischen Kriege beschränkten sich nicht auf die Geltendmachung seiner Rechtsansprüche. Der Gedanke, vor Wien als Sieger zu erscheinen und die habsburgische Macht zu zertrümmern, taucht sogar mehr als einmal auf. Doch, da Schlesien allein der Preis des blutigen Ringens blieb, so sucht Friedrich auch in seinem Geschichtswerke die ursprünglichen Absichten nach dem thatsächlich Erzielten einzuschränken. Auch das Verhältniß zu Frankreich erscheint in zu einseitiger Beleuchtung, wenngleich die Gründe des zweimaligen Bruches mit dieser gefährlichen Bundesmacht offen und treffend dargelegt und die französischen Staatsmänner und Generäle nicht viel anders beurtheilt werden, als sie es verdienten. Aber einzelne Beschuldigungen sind nicht völlig gerechte. Vor dem unglücklichen Feldzug in Böhmen (1741) hatte Marschall Broglie Friedrich's Hilfe erbeten, was dieser in Abrede stellt, auch hatte selbst des preußischen Königs Scharfblick die Gefahr der Expedition nicht sofort erkannt. Als Gründe des Friedensschlusses (1742) gibt Friedrich die geheimen Verhandlungen Fleury's mit dem Wiener Hofe und die preußenfeindlichen Umtriebe La Chetardie's in St.-Petersburg an. Doch hatte er von beiden Thatsachen damals noch keine Kenntniß. Die Beziehungen Preußens zu England und die Friedensvermittelung des britischen Cabinets werden von Friedrich öfters ungenau dargestellt, etwas parteiisch ist auch sein Urtheil über den englischen Diplomaten Lord Carteret. Sehr feindlich ist natürlich seine Gesinnung gegen Maria Theresia und den sächsischen Minister Brühl. Das erklärt sich aus der politischen Stellung des Königs ebenso naturgemäß, wie die Parteinahme für den unglücklichen Karl VII. und das Wohlwollen für Lord Harrington, den Vermittler des Dresdner Friedens (1745). In dem

zu günstigen Urtheile über den wenig verdienstvollen Minister Karl's VI., Graf Seckendorf, bekundet sich in schönster Weise Friedrich's dankbare Gesinnung. Als Kronprinz war er durch diesen Diplomaten mit Geld unterstützt worden, hatte auch dessen Hilfe für seine Lieblingsschwester Wilhelmine in Anspruch genommen[1]. Aus diesem Grunde beklagt er in einem Briefe an Suhm (15. November 1737) den Sturz des Heer- und Staatsverderbers, ohne Seckendorf's eigene Schuld in Abrede zu stellen, und schildert auch als Historiker ihn in den mildesten Farben. Von seinen eigenen Dienern werden Leopold von Dessau und Podewils nicht nach Verdienst gewürdigt. Den ersteren achtete er als Militärorganisator natürlich sehr hoch[2], nahm jedoch den Ruhm der Heeresreform auch für seinen eigenen Vater in Anspruch und äußerte sich über Leopold's Ehrgeiz, der an Marius und Sulla erinnere, recht ungünstig.[3] Ueber Podewils' diplomatische Begabung hat er sich nie besonders hohe Vorstellungen gemacht, da er sein eigenes staatsmännisches Genie allzusehr zum Maßstab andrer nahm. — Was aber in der „Histoire de mon temps“ ungenau oder unrichtig ist, läßt sich durch Gedächtnißirrthum, mangelnde Akribie im Einzelnen und durch die politischen Antipathien eines vom Argwohn der anderen Mächte überwachten Herrschers, der seinen Staat aus der untergeordneten Stellung emporarbeiten wollte, entschuldigen. Absichtliche Entstellung wird man Friedrich nicht vorwerfen wollen. Welchen Zweck hätte sie in einem der Oeffentlichkeit entzogenen Geschichtswerk? Und wie stimmte sie zu Friedrich's Betheuerungen der unbedingtesten Wahrheitsliebe in jenem Briefe an Voltaire und in dem Vorworte? Worauf es ihm in seinen Schilderungen besonders ankam, waren die militärischen Ereignisse. Diese sind auch viel sorgsamer und parteiloser dargelegt als die politischen. Am strengsten beurtheilt Friedrich seine eigenen strategischen Misgriffe, weit schonender die seiner

---

[1] Oeuvres, XXVI, 27 und 31.

[2] Oeuvres, XVI, 335; an Suhm, 12. September 1737.

[3] Ebd., I, 133.

Generale und mit voller Gerechtigkeit das Geschick seines Gegners, des wackeren österreichischen Feldmarschall Traun, den er seinen Lehrmeister in der Kriegskunst nennt.

Der „Avant-propos“ in der zweiten Redaction (1746) ist als Gegenstück zu dem „Antimachiavel“ besonders hervorhebenswerth. Hatte Friedrich in seiner vorschnellen Jugendschrift auch von dem Staatsmanne die unbedingte Befolgung der Morallehre gefordert, so ordnet er hier die Moral der Politik unter. Nur der Privatmann müsse sein gegebenes Wort in jedem Falle halten, für den Herrscher sei, um des Staatswohles willen, der Bruch der Verträge oft dringende Nothwendigkeit. Aber den Humanitätsgedanken des Aufklärungszeitalters hat sich Friedrich auch hier nicht entfremdet. Nur den Vertheidigungskrieg erklärt er für gerecht, jeden Angriffs- und Eroberungskrieg für verwerflich. Die kriegsliebenden Fürsten vergleicht er mit Spielern, die sich selbst und ihre Gegner ruinirten. Der Kriegsgewinn stehe in keinem Verhältnisse zu den Opfern, die Fabel von Ikarus lehre, wie der Ehrgeiz sich strafe. Die ungerechten Herrscher fordert er vor den Richtstuhl der Nachwelt. So lenkt der „Avant-propos“ wieder in den Gedankengang des „Antimachiavel“ ein.

Seitdem wir den Text der Redaction von 1746 vollständig besitzen, ist für viele Historiker der Werth der Schlußbearbeitung (1775) sehr geschwunden, während noch der Herausgeber der Werke Friedrich's des Großen allein die letztere abdrucken ließ, von der ersteren nur den Avant-propos mittheilte. In der That ist die unmittelbare Frische der Darstellung mit der größeren Entfernung von den dargestellten Ereignissen verloren gegangen, das „Je“ in der Erzählung des Selbsterlebten durch die farblosere dritte Person ersetzt worden. Die Weltanschauung des Greises ist eine trübe, von Bitterkeit nicht freie, sein Urtheil über Menschen und Dinge noch strenger, als vor 30 Jahren. Aber andererseits sind die stilistischen und sachlichen Vorzüge dieser Schlußbearbeitung nicht unerhebliche. Die Form ist classischer, wohlgegliederter, ruhiger, leidenschaftsloser, die Wahrheitsliebe des Autors noch peinlicher, als vordem, denn er mußte

jetzt an das Urtheil der Nachwelt über sein Geschichtswerk denken. Die Zeit hatte manchen Haß gelindert, manche bitter schmerzende Wunde geheilt, sodaß er jetzt sogar seine leidenschaftlichste Gegnerin Maria Theresia in milderer, fast objectiver Weise beurtheilen konnte. Auch hatte er neue Studien, besonders für die militärischen Begebenheiten, gemacht und über manche Einzelheiten sich genauer zu unterrichten gesucht.[1] Daß die veränderte Lage der europäischen Verhältnisse und die damalige Stellung Preußens zu den anderen Mächten einen merklichen Einfluß auf die Darstellung der früheren Ereignisse gehabt habe, ist mehr als einmal behauptet worden, aber doch mit Unrecht. Wie war Frankreich seit 1746 im Inneren zerrüttet, in seinem Ansehen herabgesunken, wie hatte sich Rußland in den verflossenen drei Jahrzehnten emporgearbeitet, wie war das einst tonangebende Britannien jetzt durch den Abfall Amerikas in seiner Machtstellung und in seinen Handelsinteressen bedroht und durch den heftigen Gegensatz der inneren Parteiungen geschwächt? Wie hatte sich das Verhältniß dieser drei Mächte zu Preußen verschoben? Frankreich stand jetzt auf Seiten des habsburgischen Erbfeindes, England, einst Oesterreichs Bundesgenosse, hatte mit Preußen gegen die von Wien aus gebildete Coalition gestritten, war aber dann bundesbrüchig, ja zum Gegner Preußens geworden, Rußland war 1775 Friedrich's einziger Bundesgenosse, dessen sehr eigennützige und hochmüthige Freundschaft dem Könige schon aus militärischen Gründen als gebieterische Nothwendigkeit erschien.[2] Doch ist die Schilderung des Versailler Hofes, des Cabinets von London nicht wesentlich schärfer, die Beurtheilung Rußlands und seiner ehemaligen Regenten nicht erheblich günstiger, als 30 Jahre früher. Höchstens mag sich in dem nachträglichen Zusatze, der Krieg zwischen England und Spanien sei um der abgeschnittenen Ohren eines Matrosen willen ausgebrochen, die bittere Stimmung Friedrich's gegen den treulosen Alliirten zeigen. In der Form

[1] Einzelne Beweise dafür gibt Bildhaut, a. a. O., S. 7, 11, 66.
[2] S. Oeuvres, IX, 187; XXVI, 313 und 330.

gemildert, in der Sache aber kaum geändert, ist das grelle Bild, welches Friedrich vordem von dem Staate Karl's VI. gegeben hatte; hierin bekundet sich die edle Versöhnlichkeit des Königs, der noch kurz zuvor in den Verhandlungen über Polens Theilung durch Oesterreichs Ränke und Anmaßung gereizt worden war. Diese objective Geschichtsbetrachtung müssen wir dem königlichen Autor um so höher anrechnen, als sein Blick sich jetzt von den allgemeinen politischen Fragen ganz den Lebensbedingungen des eigenen, fast in eine isolirte Stellung gedrängten Staates zugewandt hatte. Aus der ursprünglichen Ueberschrift des Kapitel I: „Etat de l'Europe à la mort de Frédéric-Guillaume" wurde in der Schlußredaction: Etat de la Prusse etc.; der Schilderung der Cabinetshändel und Kriegsereignisse ließ er nun eine Darstellung des preußischen Besitzstandes vorhergehen. — Besonders hat der „Avant-propos" durch die Schlußbearbeitung gewonnen. In diesem Geschichtsprogramm ist jetzt die Betonung der unmittelbaren Gegenwart, die Abneigung gegen antiquarischen Kram, der Widerwille gegen Wunderglauben, Vorurtheile und Parteisucht noch schärfer und ausführlicher kundgegeben als 1746. Nur auf Augenzeugen und auf zweifellose Thatsachen will sich der scharfblickende Skeptiker verlassen. Auch die Kritik der früheren Geschichtschreibung ist strenger, besser begründet, im Einzelnen mehr ausgeführt. Seit Cäsar's Commentarien sei die Historik im entschiedenen Rückgange, das Mittelalter habe keine nennenswerthen Geschichtschreiber, die Neuzeit nur vereinzelte, ruhmvolle Ausnahmen aufzuweisen. Im allgemeinen finde man seit Cäsar lediglich Schönfärbereien oder Zerrbilder. Der Zwiespalt zwischen der Moral und dem Staatsinteresse tritt in noch schärferer Durchführung hervor, als in der Vorrede von 1746; auch die Warnung vor leichtfertigen Kriegen wird den Fürsten noch eindringlicher ans Herz gelegt.

Noch vor dem Abschlusse des eben besprochenen Geschichtswerkes sehen wir Friedrich mit der Ausarbeitung der „Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brande-

bourg" beschäftigt. Am 7. März 1747 ist er schon an der Arbeit; der erste Entwurf ward am 24. August 1747 vollendet. Bis zum Erscheinen der ersten Ausgabe (1751) ist das Werk unter Maupertuis' und Voltaire's Beihilfe gefeilt und umgearbeitet worden.[1] Reiches und zuverlässiges Quellenmaterial, die preußischen und gelegentlich auch die fremden Archive, handschriftliche Relationen, sowie ungedruckte Geschichtswerke standen dem hohen Autor zur Verfügung. Mit unablässigen Fragen bemühte er nicht nur seine Räthe, insbesondere den Minister Podewils und den Legationsrath Hertzberg, sondern auch viele Beamte und Behörden. Als Geschichtschreiber der Aufklärungsperiode ist sein Augenmerk besonders auf die inneren Verhältnisse, auf Handel und Industrie, auf den ländlichen Wohlstand, auf Verfassung, Verwaltung und Kriegswesen gerichtet. Die hierauf bezüglichen, mit dem Hauptwerke nicht organisch verbundenen Anhänge beruhen durchweg auf urkundlichem Material. Aber auch für die äußeren Beziehungen Brandenburgs zu den europäischen Mächten fehlten die archivalischen Beweise nicht. So lagen Friedrich Auszüge aus Documenten über die Regierung des Großen Kurfürsten und seines eigenen Vaters vor, die zuweilen selbst untergeordnetere Dinge, wie den Proceß Clement (1718—20), betrafen. Ueber Friedrich I. und dessen Gemahlin sind zwei Denkschriften vom Könige eingefordert worden. Auf die Zeit des Kurfürsten Georg Wilhelm nehmen ein „Abriß der Eroberungen bis 1740" und ein Aufsatz über die gegen Adam v. Schwarzenberg gerichteten Anklagen Bezug. Zwei handschriftliche Berichte über die Schlachten bei Warschau und Fehrbellin, zwei Manuscripte von Duhan de Jandun, Friedrich's Geschichtslehrer, über die brandenburgischen Begebenheiten bis 1714 und über den Großen Kurfürsten, haben wahrscheinlich auch Material geliefert. Von gedruckten Werken sind Pufendorf's Lebensbeschreibung des Großen Kurfürsten (in Uhse's Bearbeitung, Berlin 1710), daneben auch Hartknoch's und Loeckel's Compilationen

[1] Hierfür, wie für das Folgende s. M. Posner's Quellenangaben, a. a. O., S. 222—311 und S. 325—490.

benutzt. Die schärfste Kritik übt aber Friedrich an den früheren, theils breiten und langweiligen, theils schönfärbenden und phrasenhaften Darstellungen in der Vorrede zur ersten Ausgabe. Der königliche Autor beabsichtigt, die Vergangenheit seiner Dynastie an die eben geschilderte unmittelbare Gegenwart in strenger, wahrer und kritischer Darstellung anzuschließen und aus der Betrachtung des Verflossenen nützliche Lehren für Fürsten und Bürger zu gewinnen. Hénault's übersichtliche und schöngeschriebene Chronologie der französischen Geschichte ist sein Vorbild; die Berliner Akademie, welche hervorragende französische Schriftsteller zu ihren Mitgliedern zählte, sollte ihr Urtheil über das abschnittweise in ihren Sitzungen vorgelesene Werk abgeben. Da die ferne Vergangenheit für Friedrich nur soweit in Betracht kommt, als sie das Verständniß für die Gegenwart erschließt, so beginnt die ausführlichere Schilderung erst mit Johann Sigismund, der Preußen und Cleve, sowie die Erbansprüche auf Jülich-Berg erwarb. Der Gegensatz zwischen dem emporstrebenden Brandenburg-Preußen und dem an der alten Prärogative festhaltenden Oesterreich ist ein Hauptgesichtspunkt der Darstellung. Im Dreißigjährigen Kriege tritt dieser Gegensatz zuerst schärfer hervor. Von den Kriegsgräueln und Wirren jener Zeit gibt Friedrich ein lebensvolles, aus unmittelbaren Schilderungen fließendes Bild, ist aber scharfblickend genug, die Religion nur als Vorwand der Parteiungen gelten zu lassen, während die Fürsten in Wirklichkeit für ihre Selbständigkeit gegen Habsburg's Despotismus gekämpft hätten. Die Annahme des Königstitels wird als der wichtigste Schritt zur Befreiung vom Joche Oesterreichs angesehen. Der habsburgischen Politik gegenüber nimmt Friedrich die Partei der fremden Eindringlinge, meint z. B., Ludwig XIV., dem auch sonst von ihm vertheidigten[1], sei das Streben nach Universalherrschaft nur von der habsburgischen Partei angedichtet worden. Sehr objectiv beurtheilt Friedrich seine eigenen Vorfahren trotz der vollen An-

[1] Z. B. in den „Considérations sur l'état présent", in der Kritik von Helvetius' „Système de la nature", u. a. O.

erkennung ihrer Verdienste. Sogar am Großen Kurfürsten tadelt er die unheilvolle Schwäche seiner letzten Gemahlin gegenüber, Friedrich I. nennt er „groß in kleinen Dingen, klein in großen", nur seinen Vater, von dem er so vieles gelitten hatte, verherrlicht er als Regenten und Menschen. Mit seltenem Edelmuth bürdet er sich selbst die Schuld an dem Zwiste mit dem harten Vater auf und übergeht mit feinem Takte unerquickliche Einzelheiten. Den Dank, welchen seine eigene Bildung der französischen Aufklärung schuldete, spricht er in einer begeisterten Lobrede der französischen Sprache und Cultur, sowie ihres Einflusses auf den brandenburgischen Adel aus. In desto schwärzerem Lichte erscheint ihm Rußland, dessen größter Herrscher, Peter I., doch nur als ein genialer Barbar von ihm angesehen wird. Mit dem Maßstabe der damaligen deutschen Geschichtschreibung, die im Staube der Acten und der Dickleibigkeit des Notizenkrams erstickte oder dem Parteigeiste und Religionshaß diente, gemessen, erscheint Friedrich's Geschichtswerk ebenso formell abgerundet, wie sachlich vertieft und vorurtheilsfrei. Auch über die Durchschnittsgeschichtschreibung der Franzosen, die Voltaire oft mit verdientem Spotte abgefertigt hat, erhebt es sich in rein historischer Hinsicht.

Besonderen Werth haben die beiden Anhänge „Ueber Religion und Aberglauben" und „Ueber die Fortschritte der Künste und Wissenschaften". In der ersteren wird Friedrich der deutschen Reformation so gerecht, wie es einem Aufklärungsphilosophen möglich ist, wennschon ihm höher als Luther, der einer abergläubischen Zeit seinen Tribut darbringen mußte, ein Leibnitz und Thomasius stehen. Eine unparteiische Beurtheilung Aug. Hermann Francke's und des Pietismus machten die Jugendeindrücke Friedrich's unmöglich. Der antikatholische Standpunkt versteht sich bei einem Schüler Voltaire's von selbst. — In der zweiten Abhandlung richtet sich Friedrich's Blick auf die großen Culturveränderungen in dem engeren Rahmen der brandenburgischen Geschichte. Im vollen Gegensatz zu dem epochemachenden Standpunkte Montesquieu's läßt er die klimatischen und örtlichen Einflüsse hinter der Einwirkung geistiger Factoren

zurücktreten. Die Hebung der Cultur seines Staates erscheint ihm nicht zum geringsten Theile als ein Werk der französischen Bildung und der eingewanderten Hugenotten. Er lobt daher die französische Modeerziehung der Edelleute, denen er die Nothwendigkeit eines häufigeren Aufenthaltes in Paris einschärft. Deutschland stehe noch in Geschichtschreibung und Poesie hinter dem Nachbarreiche zurück, nicht, weil seine Begabung geringer sei, sondern weil Sprache und Bildung noch große Mängel aufwiesen. Der deutschen Sprache fehle eine Akademie, wie die Pariser mit ihrem regelrechten, gleichmäßigen Schaffen. Als annähernden Ersatz dieser preist er die von Friedrich I. geschaffene Akademie und beklagt ihren Verfall unter dem Nachfolger des ersten preußischen Königs. Aber die Macht der Fürsten vermöge Volkscharakter und Volksbildung nicht umzugestalten, wichtiger für die Volkserziehung und von längerem Bestande seien — die Republiken. Das Entstehen und Vergehen der Monarchien vergleicht Friedrich mit dem Wandel der Planeten, so wenig war er von der Festigkeit einer Staatsordnung überzeugt, auf der Preußens Machtstellung ruhte.

Die Grundgedanken, nicht aber die Vorurtheile der „philosophischen" Geschichtschreibung des 18. Jahrhunderts finden sich in Friedrich's zweitem Geschichtswerke wieder. Verfassung und Verwaltung, Handel und Industrie, vor allem das Militärwesen, die Hauptstütze der preußischen Macht[1], schildert er auf Grund praktischer Erfahrung und eingehender Detailkenntnisse, nicht von dem abstracten Humanitätsstandpunkte der Aufklärung. Dem Militärwesen hat er zwei besondere Beilagen, der Administration einen längeren Abschnitt gewidmet. Die Schwierigkeiten der staatsmännischen Thätigkeit konnte er besser würdigen als seine philosophischen Freunde, die an dem Wahne, daß der gute Wille des aufgeklärten Herrschers alle Menschenbeglückungspläne verwirklichen könne, festhielten. Theorie und Praxis, hoher Ideenflug und liebevolles Verständniß des Alltäglichen und Kleinen

[1] Was er seinem Bruder Heinrich gegenüber so eindringlich hervorhebt, s. Oeuvres, XXVI, 155, 157.

vereinen sich mit selten erreichter Vollkommenheit in diesen culturhistorischen Betrachtungen.

Mit der „Histoire de mon temps“ und den „Mémoires“ verglichen, sinkt die Geschichte des Siebenjährigen Krieges in Bezug auf Correctheit der Form und Tiefe des Inhalts erheblich. Gleichwol ist sie ein wichtiger Beitrag zur Geschichtskenntniß, denn sie wuchs unmittelbar aus den Ereignissen selbst hervor. Wie Friedrich in der Vorrede vom 3. März 1764 sagt, habe er nach Schluß jedes Feldzuges Aufzeichnungen über das Geschehene sich gemacht und naturgemäß die Cabinetshändel mit den Kriegsereignissen verknüpfen müssen. Daß neben diesen militärischen Notizen auch archivalische Documente benutzt sind, läßt eine Vergleichung der über die Jahre 1756—1759 publicirten Bände der „Politischen Correspondenz“ mit Friedrich's Darstellung zweifellos erscheinen. Verschiedene solcher Documente, wie die Beweise über Sachsens Intriguen gegen Preußen, und den französisch-österreichischen Allianzvertrag vom 30 .December 1758 hat er in das Werk selbst aufgenommen. Außerdem standen ihm die Tagebuchnotizen des Flügeladjutanten von Donop über die fünf ersten Kriegsjahre und Bruchstücke des 1778 beendeten Journales Gaudi's zu Gebote.[1] Der Zweck dieses Geschichtswerkes ist ein doppelter. Einmal will Friedrich sein schon damals vielangefochtenes Verhalten im Jahre 1756 rechtfertigen und sich gegen den Vorwurf schützen, daß er der schuldige Urheber des Krieges gewesen sei, dann seinen Nachfolgern militärische Lehren für einen zweiten Vertheidigungskrieg gegen Oesterreichs Angriffe auf Schlesien und Brandenburg geben. Der letztere Zweck ist offenbar die Hauptsache, darum sind auch die Kriegsbegebenheiten viel ausführlicher geschildert, als die politischen Vorgänge. Schon um dieser militärischen Betrachtungen willen war ein Bekanntwerden des Werkes in weiteren Kreisen mit dem Staatswohle unverträglich, nur wenige

---

[1] J. D. Preuß: Friedrich der Große als Schriftsteller unter: Histoire de la Guerre de sept ans.

sollten davon Kenntniß nehmen. Der Grundgedanke der kriegsgeschichtlichen Erörterungen Friedrich's ist die Warnung vor unnöthiger Menschenvergeudung, die das Land entvölkere und die Armee verschlechtere und vor Unterschätzung des Feindes, der so gut Positionen zu nehmen und zu manövriren verstehe. Keineswegs hat sich aber Friedrich auch in dieser Einleitung gegen die Offensivkriege ausgesprochen und die Beschränkung auf den Kleinkrieg des Detachements-Abschneidens, Magazine-Wegnehmens, Zurückmanövrirens, Festung-Belagerns und der Beschützung des eigenen Besitzes empfohlen.[1] Trotz des apologetischen Zweckes, den das ganze Werk verfolgt, wäre es ungerecht, den königlichen Verfasser einer Verletzung der Wahrheit oder einer Beschönigung eigener Irrthümer zu zeihen. Vielmehr gibt Friedrich seinen Hauptirrthum, den falschen Glauben an die Einigkeit Englands und Rußlands, der ihn zum Abschlusse des Neutralitätsvertrages mit England (Januar 1756) verleitete und so indirect den Anlaß zu dem Dreibunde Frankreichs, Oesterreichs, Rußlands gab, offen zu. Das ist um so großmüthiger, als Friedrich durch die kurzsichtige englische Diplomatie, welche auch dann noch von der Zuverlässigkeit Rußlands überzeugt war, als der preußische König die wahre Sachlage erkannte und es an Warnungen nicht fehlen ließ, zu dem Irrthum verleitet wurde.[2] Minder offen gesteht Friedrich den politischen Fehler ein, die Allianz mit Frankreich aufzugeben, ehe er recht wußte, ob der französisch-englische Krieg wirklich Hannover zum Kriegsschauplatz machen und damit die Grenzen des preußischen Staates bedrohen würde.[3] Mit Recht aber kann er den

[1] Vgl. gegenüber den Abhandlungen Delbrück's, deren Titel in Delbrück's hist. polit. Auff., III, 20, angeführt sind: Th. v. Bernhardi, Friedrich der Große als Feldherr, II, 627—645; Fr. v. Bernhardi, Delbrück, Clausewitz und Friedrich der Große, S. 48—71, und G. Winter, Historisches Taschenbuch, Folge 6, Jahrg. 10, S. 115 Anm.

[2] Politische Correspondenz Friedrich's des Großen, XII, 172, 203, 236, 237, 262, 289, 336—337, 356, 360, 361, 372, 378, 385.

[3] Bericht des preußischen Gesandten in Paris, Kniphausen, am 23. Januar 1756, ebd. XII, 71.

Einfall in Sachsen durch die Nothwendigkeit, den umfassenden Kriegsrüstungen Oesterreichs und Rußlands zuvorzukommen[1], seine eigenen Lande vor einem Angriffe zu bewahren und einen Schlag gegen den unzuverlässigen sächsischen Staat und gegen die habsburgische Macht zu führen, ehe die russische Armee im Felde erscheinen konnte, motiviren. Einseitig ist es freilich, wenn er den Allianzvertrag zwischen Frankreich und Oesterreich nur als eine von Kaunitz eingefädelte Cabinetsintrigue hinstellt. Die jahrhundertelange antihabsburgische Politik Frankreichs wurde erst in Folge des Neutralitätsvertrags Preußens mit England aufgegeben, auch war das Abkommen mit Oesterreich (1. Mai 1756) rein defensiver Natur. Ludwig XV. nahm an den Verhandlungen mit Wien persönlichen Antheil, suchte auch zu Rußland engere Beziehungen anzuknüpfen.[2] Der unnatürliche Bund der beiden ehemaligen Erbfeinde war keineswegs blos ein Werk der auf Friedrich erzürnten Marquise von Pompadour und ihres Anhanges, sondern durch die Schwenkung der preußischen Politik zu England hin ebenso hervorgerufen, wie der Abfall Rußlands von seinem britischen Bundesgenossen durch die Abmachungen des Londoner Cabinetes mit Preußen veranlaßt wurde.[3] Uebrigens war die Eintracht der drei Mächte zu der Zeit, wo Friedrich den Krieg eröffnete (Ende August 1756), noch keine sehr innige. Denn Frankreich wurde nicht als zweifelloser Gegner Preußens betrachtet und nicht in alle Unterhandlungen Oesterreichs mit Rußland eingeweiht[4] und in

---

[1] Oesterreich wollte durch ausweichende Antwort über den Zweck dieser Rüstungen Friedrich zur Offensive verleiten; Kaunitz an Flemming, ebd., S. 214—216. Ueber die russischen Rüstungen und theilweisen Abrüstungen, ebd. Mitchell's Bericht vom 19. Juni 1756 und XIII, 7, 13; sowie Friedrich an seinen Botschafter Klinggraefen in Wien, 24. Juli 1756, XIII, 114.

[2] Kniphausen's Bericht aus Paris, 21. Juni 1756 (ebd. XIII, 8 u. 9); Brief aus Paris vom 25. Juni (XIII, 15). Ueber den defensiven Charakter des Allianzvertrages, ebd. XII, 408; XIII, 130, 133.

[3] Ebd. XII, 302.

[4] Ebd. XIII, 123, 124.

St.-Petersburg lähmte der Gegensatz der englischen und österreichischen Partei nach wie vor die Energie des Entschlusses.[1] Treffend hat dagegen Friedrich nicht nur die Hetzereien Brühl's gegen Preußen, sondern auch die Intriguen Oesterreichs in dem Zwiste Preußens mit Mecklenburg wegen der unbefugten Soldatenaushebung im Gebiete des letzteren Staates geschildert.[2] Die Thatsache, daß Friedrich's Einfall in Sachsen, der auch von seinem Minister Heinrich von Podewils als übereilt widerrathen wurde[3], die Coalition der drei Mächte gegen Preußen in die Waffen rief, bleibt unbeanstandet.

Mit vollem Rechte schildert sich Friedrich als den selbständigen Leiter des Kriegsplanes für das Jahr 1757. Denn, daß der Gedanke eines Offensivvorgehens gegen Böhmen vom Könige selbst, nicht von Schwerin oder Winterfeld ausging, scheint uns nach den neueren Untersuchungen zweifellos.[4] Auch stimmen wir dem königlichen Autor bei, wenn er die Schuld an dem unglücklichen Verlauf der Schlacht von Kolin von sich abwälzt.[5] Weniger gelungen scheint uns Friedrich's Selbstapologie da, wo er von dem unsäglichen Misgeschicke der Niederlage bei Kunersdorf spricht. Hier trifft ihn persönlich die Hauptschuld, aber er gab sich der Ueberzeugung hin, daß seine Infanterie bei dem Angriffe auf die russische Stellung nicht

---

[1] Ebd. XII, 386—483; XIII, 65, Mitchell's Berichte.

[2] Ebd. XIII, 293 (Friedrich an Mitchell, 27. August 1756) und XIII, 307—309 (Eichel an Kniphausen, 28. August 1756) und über die mecklenburgische Sache, XIII, 36, 37, 43, 83; sowie: Preußische Staatsschriften, III, 1—85.

[3] Ebd. XIII, 104 fg. Erst durch den Einfall in Sachsen wurde Frankreich ganz zu Oesterreich getrieben (Kniphausen's Bericht vom 10. September 1756, ebd. XIII, 424—425) und der Gesandte Valori dann aus Berlin abberufen, ebds. S. 581—582.

[4] H. v. Sybel in „Berichte der Akademie der Wissenschaften", 1887, S. 293—303; G. Winter, Historisches Taschenbuch a. a. O., 125—172; Fr. v. Bernhardi, a. a. O. S. 10—33, wogegen H. Delbrück a. a. O. und „Strategie des Perikles verglichen mit der Friedrich's des Großen", Abschn. 2.

[5] Th. v. Bernhardi, a. a. O., I, 96 fg.

ihre Schuldigkeit gethan habe.[1] Der gänzliche Mißerfolg dieses gewagten Vorgehens gegen zwei an Zahl der seinigen so überlegene Armeen ward ihm übrigens eine Lehre, die er seitdem auch in seinen strategischen Grundsätzen nie vergessen hat. Mit Beziehung auf jenen Unglückstag spricht er den Gedanken aus, daß die Schlacht das Auskunftsmittel ungeschickter Generale sei.[2]

Die Absicht, wirklich begangene und erkannte Fehler zu beschönigen, liegt ihm auch hier ebenso fern, wie das Prahlen mit den glänzenden Erfolgen, die er im Kampfe gegen halb Europa davontrug. Sehr offen gesteht er ein, daß Preußen nur durch Uneinigkeit und Zwiespältigkeit der Gegner und durch den Umschwung der russischen Politik nach Elisabeth's Tode gerettet sei. Um so eher werden wir dem Herrscher, der des Krieges Gräuel und seines Staates Verderben sechs Jahre lang vor Augen sah, den bitteren Ton verzeihen, in dem er über Kaunitz' Ränke, über Maria Theresia's Gehässigkeit, über Brühl's Hetzereien und über den Bundesbruch Englands spricht. Wenn bei der Schilderung von Ereignissen, die den Nächstbetheiligten an den Rand der Verzweiflung führen und ihm mehr als einmal den Entschluß zum Selbstmord ins Herz legen, von Objectivität gesprochen werden kann, so hat Friedrich diese höchste aller Selbstentäußerungen über sich gewonnen. — Die Ausarbeitung jenes an die Geschichte der schlesischen Kriege sich unmittelbar anschließenden und erst von den Herausgebern der „Oeuvres posthumes“ als „Histoire de la Guerre de sept ans“ getauften Werkes war eine sehr schnelle. Schon im November 1763 war die erste Niederschrift fertig, doch ging sie durch einen Brand im Schloß von Potsdam ganz oder theilweise verloren[3], das 205 Seiten lange Manuscript wurde dann bis April 1764 noch einmal aus- und umgearbeitet.

[1] Friedrich's Schreiben an Prinz Heinrich, 16. August 1759 (Oeuvres, XXVI, 199).

[2] In den Réflexions sur Charles XII (ebd. VII, 81).

[3] Diese Angabe Heinrich's von Catt, des Secretärs von Friedrich, zieht der Herausgeber der Oeuvres, (IV, S. X) ohne Grund in Zweifel. Das Datum des 17. December 1763, welches Friedrich selbst

Bei dieser Hast der Arbeit kann die zusammenhängende Geschichtserzählung uns keinen vollen Einblick in die verzweifelten Stimmungen und Seelenqualen Friedrich's während jener Leidenszeit gewähren, zur Ergänzung müssen wir nicht nur die Briefe des Königs an seine nächsten Vertrauten, sondern auch die unter Mitwirkung des Marquis d'Argens u. a. entworfenen politischen Flugschriften ins Auge fassen. Die letzteren einzeln anzuführen, ist nicht der Zweck, es genüge, ihre Tendenz zu kennzeichnen. Da geißelt schon die erste, ein fingirter Brief des Cardinals Richelieu aus dem Jenseits an Friedrich, die unnatürliche Verbrüderung Habsburgs und Frankreichs, da gießt eine zweite ihren Spott aus über die intime Freundschaft der züchtigen Maria Theresia und der königlichen Maitresse, Mme. de Pompadour, da wird in einer dritten Graf Kaunitz als Haupt einer katholischen Liga zur Ausrottung aller Ketzer verhöhnt, da spotten endlich mehrere fingirte Briefe des geweihten Hutes und Degens, den der Sieger von Hochkirch wirklich oder angeblich vom Papste erhalten hat.[1] Ernster wird der Ton dieser Flugblätter nach dem Misgeschick von Kunersdorf. Zornige Entrüstung über die Kriegsgräuel und die getäuschten Friedenshoffnungen treten an die Stelle der muthwilligen Laune und der ausgelassenen Spottsucht. Belle-Isle's barbarische Kriegführung und seine Drohung, Hannover das Schicksal der Pfalz zu bereiten, wird den deutschen Fürsten als eindringliches Warnungszeichen vorgehalten, die Gegner Friedrich's müssen sich in zwei anderen Briefen mit dem Räuberhauptmann Cartouche und mit den rachsüchtigen Triumviren Roms vergleichen lassen. Stets ist Friedrich bestrebt, sich als Schirmherrn der protestantischen Glaubensfreiheit, die Coalition als eine Art katholischer Liga nach dem Muster der im Dreißigjährigen Kriege, hinzu-

---

an das Ende seines Manuscriptes setzte, kann noch nicht auf den völligen Abschluß sich beziehen. In einem Briefe an Lord Marischal vom 7. April 1764 spricht er von den eben erst vollendeten „Memoiren" (Oeuvres, XX, 296).

[1] Publicationen aus den preußischen Staatsarchiven, XXII, 492.

stellen. Und in der That regten sich derartige Befürchtungen bei den Höfen[1], und in den Volkskreisen ward Friedrich als Schirmherr des Evangeliums gefeiert.[2] Auch den Haß des Aufklärungszeitalters gegen Fanatismus und Aberglauben weiß Friedrich seiner Sache dienstbar zu machen. Nach dem Siege von Torgau verfaßte er unter d'Argens hülfsbereitem Beistande das schneidig boshafte „Schreiben eines Almosenpflegers der österreichischen Armee", worin der preußische Herrscher als Bundesgenosse des Teufels zur Erbauung frommer Gemüther verlästert wird. Aber die Sehnsucht nach dem Frieden, der dem gänzlich erschöpften Staate Friedrich's allein Rettung bringen konnte, beherrscht des Königs innerste Gedanken auch inmitten der übermüthigen Laune des Spottes und der beißenden Satire sittlicher Entrüstung.

An die Geschichte des Siebenjährigen Krieges schließen sich noch drei Aufzeichnungen von Friedrich's Hand, welche die kriegerischen und politischen Ereignisse bis zum Teschener Frieden schildern. Sie entstanden unmittelbar nach den erzählten Begebenheiten selbst in den Jahren 1775 und 1779, und ruhen theils auf persönlichen Erinnerungen des Königs, theils auf Documenten[3], von denen der Briefwechsel Friedrich's mit Joseph II. und mit Maria Theresia beim Ausbruch des bayrischen Krieges Aufnahme fand. Die Wichtigkeit dieser rasch entworfenen Skizzen liegt in der Bedeutung, welche die Zeit von 1763—79 für Preußens Größe und Machtentwickelung hatte. Damals erlangte Preußen durch Erwerbung des polnischen Besitzthums jene Abrundung und Vergrößerung, die

[1] Politische Correspondenz, XII, 237; XIII, 37, 66, 67, 92, 157, 383. Es ergibt sich aus diesen Actenstücken, daß man auch in Wien den englisch-preußischen Bund als eine Art evangelischer Union auffaßte oder anzusehen vorgab.

[2] Th. v. Bernhardi a. a. O., I, 32—34; über Oesterreichs Vorgehen gegen die protestantischen Reichsstände vgl. Preußische Staatsschriften, III, 256—317.

[3] F. Preuß in „Zeitschrift für preußische Geschichte und Landeskunde", 1874, S. 129 fg.

schon dem Kronprinzen Friedrich als dringende Nothwendigkeit erschien[1], knüpfte den Bund mit Rußland fester und trat wieder in freundlichere Beziehungen zu Frankreich, wogegen der Bund Habsburgs und der Bourbonen durch Joseph's II. Allmachtsstreben sich etwas lockerte. Am Schlusse dieser Epoche trat Friedrich wieder als Beschirmer der Reichsfreiheit auf und legte den ersten Grund zum deutschen Fürstenbunde. Objectiv und parteilos hat Friedrich die Verhandlungen über die polnische Theilung geschildert, ganz so wie er auch in vertraulichen Privatbriefen sich äußerte[2] und wie neuere Forschungen es bestätigen.[3] In diesen Betrachtungen erscheint er nicht nur als einsichtsvoller Staatsmann, sondern auch als Vorkämpfer der bürgerlichen Freiheit und Humanität gegen die brutale Rohheit des polnischen Junkerthums. Sein Rechts- und Menschlichkeitssinn stellt sich auch auf die Seite der amerikanischen Freiheitserhebung gegen Englands Eigennutz und Ausbeutungssystem. Der noch unvergessene Haß über Lord Bute's Abtrünnigkeit und die gegen Preußen gerichteten Intriguen dieses Staatsmannes in Wien und St.-Petersburg verschärft den Ton des Urtheiles. Scharf, aber treffend ist auch die Charakterschilderung Joseph's II., der nach absoluter Herrscherstellung im Deutschen Reiche strebte und das souveräne Königthum des ihm verschwägerten Ludwig XVI. zum Vorbilde nahm. Ueber seine nur theilweisen Erfolge als Beschützer der Reichsfreiheit macht sich Friedrich keine Selbsttäuschungen, gesteht vielmehr ein, daß er, von Frankreich und Rußland zum Frieden gedrängt, die Rechte der Pfalz und Sachsens auf die bayrische Erbschaft nicht in vollem Maße durchsetzen konnte. Auch seine militärischen Fehler in dem letzten kurzen Kampfe mit Oesterreich gibt er zu. Der preußische

[1] An Natzmer, Februar 1731 (Oeuvres, XVI, 3); vgl. auch Politische Correspondenz, XVIII, 612.

[2] Friedrich's Briefe an d'Alembert, Oeuvres XXIII, 225, 228, 257, 288 und XXVI, 320 fg.

[3] M. Duncker, Besitzergreifung von Westpreußen in „Zeitschrift für preußische Geschichte und Landeskunde", 1874; Beer, Erste Theilung Polens (Wien 1873).

Standpunkt erweitert sich in seiner Ausführung zum europäischen. Weitblickend sieht Friedrich alle Combinationen der Politik voraus und hindert alle Verwickelungen, die seinem Interesse Gefährdung drohen, wie den Ausbruch eines österreichisch-russischen Krieges um der Türkei willen.

Auch in diesen Jahren begleitet des Königs rast- und schonungslose Satire die politischen Ereignisse mit einer Reihe von Flugschriften, die trotz der Mitarbeit französischer Literaten den ureigenen Stempel seines Genius tragen. Choiseul, der österreichisch gesinnte Leiter der französischen Angelegenheiten, die Jämmerlichkeit des Versailler Cabinets, der Verfall von Oesterreichs Heeresmacht und Finanzkraft, die machiavellistische Politik des Papstthums, das selbst den Bund mit den ungläubigen Türken nicht scheute, die Machinationen der Jesuiten in dem zerrütteten Polen sind die Zielpunkte seines vernichtenden Spottes. Neben der Briefform hat Friedrich auch die im 18. Jahrhundert so beliebten „Todtengespräche“ mit den bewegenden Ideen der Aufklärungsbestrebungen und den Lehren staatsmännischer Weisheit erfüllt, den Geist des großen Politikers Richelieu als Richter der kleinen Gegenwart aus dem Jenseits citirt und seine Bundesgenossin Katharina II. als Beschirmerin der Glaubensfreiheit und Volksrechte verherrlicht. Ernste, sorgenvolle Gedanken regen sich in ihm, wenn er an seines Staates Zukunft und an den möglichen Umschwung nach seinem Tode denkt. Besonders machte ihm die unsichere Stellung zu Oesterreich, das 1775, auf die voreilige Nachricht von des Königs Tode, zum Kriege rüstete, schwere Besorgniß. In dem „Militärischen Testamente“ (7. November 1768) [1] gibt er seinem Nachfolger genaue Anweisungen über Kriegführung und Kriegswesen, denn er fürchtete damals, als Rußlands Bundesgenosse in einen Kampf mit dem habsburgischen Erbfeinde hineingezogen zu wer-

[1] Herausgegeben von Taysen (Miscellaneen zur Geschichte Friedrich's des Großen, S. 119—158). Das politische Testament von 1769 s. Oeuvres, VI, 215 fg. Ueber zwei Testamente aus den Jahren 1782 u. 1784 vgl. M. Lehmann in „Historische Zeitschrift“ 1888, S. 255 fg.

den. Auch in dem „Exposé du gouvernement prussien“ (1775 oder 1776) ist die Aufrechterhaltung der preußischen Militärmacht sein Hauptaugenmerk. Strenge Manneszucht der Truppen soll das den anderen großen Armeen nicht gleiche Zahlenverhältniß ersetzen, der Bund mit Rußland wird als harte, aber gebieterische Nothwendigkeit dem Nachfolger empfohlen, denn Oesterreichs Haß sei unbesiegbar, Frankreichs Zuverlässigkeit sehr zweifelhaft. Zur Abrundung des preußischen Staates wird auf Sachsen hingewiesen.[1] Die straffe Einheit der Herrschergewalt sei das Band des Staatsgefüges, die Ordnung der Finanzen der Kitt desselben. Für die Aufrechterhaltung der Militärkraft solle Geld niemals gespart, dagegen unnöthige Geldverschlenderung für die Marine vermieden werden, denn Preußen könne mit den Seemächten nie wetteifern. In erster Linie solle der Herrscher ein Hüter des Rechtes und der Wächter des Richter- und Advocatenstandes sein. — Als Joseph II. nach Maria Theresia’s Tode zur unumschränkten Herrschaft über die habsburgische Monarchie gelangte und seine ehrgeizigen Pläne gegen die Reichsfreiheit fortzusetzen drohte, entwarf Friedrich (24. October 1784) in dem „Projet de ligue“ die Vorschläge zu einem engeren Bunde der deutschen Fürsten beider Confessionen gegen die Uebermacht und Uebergriffe des Kaisers. Sie wurden die Grundlage des Fürstenbundes. Das alte Reich soll mit seinen überlebten Institutionen, wie Reichstag und Reichskammergericht, erhalten bleiben, auch die katholischen Bisthümer und Abteien, auf welche Joseph sein begehrliches Auge warf, geschirmt werden. In dem Begleitschreiben an Hertzberg (1. November 1784) weist Friedrich den Gedanken einer religiösen Trennung der Reichsstände, die im 16. und 17. Jahrhundert Habsburgs Pläne gefördert hatte, entschieden ab, aber er fürtchet, daß die französische Partei der deutschen Fürsten, die alten Gegner Habsburgs, jetzt bei der veränderten Politik Frankreichs sich nicht vom Kaiserstaate lossagen würden. Die Besorgniß traf völlig zu, und deshalb konnte der großartige Entwurf, der

[1] Wie schon im October 1759, s. Polit. Correspondenz, XVIII, 612.

schon damals einen engeren Bund unter Preußens Führung geschaffen hätte, nur in sehr bescheidenem Maße verwirklicht werden. So füllt der Gedanke des Gegensatzes zu Oesterreich auch Friedrich's publicistische Thätigkeit von den „Lettres d'un officier prussien" (1741), die J. G. Droysen in den Beiheften zum „Militärischen Wochenblatt" (1875—76) so genial erläutert hat, bis zu dem Programme des Fürstenbundes aus.

Nicht nur die großen, geräuschvollen Weltbegebenheiten, sondern auch die kleineren, stillen Verdienste der Männer der Kunst und Wissenschaft, der Verwaltung und des Kriegswesens hat Friedrich in den „Eloges" (Nachrufen) geschildert, die aus seinem engen Verhältniß zu der von ihm nach dem Muster der Pariser umgestalteten Berliner Akademie hervorgingen. Vor den verwandten Kunstleistungen der Pariser Akademiker zeichnen sich Friedrich's Nachrufe durch strenge Wahrheitsliebe und aufrichtige Gesinnung aus, und an Tiefe der Auffassung lassen sich höchstens d'Alembert's „Eloges" und Voltaire's akademische Antrittsrede zur Seite stellen. Friedrich versteht es, jeden Nekrolog zu einem Miniaturbilde der literarischen, künstlerischen und culturellen Bestrebungen seiner Zeit zu machen. Vorzugsweise sind seine Nachrufe den dahingeschiedenen Mitgliedern der Akademie geweiht und in einem hergebrachten Schema gehalten, aber auch zwei Nichtakademiker, General Goltz und seinen Neffen, den frühverstorbenen Prinzen Heinrich, hat er in die Ruhmesgalerie eingeführt. In der letzteren Weiherede zeigt sich die tiefe Empfindung und edle Herzenswärme des großen Königs, der in seinem hochbegabten Neffen das ideale Abbild seiner eigenen, herben Jugend wiederkehren sah. Ein enges Verhältniß dankbarer Hingebung verband den König auch mit seinem schon im December 1745 verstorbenen Lehrer Duhan de Jandun, der um seines Zöglings willen schwer von der Ungnade Friedrich Wilhelm's I. gelitten hatte[1], darum hat der Nachruf auf diesen würdigen Geistlichen einen mehr persönlichen, als allgemein

[1] Bratuscheck, a. a. O., S. 54—55 und 25 fg.

geschichtlichen Charakter. Dagegen kann Friedrich in dem Nekrolog des literarisch bedeutenden Ch. Etienne Jordan ein Bild der Culturentwickelung der ersten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts geben und umfassende Vergleichungslinien bis ins classische Alterthum hineinziehen. In der Nachrede auf La Mettrie wird der erhabene Grundgedanke der gesammten Aufklärung, die Glaubens- und Denkfreiheit, in glanzumstrahlten Lichte, das die persönlichen Schwächen des Frühverstorbenen fast verschwinden läßt, verherrlicht. Die Treue und Pflichterfüllung des preußischen Beamtenthums werden in den Personen der Generale Goltz und Stille, die in der Abspannung des geschäftlichen Berufes sich den empfänglichen Sinn für Literatur und Kunst bewahrt hatten, gewürdigt. Die Lobrede auf Knobelsdorff, den Oberintendanten der königlichen Bauten und Gärten, gibt den Anlaß zur Schilderung der künstlerischen Bestrebungen jener Zeit und der kunstfördernden Thätigkeit Friedrich's selbst. Wie sehr aber der edle Humanitätsvorkämpfer persönliche Kränkungen vergessen, menschliche Schwächen, um eines hohen Strebens willen, übersehen konnte, das zeigt die „Eloge de Voltaire". Mit dem bitteren Tone verglichen, der die einst zum Schutze von Voltaire's Feinde, Maupertuis, geschriebenen „Lettres d'un académicien de Berlin à un académicien de Paris" und das später entworfene „Portrait de Voltaire" durchdringt, bekundet dieser Nachruf, daß die christliche Lehre der Feindesliebe auch im Herzen eines Freidenkers fruchtbaren Boden findet. Von niemanden, auch nicht von einem Condorcet, ist Voltaire's edelstes Lebenswerk, der Kampf für Toleranz und Aufklärung, so tief und verständnißvoll geschildert worden, wie von dem Philosophen auf Preußens Throne. Uns mag es seltsam anmuthen, wenn Voltaire's „Henriade" über die Ilias und Aeneis gestellt und wenn die Tragödien eines Epigonen mit Racine's Meisterwerken verglichen werden, aber die vorurtheilsfreie Kritik Friedrich's tritt doch wieder in der treffenden Hervorhebung der dramatischen Schwächen und Unwahrscheinlichkeiten der „Zaïre" hervor. Auch verschweigt er nicht Voltaire's kleine Schwächen, wie die Rachsucht gegen unwürdige Nebenbuhler und die welt-

männische Anbequemung an das kirchliche Herkommen. Erquickend mußte diese Weihrede jeden Franzosen berühren, der sich die widerwärtigen Verläumdungen vor Augen hielt, welche in Voltaire's eigenem Vaterlande frommer Eifer über das Andenken des Patriarchen ausspie.

Wir würden Friedrich's Thätigkeit als Historiker nur lückenhaft schildern, wenn wir nicht auch die Schriften besprächen, welche an der Grenzscheide der Geschichtswissenschaft und der Militärschriftstellerei sich bewegen. Den Nutzen des Studiums der Kriegsgeschichte für den Strategen hat gerade Friedrich aufs schärfste betont. In den 1759 geschriebenen „Réflexions sur la Tactique" spricht er mit Bitterkeit von den militärischen Routiniers, die nicht gescheuter werden wollen, als ein Maulesel, der zehn Feldzüge mitgemacht, die, statt sich kühn zu den Wolken zu erheben, im Schmutze der Erde kriechen.[1] An Karl XII. tadelt er ganz besonders, daß er keine kriegsgeschichtlichen Studien gemacht habe, daß seine Strategie keinen Anspruch erheben dürfe, eine Kunst zu sein.[2] Aber der Feldherr soll nicht blinder Nachahmer großer Muster sein und über dem Studium der Kriegsgeschichte die selbstthätige Combination vernachlässigen. Die der Vergangenheit angehörenden Thatsachen seien dazu gut, der Einbildungskraft Nahrung zu geben und das Gedächtniß auszustafiren, sie seien ein Repertorium von Gedanken, welches Material liefere, damit das Urtheil es umschmelze und läutre, so bemerkt Friedrich in der Einleitung zur Geschichte des Siebenjährigen Krieges.[3] Unablässig ist er bemüht, seine Offiziere methodisch heranzubilden. Für sie sind namentlich die „Generalprincipien vom Kriege" (1748) geschrieben und 1752 ins Deutsche übersetzt worden. „Nicht ich bin es, welcher dort spricht, sondern es sind die Erfahrungen, welche geschickte Generale gemacht haben, es sind die Grundsätze, welche Turenne,

---

[1] Oeuvres, XXVIII, 154.
[2] Ebd. VII, 73, 74.
[3] Ebd. IV, XVII.

Eugen und der Fürst von Anhalt immer angewendet haben und die ich bisweilen befolgt habe, wenn ich weise handelte", so schreibt Friedrich[1] an seinen Bruder August Wilhelm bei Uebersendung dieses Werkes (19. Juni 1748). Für seine Offiziere hat er einen Auszug aus den Commentaren des Chevalier von Folard zum Geschichtswerk des Polybius (Herbst 1755) gemacht[2], für sie auch im Winter 1770 die „Grundsätze der Lagerkunst und Taktik", entwickelt. Den Werth, welchen besonders das Studium der Feldzüge eines Turenne und der kriegswissenschaftlichen „Memoiren" des Marquis de Feuquières für die Ausbildung junger Militärs haben, betont er in dem Vorworte zu dem Auszuge aus Folard's Commentarien.

Wie die Geschichtswissenschaft, so suchte Friedrich auch die Politik aufs engste mit der Strategik zu verbinden. Darum macht er es Karl XII. zum schwersten Vorwurfe, daß er nicht seinen Hauptgegner, Peter den Großen, zum Frieden gezwungen, ehe er sich gegen die übrigen Feinde wandte, daß er mehr seinen Leidenschaften, als seinen wahren Interessen gehuldigt habe, daß Rachgier und Ruhmsucht seine einzigen Beweggründe gewesen seien.[3] Daß politische Combinationen, namentlich die Rücksicht auf die Alliirten des Feindes mit den strategischen Entwürfen Hand in Hand gehen sollen, betont er besonders nach den Erfahrungen des Siebenjährigen Krieges.[4] Auch die confessionellen Verhältnisse sollen für den Kriegszweck dienstbar gemacht werden, „Gott und die Hölle müsse man für seine Sache interessiren".[5] Genaue Anweisungen gibt er über das Spionagesystem im feindlichen Lande.[6] Aber nach Möglichkeit sucht er die Humanität mit dem Schrecken des Krieges zu versöhnen. „Der General solle der Vater, nicht der Henker der Soldaten sein", aus Humanität seine Soldaten schonen, so äußert sich

[1] Oeuvres, XXVI, 102.
[2] S. das Vorwort Oeuvres, XXVIII, 99—101.
[3] Ebd. VII, 79, 87.
[4] Ebd. XIX, 94, 132.
[5] Ebd. XXVIII, 50 und 51.
[6] Ebd. XXVIII, 46—48.

der Philosoph der Aufklärung schon in den „Generalprincipien vom Kriege".[1] Gegen die unnöthige Menschenvergeudung spricht er sich mit aller Schärfe in der Einleitung zur Geschichte des Siebenjährigen Krieges aus. Unter den Gründen, warum man eine Schlacht wagen müsse, hebt Friedrich die Erzwingung des Friedens hervor.[2]

In neuerer Zeit hat eine heftige Fehde die Historiker und Kriegstheoretiker über die Frage bewegt, ob Friedrich mehr den Krieg nach der alten methodischen Weise der Feldherrn des 17. Jahrhunderts, oder in der kühnen genialen Offensive geführt habe, als deren Meister Napoleon anzusehen ist. Delbrück[3] hat mit großer Entschiedenheit sich für die erstere Auffassung, dagegen Th. und Fr. von Bernhardi, Cämmerer, Taysen, H. v. Sybel, G. Winter u. a. sich für die letztere ausgesprochen. Für die Beurtheilung dieser Streitfrage kommt es noch mehr auf Friedrich's theoretische Schriften als auf die Kriege selbst an, denn der große Stratege gesteht offen ein, daß seine Methode im Siebenjährigen Kriege nicht als Muster anzusehen sei, da sie nur durch die Fehler und Saumseligkeit der Feinde guten Erfolg gehabt habe[4], und von den schlesischen Feldzügen, in denen Friedrich noch nicht als völlig gereifter Stratege erscheint[5], sowie von dem bayrischen Erbfolgekriege, für den die politischen Rücksichten auf Rußland und Frankreich maßgebender waren, als die rein militärischen, wird man dasselbe behaupten dürfen. Delbrück erörtert in dem angeführten Aufsatze über Friedrich den Großen und Napoleon, daß der preußische König durch das Misgeschick, welches seine kühne Offensivbewegung im Herbstfeldzuge 1744 und im Jahre 1759 erlitt, sich mehr und mehr der

---

[1] Oeuvres, XXVIII, 39, 42.

[2] Ebd. XXVIII, 83.

[3] Besonders siehe Delbrück's „Historisch-politische Aufsätze", III, 20 fg. und dessen „Strategie des Perikles u. s. w." S. 13, 14, 18, 22, 26 fg., 92, 114 Anm. Die Gegenschriften haben wir bereits angeführt.

[4] Oeuvres, XXVIII, 155.

[5] Siehe was Friedrich selbst (Oeuvres, III, 76 und XXVIII, 83) darüber bemerkt.

vorsichtigen, methodischen Kriegführung zugewandt und die Entscheidungsschlachten nur als äußerste Gebote der Nothwendigkeit betrachtet habe. Daher habe Friedrich in der Einleitung zur Geschichte des Siebenjährigen Krieges und im militärischen Testamente die Defensive vor der Offensive betont. Aber beide Schriften sind für den Nachfolger auf Preußens Throne bestimmt, dem der menschenkundige Herrscher nicht sein eigenes Feldherrngenie, seine reiche, oft theuer erkaufte Kriegserfahrung und seine politische Combinationsgabe zutrauen durfte. Wir haben sie als eindringliche Warnungen anzusehen, Preußens geringe Machtmittel nicht unüberlegt aufs Spiel zu setzen, die Zukunft des Staates nicht durch gewagte Entscheidungen des Krieges zu gefährden. Aber auch hier widerspricht Friedrich dem nicht, was er in den „Generalprincipien" und den anderen vor 1763 entworfenen Schriften gesagt hat. Daß die Feldzüge im großen Stile, deren Ausgang eine Schlacht entscheide, die besten seien, ist auch im „Militärischen Testamente" seine Ansicht [1], in jener Einleitung warnt er nur davor, das Schicksal der Armeen ganz dem blinden Zufalle der Schlachten zu überlassen. [2] Wenn aber die für den Nachfolger bestimmten Weisungen weit vorsichtiger lauten müssen, als die kühnen Aeußerungen in den „Generalprincipien": „Wer alles conserviren will, conservirt nichts", „das essentiellste Stück, woran man sich also zu attachiren hat, ist die feindliche Armee", „wenn ihr Eure Forces theilet, werdet Ihr en détail geschlagen" u. s. w. [3], so hat doch Friedrich in den militär-theoretischen Abhandlungen späterer Zeit sich immer für eine kühne, entschiedene Offensivbewegung ausgesprochen. In der unter dem frischen Eindrucke der Niederlage bei Kunersdorf geschriebenen Kritik Karl's XII. tadelt er den schwedischen Feldherrn, weil er nach dem Siege von Narwa seine Kraft in kleineren Unternehmungen gegen

[1] Militärische Classiker, Heft 8, 216, a. a. O.

[2] Oeuvres, IV, XIX.

[3] Deutsche Uebersetzung in „Militärische Classiker", Heft 1, 24, 25, 26.

minder gefährliche Gegner zersplitterte, statt den Czaren völlig niederzuwerfen. In den „Réflexions sur les projets de campagne", die am 1. December 1775, also zu einer Zeit, wo der Wagemuth der raschen Jugend längst vorüber war und wo der Gedanke an Preußens Zukunft nach seinem Tode ihn zur bedächtigen Vorsicht mahnte, abgeschlossen wurden, wirft er den Franzosen vor, daß sie im Jahre 1741 nicht mit voller Macht auf Wien losgerückt seien.[1] Am gleichen Orte entwirft er einen Kriegsplan gegen Frankreich, dessen Zielpunkt die feindliche Hauptstadt sei.[2] In den Betrachtungen über die Fortführung des bayrischen Erbfolgestreites sagt er ausdrücklich, der Krieg müsse an der Donau geführt werden, denn nur die Bedrohung Wiens zwinge Habsburg zum Frieden, und er zieht die „vastes projets", auch wenn sie nicht völlig gelingen, den „vues resserrées et peu étendues" vor.[3] Seine Ansicht von der Offensivführung des Krieges zeigt sich keineswegs verändert, wenn wir mit diesen kühnen Rathschlägen einzelne Stellen der 1755 und 1758 geschriebenen „Pensées et règles générales pour la Guerre" und der „Réflexions sur la Tactique" vergleichen. In den ersteren sagt er ausdrücklich, Preußen könne mit der österreichischen Armee, die an leichten Truppen Ueberfluß habe, in der Defensive es nicht aufnehmen und sei daher zur Offensive gezwungen[4], und in der letzteren tadelt er die österreichischen Heerführer, weil sie trotz aller methodischen Vorsicht wegen Mangels an entscheidendem Vorgehen nichts ausgerichtet hätten.[5] Er räth, den Feind zum Zwecke einer Entscheidungsschlacht in die Ebene zu locken und ihn des Vortheiles der Berge, Wälder und coupirten Terrains zu berauben.[6] Freilich einer unüberlegten, wagehalsigen Offensive, die nur eine Schlacht als Auskunftsmittel ungeschickter Kriegführung übrig läßt, hat er niemals

[1] Oeuvres, XXIX, 82.
[2] Ebd. XXIX, 72 fg.
[3] Ebd. XXIX, 140, 142, 143.
[4] Ebd. XXVIII, 127.
[5] Ebd. XXVIII, 165.
[6] Ebd. XXVIII, 164.

das Wort geredet. Aber welcher namhafte Feldherr hätte das gethan? Mit Recht hält auch er Karl's XII. Angriff bei Pultawa für einen unverzeihlichen Fehler und misbilligt das gedankenlose Vordringen desselben in die Ukraine, wodurch er seine Verbindungen und seine Rückzugslinie preisgab und die Ernährung der Armee erschwerte. Alle Vorsichtsmaßregeln, wie die gesicherte Verpflegung der Truppen, die Deckung der Rückzugslinie und der Verbindungen, die sorgsame Kenntniß und Ausnutzung des Terrains, die Kriegslisten und die Ueberraschungen des Feindes, die wohlüberlegte Combination aller Möglichkeiten des Kriegsglückes, die vorsichtige Rücksichtnahme auf die Tücken des Zufalles hat er in Rechnung gezogen. Aber handelte hierin Napoleon I., den man als Gegenstück Friedrich's hingestellt hat, anders? Selbst die gewagteste seiner Unternehmungen, der Feldzug gegen Rußland, ist aufs eingehendste vorbereitet und erwogen worden.[1] Vor allem hat Friedrich diese Gedanken nicht erst nach den bitteren Erfahrungen im Siebenjährigen Kriege ausgesprochen. Schon in den „Generalprincipien" warnt er davor, eine Schlacht ohne hinreichende Nothwendigkeit zu erzwingen oder sie sich vom Feinde aufnöthigen zu lassen.[2] Und ebenso ist er noch im Jahre 1775 der Meinung, daß eine bloße Defensive nichts tauge, daß man sie selbst unter nachtheiligen Verhältnissen meiden müsse, daß die Sicherung der Grenzen des eigenen Landes nicht lediglich Zweck des Krieges sei, daß man nach einer Niederlage möglichst wenig Terrain räumen solle u. s. w.[3] Damit stimmt doch die Anweisung in den „Generalprincipien", daß die Kriege kurz und lebhaft sein sollen, daß man es vermeiden müsse, den Kampf in die Länge zu ziehen, daß der Tod eines Menschen besser sei, als der Untergang des Volkes, völlig überein.[4] Gegen die Nachtheile des Defensivkrieges und der Zerstückelung der Streit-

---

[1] S. York v. Wartenburg, Napoleon als Feldherr, II, 102 fg.
[2] Oeuvres, XXVIII, 83.
[3] Ebd. XXIX, 70, 85 fg.
[4] Ebd. XXVIII, 84, 85.

kräfte hat sich Friedrich der Große zu allen Zeiten scharf ausgesprochen. Das Schlimmste sei, den Feind zugleich mit zwei oder drei Armeen anzugreifen, wodurch die Niederlage eines Truppentheiles nach dem anderen leicht herbeigeführt werde, auch die Schwächung der Hauptmacht durch Garnison und Detachements verschulde bisweilen das Mislingen des ganzen Feldzuges.[1] Das kommt doch auf die apodiktische Lehre in den „Generalprincipien“: „Wenn ihr offensive vorgeht, detachirt niemals“ (Militär. Classiker, a. a. O., S. 25) beinahe hinaus; im Jahre 1775 dachte also Friedrich über die einseitige Bevorzugung der Defensive nicht anders, als 1748 oder 1752. Darum wählte er in seinen kriegswissenschaftlichen Abhandlungen so häufig die Strategie des kühnen Prinz Eugen zum Musterbeispiel. Eine so gewaltige, kühn vorstürmende Offensive, wie die Napoleon's I. es war, verboten ihm seine beschränkten Machtmittel und die Sorge um den angeerbten Staat, dessen Sicherheit ihm mehr am Herzen liegen mußte als Frankreich dem fast vaterlandslosen Eroberer. Auch die Nothwendigkeit der Magazinverpflegung, neben der eine Requisition im Lande des Feindes nur in beschränktem Maßstabe stattfand[2], machten eine zu weite Ausdehnung des Kriegsschauplatzes und eine zu große Entfernung desselben von den Grenzen des eigenen Landes unmöglich.[3] Daher die fortgesetzte Warnung Friedrich's, den Krieg allzusehr über die Grenzlande auszudehnen und seine Anweisung, ein sicheres Gebiet in der Nähe der Grenze für das Winterquartier zu wählen.[4]

Das moralische Element des Heerwesens hat Friedrich stets höher gestellt, als die große Zahl der Truppen. Das Schlimmste bei einer Niederlage, sagt er, sei nicht der Verlust an Menschen, sondern die Entmuthigung der Geschlagenen. Darum sei es die Aufgabe des besiegten Generals, dieser demoralisirenden

---

[1] Oeuvres, XIXX, 70, 84.
[2] Ebd. XXVIII, 21.
[3] Darauf weist v. Taysen in „Militär. Classiker“, S. 100 A. 128 hin.
[4] Ebd. XXVIII, 8, 12.

Wirkung mit allen Mitteln entgegenzuarbeiten.[1] Zur Hebung des moralischen Bewußtseins der Truppen soll auch die energische Verfolgung des geschlagenen Gegners und die volle Ausnutzung des Sieges dienen. Den Feind nicht verfolgen, sagt Friedrich, hieße eine schon entschiedene Sache noch einmal zur Untersuchung bringen.[2] Glücklicherweise fand Friedrich die Eigenschaften, welche er von dem Soldaten forderte, bei seinem Heere vor. Mit begeisterten Worten hat er in seinen Militärschriften nach den schlesischen Kriegen die Schnelligkeit, Tapferkeit, Treffsicherheit und den todesverachtenden Muth seiner Offiziere und Gemeinen geschildert.[3] Solch kostbares Material thunlichst zu schonen, war seine ernsteste Aufgabe. Darum warnt er noch in seinem „Militärischen Testamente" vor leichtfertigem, unnöthigem Kriegführen[4], war ein entschiedener Gegner der Winterfeldzüge, die den Soldaten ruinirten und die Neuausrüstung für den künftigen Feldzug erschwerten[5] und haßte vor allem den schonungslosen Massenmord, jene ultima ratio unfähiger Feldherrn. Mit tiefem Schmerze und ängstlicher Sorge um Preußens Zukunft sah er, wie die schweren Verluste des Siebenjährigen Krieges seine Heeresmacht, die festeste Stütze, erschüttert hatten, und seinem Nachfolger räth er daher, in einem Kampfe mit mehreren Gegnern zugleich, entlegene, schwer zu vertheidigende Provinzen, wie Ostpreußen und das Herzogthum Cleve, preiszugeben.[6]

Eine preußische Armee bedurfte auch eines Heerführers, der des preußischen Namens würdig war, und nicht überall konnte Friedrich selbst zur Stelle sein. An seine Generale mußte er daher dieselben Anforderungen stellen, die er an sich selbst machte und doch, nach eigenem Geständniß, nicht immer erreichte. Die entgegengesetzten Eigenschaften und Handlungen,

[1] Oeuvres, XXVIII, 82.
[2] Ebd. XXVIII, 80.
[3] Ebd. IV, 5 und XXVIII, 6, 7.
[4] Militär. Classiker, Heft 8, a. a. O., S. 215.
[5] Oeuvres, XXVIII, 93, 94.
[6] Militär. Classiker, Heft 8, S. 195, 196.

wie Hingabe an die Truppen und Mistrauen gegen jedermann, Schonung des Menschenmateriales und im Nothfalle die Einsetzung der ganzen Macht, schlau berechnende Vorsicht und kühne Entschiedenheit, Humanität und rücksichtsloses Blutvergießen; vor allem Wachsamkeit über sich selbst, fordert er von seinen höheren Offizieren. Ein vollkommener General sei ein „être de raison“, eine Platonische Republik, das Gravitations-Centrum der Philosophen, der Stein der Weisen, so bekennt er in den „Generalprincipien“.[1] Bei so idealem Maßstabe genügten ihm, auch nach den glänzenden Erfolgen der schlesischen Kriege, seine meisten Generale nicht, denn trotz ihrer Tüchtigkeit zeigten sie viel geistige Trägheit.[2] Seinem Nachfolger schärft er daher die richtige Auswahl der Commandeure aufs dringendste ein und gibt ihm zu seiner Orientirung die Charakteristik der trefflichsten Heerführer in ihren Vorzügen und Schwächen.[3] Er selbst denkt in seinem „Militärischen Testamente“ an das Große und an das Kleine zugleich, an den Frieden, wie an den Krieg, an die Disciplin der activen Soldaten und an die Fürsorge der Invaliden, an Verpflegung und Finanzwesen, an alle Waffengattungen und Truppentheile, an die Vorsichtsmaßregeln, welche die Erfahrungen des Krieges Oesterreich gegenüber nöthig machen, an die thunlichste Schonung des Bauernstandes bei der Rekrutirung u. s. w. Nur so konnte Friedrich's Nachfolger in den Stand gesetzt werden, mit einer Heeresmacht von 70,000 Landeskindern und 90,000 Miethlingen, bei einer Unterthanenzahl von $4^1/_2$ Millionen[4], den vereinten Kräften Oesterreichs und seiner Bundesgenossen zu widerstehen.

Ein neuerer Militärschriftsteller ist der Ansicht, daß Friedrich in seinen kriegswissenschaftlichen Schriften sich oft nur von dem Gefühle des als Richtig Erkannten und von seinem sanguinischen Temperament beeinflussen lasse, und verweist mehr auf

[1] Oeuvres, XXVIII, 39, das Vorhergehende, ebd. 39—43.
[2] Ebd. IV, 5.
[3] Militär. Classiker, Heft 8, S. 227 und 228.
[4] Ebd. Heft 8, S. 198.

die Kriegsthaten des großen Königs, als auf dessen Theorien.[1] Wir glauben dem gegenüber hervorheben zu müssen, daß Friedrich in seinen Grundansichten vom Kriege sich stets gleich blieb. Versöhnung der Menschlichkeit und der Leiden der Kriegführung, die Unterordnung der strategischen Maßnahmen unter politische Zwecke, die Vereinigung der vorsichtigen Berechnung und des kühnen Wagens, das sind die Grundgedanken des militärischen Philosophen, der den Soldatenstand als Schützer der Landeswohlfahrt pries, den Krieg nur als Vertheidigungsmittel und als Sicherung des Friedens billigte und alle Greuel des Schlachtfeldes aufs tiefste beklagte.

3. Friedrich als Erzieher.

Der Glaube an die Veredlungsfähigkeit der menschlichen Natur und an die Erhebung der Menschheit war den Aufklärern des 18. Jahrhunderts nicht mit dem überlieferten Dogmenglauben verloren gegangen. Daher das Streben, die heranwachsende Jugend von der Unnatur des alten Erziehungssystems zu erlösen, nach naturgemäßen, vernünftigen Methoden für die Ideale des Aufklärungszeitalters reif zu machen. Es gab unter den Volksbildnern und Jugenderziehern des 18. Jahrhunderts zwei Richtungen. Die ältere hatte nur ein abstractes Menschheitsideal vor Augen, während ihr das Individuum nichts galt, die jüngere, als deren Hauptvorkämpfer man Jean Jacques Rousseau ansehen muß, will gerade den einzelnen Menschen von seiner frühesten Kindheit an „der Natur nicht verderben“. Wie Voltaire und die eigentlichen Philosophen Frankreichs, so denkt auch Friedrich der Große in seinen Werken für die Menschheitsbildung nur an die Gattung, nicht an das einzelne Individuum. Die schlechte Meinung, welche er schon als Jüngling von den Menschen hatte, wurde durch die bitteren Erfahrungen und herben Enttäuschungen des Lebens noch ungünstiger. Namentlich nach dem Jahre 1745, wo so manche nahestehenden

[1] Fr. von Bernhardi, a. a. O., S. 71—75.

Freunde ihm durch den Tod entrissen wurden und nach den Schicksalen des Siebenjährigen Krieges ward seine Weltanschauung eine völlig pessimistische. Aber Preußens Größe und die hohen Ideen der Aufklärung blieben auch dann die beiden hellleuchtenden Leitsterne seines Schaffens. Als praktischer Staatsmann, der auf engere, erreichbare Ziele sich einschränken mußte, blieb er auch in seinem Menschheitsideale vor nebelhafter Verworrenheit bewahrt. Gehen wir die pädagogischen und politischen Abhandlungen durch, welche Friedrich seit 1740 verfaßte, so zeigt sich überall der Versuch, abstracte Gedanken der Aufklärung mit den Rücksichten auf die kleinlichen, vielverschlungenen Verhältnisse der Wirklichkeit zu vereinen und den besonderen Lebensbedingungen des preußischen Staatswesens Rechnung zu tragen.

Sehen wir zuerst den „Miroir des princes“ an, eine kleine, aber inhaltsreiche Schrift, die Friedrich am 6. Februar 1744 dem unter seinen Augen erzogenen Karl Eugen von Württemberg als Rathgeber und Führer für die spätere Regententhätigkeit überreichen ließ. Damals war es die löbliche Sitte der kleinen Fürsten und Herren im deutschen Reiche, die Sorgen der Regierung ihren Günstlingen zu überlassen und, auf Kosten der gedrückten Unterthanen, allen Leidenschaften und Zerstreuungen sich hinzugeben. Das Beispiel des glänzenden Versailler Hofes wirkte dabei verlockend, wie ein blendendes Irrlicht. Deshalb warnt Friedrich seinen jugendlichen Zögling vor den hofmännischen Schweifwedlern und empfiehlt ihm, sich durch einen Staatssecretär, der von der untersten Stufe sich emporgearbeitet habe, in die Verwaltungsgeschäfte einweihen zu lassen. Das Ziel seiner Regierung soll ausschließlich das Glück seines Volkes sein, allen Ständen und Confessionen soll er mit gleichem Wohlwollen gegenüberstehen. Religiöse Unduldsamkeit sei ein schwerer Fehler. Der Fürst habe sich nur um „die bürgerliche Religion“, welche „in der Rechtschaffenheit und in allen sittlichen Tugenden“ bestehe, zu kümmern, die Religion in geistlicher Hinsicht sei die Sache des höchsten Wesens. In den Wirren der damaligen Politik soll Karl Eugen die richtige Stellung zwischen

der habsburgischen und französisch-bayrischen Partei zu gewinnen suchen, weder für die eine, noch für die andere ausgesprochene Vorliebe kundgeben und den Erfolg des Kampfes um die deutsche Kaiserkrone als neutraler Zuschauer abwarten. Treu aber soll er an der Verfassung des Reiches festhalten, die zugleich die beste Schutzwehr der eigenen Selbständigkeit sei. — Mit den hohen Lehren des menschenbeglückenden Fürstenberufes weiß Friedrich seinem jungen Freunde zugleich die Rücksichten, welche die „deutsche Libertät" und das preußische Staatsinteresse forderte, ans Herz zu legen. Der Gedanke an Preußen findet einen noch schärferen Ausdruck in der „Instruction", welche Friedrich sieben Jahre später dem Erzieher seines Neffen Friedrich Wilhelm, dem Major Borcke, gab. Hierin tritt das Recht der Individualität und der Erziehung für den künftigen Beruf, das sonst in dem Menschheitsideale der Aufklärung wenig Raum fand, mit bestimmtester Klarheit hervor. Die Wahl der Unterrichtsgegenstände soll möglichst von den Neigungen und Anlagen des Zöglings abhängen, lediglich die französische Sprache und Literatur gelten als obligatorische Fächer. Mit dem Geist soll zugleich der Körper gepflegt, die Leidenschaften der Jugend sollen ohne Zerstörung der Charaktereigenthümlichkeit gemildert werden. Die frühzeitige Erweckung des Ehrgefühles, aber nicht Abstumpfung desselben durch strengen Zwang, bleibe das Hauptaugenmerk des Erziehers. Da der Krieg gegen Oesterreich den preußischen Adel als die festeste Stütze der Monarchie bewährt hatte, so spricht hier Friedrich den Grundsatz aus: jeder Edelmann müsse Soldat sein. Aber in den Schranken der Berufsbildung soll das Menschheitsideal nicht verengt und verkümmert werden. Die Menschen, sagt Friedrich im Sinne der vorgerückteren Aufklärung, seien von Natur gleich, und „die Geburt eine Chimäre, wenn sie nicht durch das Verdienst gestützt werde". Doch die weltbürgerlichen Ideen, welche das eigene Vaterland und die wichtigsten Berufspflichten oft einem schönen Traumbilde opfern, konnten dem einsichtsvollen Herrscher wenig zusagen. Er schreibt daher die Erweckung der Vaterlandsliebe, des Familiengefühles, der Pietät gegen die Eltern — die letztere

war ihm selbst ja unter der Ungunst persönlicher Verhältnisse zur schwersten Pflichterfüllung gemacht worden — als heilige Gebote vor. Selbstredend soll auch der Grundsatz religiöser Duldsamkeit, die für einen Staat mit gemischten Confessionen erste Lebensbedingung ist, dem Prinzen von früh an eingeschärft werden.

Von besonderem Interesse für unsere Zeit sind die Anweisungen, welche Friedrich für den Geschichtsunterricht gibt. Hier betont er das Verständniß der gegenwärtigen Culturentwickelung als Hauptaugenmerk. Die Geschichte sei erst von der Zeit Karl's des Großen an eingehender, das Alterthum nur in den Hauptepochen zu lehren, das unnöthige, für die geschichtliche Entwickelung nichts austragende Detail ganz bei Seite zu lassen. Eine deutlicher oder versteckter ausgesprochene Abneigung gegen die griechische und römische Geschichte, in der man eine Ablagerungsstätte schlecht beglaubigter Märchen und abergläubischer Vorstellungen sah, war der französischen Aufklärung eigen. Voltaire und d'Alembert hatten das Alterthum fast in denselben Bann gethan, wie das Mittelalter. Wenigstens dem letzteren weiß aber Friedrich gerechter zu werden, als seine Gesinnungsgenossen in Frankreich, denn er betont die Wichtigkeit, welche das Verständniß der mittelalterlichen Entwickelung für die Kenntniß der deutschen Reichsverfassung hat. Auch ist er zu wenig Theoretiker, um ein bestimmtes Erziehungssystem für das ganze Leben mit seinen mannigfachen Wandlungen vorzuschreiben; die „Instruction“ soll daher nur bis zum zwölften Jahre des Zöglings gelten.

Aehnliche Ideen spricht Friedrich auch in der Instruction für die Zöglinge der am 1. März 1765 errichteten Ritterakademie aus. Die Erziehung für den militärischen Beruf will er mit der Menschheitsbildung zu vereinen suchen. Die Philosophie innerhalb des Bannkreises der Aufklärung, Locke's Weltweisheit als Ziel und Gipfelpunkt, ist der feste Kern des Unterrichts. Alles über die sinnliche Wahrnehmung und Begrifflichkeit Hinausgehende sei bei Seite zu lassen. Durch Disputationen nach französischer Art soll die Gedankenentwickelung

und sprachliche Gewandtheit gefördert werden. Die französische Sprache, das sicherste Mittel von den Gebildeten in ganz Europa verstanden zu werden, ist die Unterrichtssprache, alle Lehrbücher sollen französisch geschrieben sein. Für den Geschichtsunterricht, der auch hier die deutschen Verhältnisse seit Karl dem Großen besonders ins Auge zu fassen habe, sollen noch Rollin's Darstellungen des Alterthums berücksichtigt werden. Friedrich dachte über diese treuherzig-gläubigen Nachbetungen der griechisch-römischen Märchen und Fabeleien weniger skeptisch als ein Voltaire (Oeuvres, IX, 12 fg.), und zudem nahm er auf die Fassungsgabe junger, ungereifter Menschen verständige Rücksicht. Die Morallehre, in welcher die Aufklärung einen Ersatz für die positive Religion sah, kommt in dieser Instruction zu ihrem vollen Rechte. Ganz besonders will Friedrich das Gefühl für Recht und Unrecht geschärft wissen, dagegen will er das verwickelte Völkerrecht, welches nur für die Manifeste der Fürsten, nicht für deren Handlungen maßgebend sei, ganz beseitigt sehen.

Der vorwiegend militärische Zweck der neuen Stiftung macht die genauen Bestimmungen einer festen Hausordnung und strengen Zucht erklärlich. Aber der Vorkämpfer der Humanität verleugnet sich auch in dem Militärerzieher nicht. Das Schlagen als die entehrendste Strafe verbietet er aufs entschiedenste.

Mit der Erziehung des heranwachsenden Adels beschäftigt sich auch der „Dialogue de morale“ (März 1769). Von schönklingenden Tugendphrasen, in denen Jean Jacques Rousseau und sein Anhang schwelgten, findet sich hier nichts, vielmehr sucht Friedrich den angeborenen Neigungen und Leidenschaften der Menschennatur gerecht zu werden. So gilt ihm das Streben nach Ruhm als der Antrieb zu allem mannhaften Thun und edlem Handeln. „Ich will auch einen kleinen Platz im Ruhmestempel einnehmen“, bekennt er ebenso bescheiden, wie aufrichtig. Doch soll die Ruhmsucht so wenig ausarten, wie die Selbstsucht. Kriege und Zweikämpfe billigt er nur als Vertheidigungsmittel, den Proceßen, besonders den Erbschaftsstreitigkeiten, zieht er gütliche Vereinbarungen vor. Ein sittliches Ver-

halten den Mitmenschen gegenüber fordert er nicht nur um des wahren Selbstinteresses willen, sondern auch zur Gewissensberuhigung und Befriedigung des inneren Sittlichkeitsgefühles. Den Lockungen des Sinnenreizes solle der junge Edelmann mit fester Standhaftigkeit widerstehen und den Reizen der Weiber nur mit Maß sich hingeben. — An der auflösenden Weltanschauung, welche die Standessonderung und Kastentrennung zu beseitigen suchte fand Friedrich als praktischer Staatsmann natürlich kein Gefallen, doch erkannte er nur den Adel des Verdienstes als berechtigt an und war von der Gleichheit aller Menschen vor dem Richtstuhl der Geschichte überzeugt.[1]

Will man die höchsten Gedanken und edelsten Anschauungen des großen Mannes kennen lernen, so darf man sich nicht auf diese Anweisungen über Fürsten- und Adelserziehung beschränken, sondern muß auch die Schriften ins Auge fassen, welche der Veredelung der gesammten Menschheit sich widmen. Zuerst die 1750 geschriebene „Dissertation sur les raisons d'établir ou d'abroger les lois". Hier ist Friedrich noch von vertrauensvoller Hingabe an das angeborne Gute in der Menschennatur erfüllt. Nur die große Welt verderbe den Menschen, so urtheilt er lange vor Rousseau's „Emile". Mit humaner Milde solle man Fehler und Verbrechen strafen, besondere Schonung empfiehlt er für die Ahndung sittlicher Vergehen, die mehr dem bitteren Zwange der Noth, als der Bosheit des Gemüthes entspringen, wie z. B. die Abtreibung der Leibesfrucht. Die Folter verwirft er ganz und hat sie ja bekanntlich in seiner Reform des preußischen Strafgesetzes beseitigt. Aber das Erreichbare bleibt allein das Ziel seiner Humanitätsbestrebungen. Gegen den Zweikampf, meint er mit Recht, hülfen alle Tugendpredigten und rigorosen Gesetze nichts, nur ein Congreß der Fürsten könne ihn durch energische Gegenmaßregeln beseitigen. Einstweilen müsse man einen rechtswidrigen Misbrauch dulden,

[1] Oeuvres, VIII, 68. Les rois ne sont que des hommes et *tous les hommes sont égaux, lorsqu'il s'agit de l'histoire de l'esprit humain.*

der im geschichtlichen Herkommen und in dem Wesen der menschlichen Sitte begründet sei. Während die aufgeklärten Philosophen Frankreichs und Englands, mit den Schwierigkeiten der Staatsregierung nicht vertraut, von der Trefflichkeit der Gesetze und der Verfassungsurkunden die Heilung der menschlichen Verderbtheit erwarteten, dachte Friedrich ganz anders. Auch die einst bewunderte englische Verfassung beurtheilte er hier ungünstig. Sie enthalte zwar die besten Gesetze, aber diese würden in England weniger kraftvoll gehandhabt, als anderswo. Denn der Gegensatz der Monarchie und des Parlamentes hindere die Einheit der Staatsleitung. Ueberhaupt kommt es ihm weniger auf die Gesetze selbst, als auf die leitenden und ausführenden Kräfte im Staate an. Darum schärft er den Herrschern besonders die Dankbarkeit gegen ihre Diener, die hohe Belohnung aller Verdienste und gelinde Bestrafung von Misgriffen ein. Man vermißt hier, wie in anderen politisch-socialen Betrachtungen Friedrich's, die Erkenntniß dessen, was Religion und Kirche für Staat und Gesellschaft bedeuten. Aber so wenig wie Voltaire mochte er beide als Erziehungsmittel der Menschheit entbehren. Schon als zwanzigjähriger Kronprinz hatte er in einem glänzend colorirten Zukunftsbilde Preußens (Oeuvres XVI, 1 fg., an Natzmer) die Größe seines Vaterlandes mit der treuen Bewahrung der christlichen Religion verknüpft. Die fortwährende Beschäftigung mit den tiefsten Fragen des Diesseits und Jenseits in den Briefen an Geistliche, wie Achard und Beausobre, an Philosophen, wie Voltaire und d'Alembert, bekundet den gründlichen Ernst seines philosophisch-religiösen Interesses. In Augenblicken des tiefsten Seelenschmerzes fand er sogar einen warmen Ausdruck des religiösen Empfindens. Sein „Sermon sur le jour du Jugement", den er nach dem Tode seiner Lieblingsschwester Wilhelmine zum Preise der göttlichen Gerechtigkeit schrieb, macht fast den Eindruck einer Predigt. Lange hielten diese Regungen vor seinem scharfzergliedernden Verstande nicht aus. Mit jener Erbauungsrede zugleich entstand seine beißende Satire „Panégyrique du sieur Jean-Mathieu Reinhart, maître cordonnier", eine Verhöhnung aller prunkvollen

und überschwänglichen Nekrologe. Aber wie richtig Friedrich die ethische Einwirkung des Christenthums auf die Menschen beurtheilt hat, sehen wir in seinem „Essai sur l'amour propre" (Januar 1770). Dieser richtet sich gegen die radicaleren Vertreter der französischen Aufklärung, welche die Eigenliebe als leitendes Princip aller menschlichen Handlungen, auch der tugendhaften, hinstellten. Besonders Helvetius hatte ja in seinem Buche „De l'esprit" den Grundsatz verkündet, daß der richtig verstandene Egoismus um des eigenen Wohles willen die allgemeine Wohlfahrt wahrnehme, den anderen nur nütze, um wieder Nutzen zu empfangen. Diese Anschauung theilt zwar Friedrich in der Hauptsache, aber er vertieft sie auf Grund religiöser Vorstellungen. Von der äußeren Glückseligkeit scheidet er die innerliche Selbstzufriedenheit, die „parfaite tranquillité de l'âme", und spricht auch vom Gewissen, das den Lasterhaften Qualen bereite. Aber auch die Tugendlehre des Evangeliums zieht er in Betracht. Der Mensch solle gemäß der Sittengesetze des Evangeliums leben und aus Liebe zu Gott thun, was er schon aus richtig verstandenem Egoismus thue. Die Moral des Christenthums habe zwei Klassen von Gegnern: die Philosophen des gesunden Menschenverstandes, wozu Friedrich nicht blos Männer, wie Helvetius, Holbach, Lamettrie, sondern auch einen Diderot (an d'Alembert vom 7. Januar 1774) rechnete und die Prediger der Genußsucht, die „libertins". Wer, wie Friedrich der Große, mit einem scharfdurchdringenden Verstande auch ein warm empfindendes Herz und eine lebhaft bewegte Phantasie, die Vorzugsgabe des Genies[1], vereinte, konnte in dem verstandesdürren, poesielosen Deismus der englischen und französischen Aufklärer keine volle Befriedigung finden und mußte eine harmonische Ausgleichung des Gemüthslebens und des streng logischen Denkens herbeisehnen. Gott blieb zwar für ihn ein unerfaßbarer Begriff, denn das Endliche könne das Unendliche nicht begreifen, aber er fordert „tiefe

[1] Wie er das in dem Briefe an d'Alembert am 24. Februar 1781 hervorhebt.

Dankbarkeit für das höchste Wesen, in dem und durch das alle andern Wesen existiren". Die Dankbarkeit Gott und den Mitmenschen gegenüber ist ihm das einigende Band der Gesellschaft. „Thue anderen, was du willst, daß sie dir thun", ruft er mit den Worten des Evangeliums aus. Religion und Moral fiel für ihn allerdings fast ganz zusammen. Die Philosophen und auch die Theologen wollte er nur als Morallehrer gelten lassen, schon dem Kinde sollte der Moralkatechismus erläutert werden. Aber, wenn er auch der Lieblingsmeinung einzelner Aufklärer, daß ein Staat von Atheisten denkbar sei, sich zugeneigt hat, so schien ihm doch die Tugendlehre für die große Masse unbedingt erforderlich. Nur bei den römischen Heroen, wie Scipio und Decius Mus, sei die Eigenliebe, in ihrer verklärtesten und veredeltsten Gestalt, der Grundtrieb aller edlen und selbstlosen Thaten gewesen.

Seine Gedanken über Volksbildung und Volkserziehung hat Friedrich der Große etwa um dieselbe Zeit (December 1769) in der „Lettre sur l'Education" ausgesprochen. Kaum eine Schrift des großen Königs hat für die Gegenwart ein unmittelbareres Interesse, als diese; ihr Ideengang berührt sich mit den jetzt herrschenden Ansichten über Erziehung ziemlich eng. Nationale Erziehung fordert Friedrich, wie sein Nachfolger auf dem deutschen Kaiserthron. Aber gerade um dieses Zieles wegen muß er die Griechen und Römer, denen Deutschland seine geistige Erhebung und die Begeisterung für hohe Ideale zumeist verdankte, als Muster vorführen, nicht ihren Einfluß zu beschränken suchen. Friedrich empfand selbst, daß seine Erziehung nach dieser Seite hin vernachlässigt war, er mußte, der alten Sprachen fast unkundig[1], aus französischen Uebertragungen die griechisch-römische Literatur kennen lernen. In seiner Bibliothek nahmen aber die Autoren des classischen Alterthums einen hervorragenden Platz ein[2], und selbst während der Aufregungen

[1] Bratuscheck, Erziehung Friedrich's des Großen, S. 25 fg.

[2] Büsching, Charakterbild Friedrich's II., 2. Aufl., S. 66 (Berlin 1788).

des Krieges fand er Zeit und Muße, die Alten zu lesen. Was er aber selbst unter Schwierigkeiten nachholen mußte, das wollte er der Jugend von früh an zum festerworbenen Geistesbesitz machen. Das Studium der Alten, klagt Friedrich, werde mehr als früher vernachlässigt, und wir müssen ihm Recht geben, wenn wir daran denken, wie wenig die großen Denker Frankreichs, ein Voltaire, Rousseau, Diderot und die hervorragenden Dichter Deutschlands, z. B. ein Herder und Schiller, mit der hellenischen Sprache vertraut waren. Daß die Wendung zum Bessern schon der damaligen Zeit angehörte, wußte Friedrich kaum, denn nicht von den berliner Gymnasien, sondern von den sächsischen Fürstenschulen ging diese aus. Auch das Latein wurde damals nach schwerfälliger Methode, mit unendlichem Zeitaufwande gelehrt, die augusteische Literatur Roms der älteren und der spätrömischen nachgestellt, das Griechische sogar auf den Fürstenschulen Sachsens mit ein paar Wochenstunden abgethan. Friedrich hat somit Recht, wenn er die verstärkte Pflege der alten Sprachen betont und sich gegen die langweilige, unpraktische Lehrweise der Professoren wendet. Er tadelt den todten Gedächtnißkram der Schulweisheit, die Geistesdressur auf den Gymnasien, das Schaugepränge der öffentlichen Universitätsvorlesungen, die theuren Preise der Privatcurse, die Unwissenheit, Faulheit und Rohheit der Studenten u. s. w. Daß die Zucht auf den Hochschulen, die unter den Nachwirkungen des Dreißigjährigen Krieges und den ungeordneten Zuständen des Reiches schwer gelitten hatte, in der Besserung begriffen sei, gibt Friedrich's Gerechtigkeitssinn zu. Der militärische Gesichtspunkt der Erziehung mußte für einen Herrscher, dessen Machtstellung auf der Tüchtigkeit des Heeres ruhte, natürlich sehr wichtig sein. Deshalb tadelt Friedrich ganz besonders, daß die jungen Edelleute von ihren Hofmeistern verhätschelt wurden und sich vor der Strenge des Militärdienstes fürchteten. Nicht nur eine feste Zucht der Erziehung, sondern auch gediegene Kenntnisse fordert er aber von den künftigen Offizieren, denn die Geburt dürfe bei der Besetzung verantwortlicher Stellungen nicht entscheiden. Da es überdies in Preußen kein Erstgeburtsrecht gäbe,

so könne ein schlecht erzogener Jüngling der ganzen Familie Schaden bringen, es sei daher zweckdienlich, die Mündigkeitserklärung bis zum 26. Jahre hinauszuschieben. Die im 18. Jahrhundert vernachlässigte Bildung des Weibes fassen die Reformpläne Friedrich's ganz besonders ins Auge. Er kämpft gegen den Leichtsinn und den leeren Tand, welcher an die Stelle der alten häuslicheren Erziehung getreten sei, gegen die unglücklichen Zwangsehen auf Befehl der tyrannischen Eltern — seine eigene, schon seit 1746 thatsächlich getrennte Ehe stand ihm dabei warnend vor Augen —, er verlangt auch von dem Weibe gediegene Geistes- und Herzensbildung und strenge Sittenzucht.

In erster Linie kam es ihm aber auf die Verbesserung des Universitätsunterrichtes an, denn auf den Hochschulen wurden seine Beamten herangebildet. Das innerste Wesen dieses Unterrichtes liegt für ihn in der Methode, an deren alleinbeglückende Wirkungen er ebenso fest, wie alle Aufklärer des 18. Jahrh. und die Reformer unserer Tage glaubte. Das Alte gilt ihm als veraltet, das Neue, Zeitgemäße, Freiere kommt für ihn allein in Betracht. Für das akademische Studium empfiehlt er daher die Methode des Thomasius, für den Unterricht in der Naturwissenschaft natürlich Newton, für die philosophischen Bayle und Locke. Aber er erhebt sich doch über den Bannkreis der Aufklärung, indem er die Bedeutung der weiblichen Bildung für das Gesammtwohl der Gesellschaft weit richtiger erkennt, als Jean Jacques Rousseau, dem die Frau in der Hauptsache nur — die Amme war. Das Schlagwort seiner Reformen ist das „Moderne", gerade wie für die Unterrichtsreformer der Gegenwart. Die Naturforschung, die allen metaphysischen Grübeleien abgewandte Philosophie, die Geschichte der eigenen Zeit und der ihr vorangehenden neueren Staats- und Culturentwickelung sind nach seiner Ansicht die Hauptziele der höheren Bildung, wie sie gleichfalls die Lieblingskinder unserer Neuerer sind. Von den modernen Sprachen kam für ihn, seiner ganzen Bildung nach, nur die französische in Betracht, dagegen hat er die alten Sprachen und Literaturen tiefer und besser gewürdigt, als das die heutige Tagespädagogik zu thun geneigt ist. Von der Schul-

hygiene und Schulgymnastik unserer Zeit konnte er natürlich nichts vorausahnen, indessen hebt er doch die Wechselwirkung der körperlichen und geistigen Gesundheit, sowie die Wichtigkeit einer praktischen, vernunftgemäßen Heilkunde hervor.

Damals, als er jene „Lettre sur l'Education“ schrieb, galten seine Erziehungspläne fast ausschließlich dem heranwachsenden Adel, der Stütze der preußischen Monarchie, die Reform der sehr vernachlässigten Bildung der Bürger und Bauern und die Hebung der Volksschule trat ihm erst in den letzten Regierungsjahren als dringendes Erforderniß vor die Seele.[1]

Von ähnlichen Gesichtspunkten aus unternahm er es in der vielgenannten und vielangefeindeten Schrift „De la littérature allemande“, ein Erzieher und Reformator des gesammten deutschen Volkes zu werden. Denn mehr nach der pädagogischen, als nach der literarhistorischen Seite hin hatte diese Gelegenheitsschrift im unmittelbarsten Sinne — sie ging aus den Unterredungen mit dem Minister Hertzberg und dem Popularphilosophen Garve (1779) hervor — Bedeutung und Wirkung.[2] Daß Friedrich hinter dem Aufschwung der deutschen Literatur um etwa 40 Jahre zurückgeblieben war, daß er einen Lessing und Herder nicht der Erwähnung würdigt, Goethe's Götz nur tadelt, auch die Dichter, welche Preußen und seinen großen König warm gepriesen hatten, wie Gleim, Ramler, Kleist, übergeht und dafür einen Canitz, Götz, Ayrenhoff lobt, daß er von den Historikern nur den Philosophen Thomasius und den Compilator Mascow hervorhebt, dies und anderes sind beklagenswerthe Thatsachen, die aber den hohen Werth der kleinen Schrift keineswegs schmälern. Auch die größten Dichter Deutschlands haben so empfunden. Goethe verzichtete auf die geplante Ent-

---

[1] Schreiben an den Minister von Zedlitz, Oeuvres XXVII^{c}, 256 und 257 (5. September 1779).

[2] Das wird in den Gegenschriften Möser's, Jerusalem's, Wetzel's und von dem Recensenten des „Deutschen Merkur“ (s. Geiger's Einleitung zu dem Neudrucke der Schrift, S. XVII fg. und B. Suphan, Friedrich des Großen Schrift über die deutsche Literatur, S. 77) hervorgehoben oder doch angedeutet.

gegnung und hat in „Dichtung und Wahrheit" Friedrich's Bedeutung für den Aufschwung der deutschen Literatur so warm und treffend gewürdigt, der anfangs verstimmte Herder feierte nachher den großen Vorkämpfer der Aufklärung in seinen „Humanitätsbriefen". Was schadete es, daß Ramler und Gleim schon längst der poetischen Verherrlichung Friedrich's entsagt hatten und selbst, daß der verbitterte Klopstock und der leidenschaftliche Hamann ihrem Grolle sich hingaben?

Die Schäden, welche Friedrich's Scharfsinn an dem deutschen Geistesschaffen und Geistesleben seiner Zeit herausfindet, die Heilmittel, welche er vorschlägt, mögen hier kurz im Zusammenhange mit den anderen pädagogischen Schriften des großen Herrschers vorgeführt werden. Auf alle Einzelheiten der oft geschilderten und beurtheilten Abhandlung einzugehen, kann nicht unser Zweck sein. Nachdem Friedrich mit gerechtester Unbefangenheit anerkannt hat, daß es seinem Volke nicht an Begabung für Kunst und Wissenschaft fehle und daß nur die Leiden des Dreißigjährigen Krieges, die Zersplitterung des Reiches, der Mangel einer einheitlichen Schriftsprache die Schuld trügen, wenn die deutsche Literatur nicht eine Blütezeit gehabt habe, wie die italienische und französische, bezeichnet er die Vervollkommnung der Sprache als den sichersten Weg zur besseren Zukunft. Vorbilder sollen in erster Linie die Alten, in zweiter die Franzosen sein. In diesem Zusammenhange kehren die Klagen über den Rückgang der classischen Studien, über die Gebrechen des Gymnasial- und Universitätsunterrichtes wieder. Insbesondere tadelt er den geschmacklosen Stil akademischer Ansprachen, wie die eines Professor Ebert in Frankfurt a. O., der König Friedrich Wilhelm I. mit einem „Demanten am Finger der jetzigen Zeit" und dessen Gemahlin gar mit einem „höchststrahlenden Karfunkel" verglichen hatte. Die deutschen Gelehrten, klagt er, vernachlässigten über der abgestorbenen Vergangenheit die lebensvolle Gegenwart. Statt von den gegenwärtigen Rechtsanschauungen sprächen sie von den Gesetzen des Lykurg und Minos, hielten sich blindgläubig an Autoritäten, bemühten sich, durch Dunkelheit der Rede den Eindruck eines

Orakels hervorzurufen. Besonders liegt ihm auch hier die Hebung des Geschichtsunterrichtes der höheren und hohen Schulen am Herzen. Seine Auffassung ist in der Schrift über deutsche Literatur eine etwas weitergehende, als in den früheren Abhandlungen. Die Bedeutung des späteren Mittelalters für das Verständniß der deutschen Geschichtsentwickelung, des Westfälischen Friedens als der Grundlage jener „Libertät“ der Fürsten betont er schärfer. Doch ist seine Geschichtsanschauung ganz in das Schema der französischen Aufklärung eingeengt, woraus sich seine geringe Schätzung der antiken Zeiten und des früheren Mittelalters erklärt. D'Alembert's Vorschlag, die Geschichte rückläufig zu lehren, tritt er durch die Anweisung „die Vorträge nach der zeitlichen Reihenfolge zu beginnen“, doch entgegen. Die deutsche Geschichte von Karl V. an und namentlich die vom Westfälischen Frieden bis zu Karl's VI. Tode, dem Schlußpunkte des Unterrichts, soll besonders eingehend, sorgfältig und kritisch gelehrt werden. Zur Lehrmeisterin gemeinnütziger Moral scheint ihm, als Zögling der Aufklärung, gerade die Geschichte vor allem geeignet. Mehr als die ethische Seite des historischen Unterrichts hat er aber, neueren Gedanken vorauseilend, die nationale hervorgehoben. In den Anweisungen über die philosophische Lehrmethode berührt sich der Einfluß Voltaire's mit den Eindrücken seines eigenen Bildungsganges. Als Lehrmeister der Logik hebt er hier, wie auch in der Weisung an Zedlitz vom 5. September 1779, Wolff hervor, die Rhetorik soll nach Quintilian, die Dialektik nach Bayle gelehrt werden. Klarheit und Schärfe der Gedanken, Verständlichkeit und Durchsichtigkeit des Ausdruckes sind die Ziele dieses philosophischen Cursus. Die alten Autoren und einige französische werden hierfür als Muster gerühmt. Auf der Universität sollen die Hauptsysteme der Philosophie mehr polemisch als rein historisch vorgetragen werden, sodaß Newton und Locke als Bahnbrecher der wahren Weltweisheit erscheinen müssen. Der Moral zu Liebe betont er die Wichtigkeit von Cicero's „Officien“. Den medicinischen Professoren schärft er die Werthschätzung der Diagnose und der individuellen Behandlungsart der Krankheit

ein, den Juristen legt er die humane Anschauung eines Marchese Beccaria und eines Voltaire, besonders in der Beurtheilung der Criminalgesetze, ans Herz.[1] Besser freilich als die dem Staatsleben fremdgebliebenen Philosophen wußte der vielerfahrene Regent die Anwendung humaner Theorien in der Praxis einzuschränken. Hielt er doch die Todesstrafe (an Condorcet, 29. Juni 1785) für unbedingt nöthig.

Der Kernpunkt seiner Reform der Volkserziehung liegt aber in der Verbesserung und Vervollkommnung der deutschen Sprache. Uebersetzungen antiker Schriftsteller, nach dem Vorbilde der Franzosen und Engländer, sollen dabei der nationalen Bildung förderlich werden. Diesem Zwecke zu Liebe bekämpft er das Französischsprechen an den Höfen — er, dem die französische Sprache dasselbe bedeutete, wie die griechische der Zeit Cicero's — und das Lateinschreiben der Gelehrten und rühmt einen deutsch schreibenden Philosophen, wie Thomasius, und einen Sprachlehrer, wie Adelung. Um den deutschen Nationalgeist mit Stolz auf seine Vergangenheit zu erfüllen und von dem Streben nach einer literarischen Zukunft nicht abzuschrecken, preist er einen Hutten, Melanchthon, Copernicus, Thomasius, Haller und selbst den ihm wenig sympathischen Leibnitz, rühmt auch die Erfindung des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst als Höhepunkte deutschen Geisteslebens. Von der Größe der mittelalterlichen Literatur Deutschlands wußte er leider fast nichts. Die Ruhe des Friedens und die Gunst der Fürsten sind für das Gedeihen der Nationalsprache und Nationalliteratur erforderlich, nur „die Augusti werden die Vergile schaffen". Deutschland habe emsige Forscher, Philosophen und Genies gehabt, nur der Prometheus habe gefehlt, sie mit dem himmlischen Feuer zu beleben. Dieser Prometheus zu sein, war das Streben des französisch gebildeten, aber deutsch fühlenden Herrschers. Daß die Prometheus schon in Deutschlands großen Dichtern, Kritikern

---

[1] Vgl. Friedrich's Brief an Condorcet vom 24. October 1785, Oeuvres XXV, 37 und die Dissertation sur les raisons d'établir et d'abroger les lois (1750), ebd. IX, 27 fg.

und Philosophen dem Volke erstanden und den vereinsamten, seiner eigenen Zeit entfremdeten Greis zum Epimetheus gemacht hatten, wußte Friedrich, der die deutsche Literatur noch so beurtheilte, wie in seinem Briefe an Voltaire vom 6. Juli 1737, nicht. Um eine Zukunft der deutschen Literatur anzubahnen, die schon fast der Gegenwart angehörte, glaubte er die Gebrechen seiner Zeit und seines Volkes nicht scharf genug tadeln zu können. Entgegnete er doch auf die Milderungsversuche seines Ministers Hertzberg (am 13. November 1780), er habe die Deutschen „nur mit Rosenruthen gezüchtigt". Den Dichtern und Denkern unseres Volkes hat er aber die Wege geebnet, indem er die abgelebte Vergangenheit der lebensvollen Gegenwart und der großen Zukunft gegenüber ins schärfste Licht stellte.

Wer, wie Friedrich der Große Erzieher seiner Nation werden will, muß dem Eindringen denationalisirender, auflösender Ideen entgegentreten und zugleich die idealsten Güter des Volkes zu schirmen suchen. Das letztere hat Friedrich, selbst einem d'Alembert gegenüber, in seiner polemischen Schrift „Doutes sur les Réflexions de Mr. d'Alembert sur la Poésie" gethan (1762). Der auch von dem preußischen Herrscher hochgeschätzte Philosoph hatte in der akademischen Abhandlung „Réflexions sur la Poésie" eine streng aussondernde Kritik an den Dichtern und Dichtungsgattungen geübt und, bei aller Anerkennung des Bedeutenden in der Poesie, doch die exakte Wissenschaft weit über die leichteren Spielarten der Phantasie erhoben. Friedrich steht nun zwar nicht auf einem wesentlich andern Standpunkte als sein Gegner, denn auch er hält die methodische Berechnung und scharfe Analyse für Erfordernisse des Dichtens und preist deshalb einen Boileau „als wahren Gesetzgeber des Parnasses", aber mit einer Begeisterung und Gefühlswärme, deren d'Alembert's kühler Verstand unfähig war, nennt er die Poesie, die Trösterin seiner trübsten Stunden, „eine Sprache der Götter", während die Prosa nur „die Sprache der Kärrner" sei.

Heftiger noch als in dieser Polemik wird Friedrich's Sprache, wo er sich gegen die destructiven Gedanken eines

Jean Jacques Rousseau[1] und der Encyklopädisten wendet, welche mit dem Altare zugleich den Thron umzustürzen suchten. Als aus den Plaudereien des Holbach'schen Salons die staatsgefährliche und sittenverderbende Schrift „Essai sur les préjugés" (Lausanne 1769) hervorgegangen war, machte Friedrich das Lieblingswort der Aufklärung, die Toleranz, im weitgehendsten Sinne geltend, indem er auch Duldsamkeit gegen die Vorurtheile der großen Masse forderte. Schon in seiner Jugendschrift „Dissertation sur l'innocence des erreurs de l'esprit" (1738) hatte er ähnliches ausgeführt. Damit die Rechte der Aeltern in Erziehungsfragen nicht beeinträchtigt würden, will er sogar den Religionsunterricht und damit die nachhaltigste Einwirkung auf die zukünftige Generation völlig der Geistlichkeit überlassen. In einem festgefügten, einheitlich geleiteten Organismus, wie der des preußischen Staates es war, konnten ohne Gefahr auch die Jesuiten als Jugendlehrer ihren Platz haben, bei der Auflösung des französischen Staatswesens wäre eine solche „Toleranz" höchst verderblich geworden. Die Rathgeber Ludwig's XV. handelten daher ebenso richtig, als sie den Jesuitenorden aus Frankreich vertrieben, wie Friedrich, als er den Verbannten eine Zufluchtsstätte in seinem Staate gewährte. Zugleich enthält Friedrich's „Examen de l'essai sur les préjugés" aber auch eine unbedingt zutreffende Vertheidigung der Fürstenrechte und des Militärwesens gegen die Angriffe von Schöngeistern, die mit den Grundbedingungen des Staatswesens gar nicht vertraut sein konnten. Als warmer Vertheidiger seiner Berufsgenossen war der große Herrscher schon im „Antimachiavel" und in dem viel reiferen „Discours sur les libelles" (April 1759) aufgetreten.

Und nochmals ergriff er zum Schutze der christlichen Morallehre und des erblichen Fürstenthums das Wort, als das

---

[1] Vgl. Friedrich's „Discours sur l'utilité des arts et des sciences" (1772), eine Wiederlegung von Rousseau's bekannter Preisarbeit über die Sittenverderbniß durch Kunst und Wissenschaft, und den Brief an Keith am 1. September 1762 (Oeuvres, XX, 288).

„Système de la nature", Diderot's und Holbach's gemeinsames Werk, beide in schonungsloser, radicalster Weise herabzusetzen suchte.[1] Besonders polemisirt er gegen die Wahl der Fürsten durch das Volk und gegen den Rechtsanspruch, unwürdige Herrscher abzusetzen. Der Gedanke an die polnischen Wirren mußte Friedrich's Polemik gegen solche Umsturztendenzen noch verschärfen. Der Grundsatz des aufgeklärten Despotismus „Alles für, nichts durch das Volk" ist das Leitmotiv in Friedrich's „Essai sur les formes du gouvernement et sur les devoirs des souverains" (1777). Hier spricht er sich aufs entschiedenste gegen jede Art des Parlamentarismus, auch gegen die von Montesquieu und Voltaire so hochgefeierte englische Verfassung aus, da selbst die letztere eine feste, einheitliche Staatsleitung unmöglich mache und dem Volkswohle Nachtheil bringe. Der praktische, für alle Interessen seines Volkes sorgende Staatsmann zeigt sich in den socialpolitischen Betrachtungen dieses Essays. Sehr liegt ihm die Befreiung des Bauernstandes und die Aufhebung der Feudallasten am Herzen, aber das Recht des geschichtlichen Herkommens und die Höhe der Ablösungssumme stehen diesem hochherzigen Plane zur Zeit noch entgegen. Die preußischen Finanzen machen auch die lästige, aber gewinntragende Accise zur Nothwendigkeit, doch sollen die wichtigsten Lebensbedürfnisse von Vertheuerung frei bleiben. Zur Sicherung der Finanzen sei eine verständige Bodenbewirthschaftung und ein richtiges Verhältniß zwischen Einfuhr und Ausfuhr erforderlich, der Bestand des gesammten Staatswesens beruhe auf der Militärmacht und den politischen Bündnissen. Der Herrscher solle aber alles in eigener Person leiten und überwachen, soll „der erste General, der erste Minister, der erste Finanzmann" der Staatsgemeinschaft sein, doch so handeln, „als ob er von seiner Verwaltung jeden Augenblick seinen Bürgern Rechenschaft geben müsse". Zur Hebung der Volksmoral betont

---

[1] Examen critique du Système de la nature (1770), Oeuvres, IX, 153 fg. Friedrich hat diese Schrift, trotz Voltaire's Drängen, nicht veröffentlicht.

Friedrich die Belohnung der Tugend und die Misachtung des Lasters, die Bevorzugung des Verdienstes vor dem Reichthume. In diesem idealen Sinne, nicht nach parlamentarischen Begriffen unserer Zeit, hat der größte Herrscher Preußens sich den „ersten Diener des Staates" genannt.

Wie der Fürst, so soll aber auch der Unterthan sein persönliches Interesse dem Gesammtwohle unterwerfen, dem Vaterlande volle Hingebung und Selbstentäußerung widmen. Diese fast stoischen Grundsätze verkünden uns die „Lettres sur l'amour de la patrie" (1779), eine der wärmsten und tiefsten Betrachtungen, die aus der Feder des greisen Königs hervorgegangen sind.

4. Friedrich als Dichter.

Mit viel größerem Rechte als Lessing, hat Friedrich sich den Namen und Beruf des Dichters abgesprochen. In den Episteln an Voltaire und d'Argens betont er zu ganz verschiedenen Zeiten (1737 und 1759)[1] die Schwierigkeit der französischen Verskunst und spottet seiner eigenen Verse, auch daß der Prometheusfunke des gottbegnadeten Dichters ihm fehle, wußte er recht wohl.[2] Nie wollte er mit den französischen Dichtern seiner Zeit um den Lorbeer ringen; für ihn war das Dichten ein Mittel, sich von den sorgenvollsten Stimmungen, den quälendsten Gedanken zu befreien und mit fernen Freunden und Geistesgenossen in ununterbrochenem Verkehr zu bleiben. Darum wählte er fast nur die lyrische Form — seine dramatischen Versuche kommen kaum in Betracht — und seine Dichterthätigkeit zieht sich vom frühen Jünglingsalter (1731) bis in die letzten Jahre seines Lebens. In der drang- und leidensvollen Zeit des Siebenjährigen Krieges quillt der Born seines poetischen Empfindens am reichsten. Der Jammer über des Krieges Gräuel, der Feinde Haß und seines Vaterlandes Bedrängniß tönt aus den Oden und Episteln an seine nächsten Verwandten

[1] Oeuvres, XIV, 33; XII, 102; auch XII, 108.
[2] Ebd., XII, 94 fg.

(Prinz Heinrich, Wilhelmine, die braunschweigische Schwester) wieder, der Tod Wilhelminen's führt ihn dem Gedanken an Gott und an ein Jenseits näher[1], mit tiefer Hingabe trauert er um den Tod seines treuen Keith[1], nach dem Misgeschick von Kolin brütet er Selbstmord[1]. An den großen Welthändeln und an den Geschicken seines Vaterlandes nimmt er in den wohlgelungenen Oden über die „Wirren des Nordens" (Juni 1749), „An die Preußen" und „An die Deutschen" (November 1749) tiefen Antheil. Aber auch in sein religiöses Empfinden dringt ein wärmerer Ton, wenn er über die Güte Gottes, die Liebe zu dem höchsten Wesen, über den Ursprung des Uebels, die Schlechtigkeit der Menschen, die Räthsel des Jenseits u. s. w. als Dichter philosophirt. Da preist er die Welt als ein Werk der göttlichen Intelligenz, den Menschengeist als Abglanz derselben. „Et si j'ai de l'esprit, celui dont je le tiens, En doit posséder plus que n'en ont les humains. Qui pourrait me donner, ce qu'il n'a pas lui-même?", so schreibt er an d'Alembert noch im Greisenalter (27. April 1773). Aber auch das „Nihil humani a me alienum puto" war der Wahlspruch des Dichters Friedrich. Das Anrecht der Erdenkinder auf Vergnügen und Lustbarkeit, die Rechte der Sinnlichkeit und des Lebensgenusses sind von ihm stets gewürdigt und vertheidigt worden[2], doch rieth er schon als siebenundzwanzigjähriger Jüngling seinem Freunde Chasot, die Venus mit Minerva, den Mars mit Apollo zu versöhnen, und gegen d'Argens und Graf Gotter spricht er sich später scharf über das oberflächliche Welttreiben aus. Wie es bei einem Dichter der Aufklärungszeit begreiflich ist, haben seine Gedichte recht oft eine lehrhafte, moralisirende Tendenz. Mit Vorliebe stellt er dann die praktische Sittenlehre der abstracten Dogmatik gegenüber nnd preist die Tugenden, auf welchen die Größe und Zukunft des Staates, wie der Gesellschaft beruhen, z. B. Vaterlandsliebe, das Streben nach Ruhm, Dankbarkeit, Freundschaft. Den Nachruhm hat er von

---

[1] Oeuvres, XV, 1—9; XII, 94 fg. u. 50 fg.

[2] Ebd., X, 167 fg., 279 fg.; XIV, 100 fg., 122—125 u. a. O.

frühester Jugend bis ins späteste Greisenalter als den höchsten Gewinn des Erdenlebens gepriesen, noch 1776 schrieb er an d'Alembert die Worte großherziger Offenheit: „Je voulus que la gloire éternisât mon nom, sans songer à ce peuple abruti dans la fange". Der Tugendlehre zu Liebe wird der Anhänger eines Epikur und Lucrez bisweilen zu einem streng aburtheilenden Stoiker. Die Vergänglichkeit alles Irdischen, in dem nur Weisheit und Tugend von bleibendem Werthe sind, hatte schon der fünfundzwanzigjährige Jüngling in der „Ode sur l'oubli" beklagt, gegen berechnende Schmeichelei und niedrige Verläumdung hatte er um gleiche Zeit etwa (1740) in zwei Oden geeifert.[1] Nach den herben Misgeschicken des Sommers 1757 nimmt er in der „Epître chagrine" von den Freuden dieser Erde Abschied. Die Flachheit des Hoflebens und die Verderbniß der Großstädte, die geistlosen Kokettenkünste der Modedamen, das leichte Treiben der vornehmen Halbwelt erkennt und schildert er schon in Gedichten aus früher Zeit.[2] Auch die Charlatanerie der Aerzte, die in der großstädtischen Corruption zum Theil ihren Ursprung hat, geißelt er fast mit der Satire eines Molière.[3] Aber ein Feind aller unwahren Uebertreibung und affectirten Tugend schwingt er in dem philosophischen Gedichte „Le Stoicien" seine Geißel über die Lehren der Stoa (November 1761). Ein Augenblick des Vergnügens gelte soviel, als hundert Jahre der Philosophie, ruft er de Catt zu (November 1764), und mit echt humaner Nachsicht gegen irdische Schwäche bekennt er sich Mme. de Morrien gegenüber (Februar 1770) zu dem Geständniß, daß „jeder Irrthum, der uns gefalle, mehr werth sei, als die traurige Leuchte der Vernunft, die uns aufkläre". Das rechte Maß im Glück und Unglück, im Schmerze und in der Freude, die Geringschätzung des Reichthums und menschlicher Größe, predigt er als Epikur's wahrer Zögling. Kunst und Wissenschaft waren ihm die hell-

[1] Oeuvres, X, 18; XVI, 170.
[2] Epître à Césarion, Juni 1738, XIV, 53.
[3] Oeuvres, XI, 99; XIV, 48.

verklärenden Gestirne des Erdenlebens. Ihren Nutzen für den Staat hat er warm gepriesen[1], die Unwissenheit, die Unduldsamkeit und Ketzerrichterei bespöttelt, die philosophische Aufklärung und ihre Vorkämpfer stets verherrlicht.[2] Daß die Menschheit sich mehr und mehr von den Resten mittelalterlicher Vorurtheile freimache, versöhnte seinen Skepticismus mit den Schwächen und Thorheiten der Menge. Darum preist er in der Epistel an seinen getreuen Fouqué die Gegenwart im Vergleich zur alten Zeit und spricht sich Voltaire gegenüber wider den weltverachtenden Pessimismus des „Prediger Salomonis" aus.

Die Gabe scharfer, schneidiger Satire ist aber Friedrich in höherem Grade verliehen, als der lyrische Schmelz und die innerste Gemüthstiefe. Oft hat er sie an unwürdigen Geschöpfen, wie Pöllnitz, oder an charakterlosen Strebern, wie Marquis d'Argens, verschwendet[3], zuweilen aber auch gegen seine politischen Gegner[4] und wider den kirchlichen Trug und religiösen Aberglauben schonungslos gerichtet. Meisterstücke der Satire sind schon seine kleineren Spottgedichte, wie „La Bulle du Pape", „Le Miracle manqué", u. a., doch wird man sie heute nicht mehr mit so ungetheiltem Behagen lesen wie sein komisch-satirisches Epos „Le Palladion", jene vernichtende und wohlverdiente Geißelung der österreichischen Heerverderbung und der katholischen Bigotterie, das von einem geringfügigen Vorfalle ausgehend, zu weiten Gesichtspunkten sich erhebt. Aehnlich ist die schneidige Satire auf das verkommene, von Pfaffen irregeleitete Polenthum in der Epopöe „Guerre des confédérés" (1771) noch heute so wirksam, wie vor 120 Jahren. Aber auch eine dritte epische Dichtung von ernsterm Inhalt und fachmännischem Tone, die schon zu Lebzeiten Friedrich's ins Holländische, Schwedische, Russische, Italienische übersetzte[5] „Art

---

[1] Oeuvres, X, 169 fg. (1772).

[2] Ebd. XI, 73 fg.; XIV, 108 fg., 136 fg.; XV, 21 fg.

[3] Ebd. XV, 175 fg. u. XV, 11 fg.

[4] So in den Spottgedichten auf Roßbach und Leuthen, XII, 70 u. 80.

[5] S. in Miscellaneen a. a. O. das Verzeichniß der Ausgaben und Uebersetzungen der Werke Friedrich's, S. 1—109.

de la Guerre“ (1749), wird als ein Werk bleibenden Werthes bezeichnet werden müssen. In diesem Lehrgedichte wird der noch kurz zuvor im „Palladion“ verspottete Karl von Lothringen, der Oberfeldherr Oesterreichs, hochgepriesen und um seines Rheinüberganges willen mit Hannibal verglichen. Im übrigen schildert Friedrich das Idealbild eines Feldherrn, dem er selbst nachstrebte. Mit kühler Berechnung soll der General den Feldzugs- und Schlachtplan überschauen, jeder Unordnung vorbeugen, die Fehler des Feindes ausnutzen, alle Vortheile des Terrains wahrnehmen, dem Gegner empfindliche Schläge versetzen, aber sich selbst möglichst decken und die Leute thunlichst schonen. Das Menschenmaterial reibe sich schnell auf, gute Offiziere und Truppen seien schwer ersetzbar. Mars schätze nur die Ehre und das Verdienst des Kriegers, er verdamme Habgier, Blutdurst und Grausamkeit, ehre aber die Menschlichkeit; seine Bildsäule sei von der wachsamen Thätigkeit, der unverzagten Tapferkeit, der wohlberechneten Kriegslist, der schöpferischen Divination umgeben. Ein großer Gedanke: Krieg und Humanität zu versöhnen, auf dem Schlachtfelde mit thunlichst geringen Menschenopfern ausschlagende Erfolge zu gewinnen, Vorsicht und Entschiedenheit, Defensive und Offensive geschickt zu paaren, durchdringt dieses Poem.

Den gleich hohen, fast idealen Maßstab legte Friedrich auch an die Künste des Friedens. Dem hochsinnigen Förderer der Schauspiel- und Sangeskunst, dem feinen Kenner deutscher, wie italienischer Tondichtung genügten weder die französischen Schauspieler noch die italienischen Sänger. Den ersteren merke man an, daß sie aus der Hefe des Volkes entsprossen seien und auf dem hohen Kothurne tragischer Darstellung sich schlechter ausnähmen, als Personen der vornehmen Gesellschaft, so klagt er seiner Freundin, Marie Antonie von Sachsen.[1] Die unkünstlerische Uebertreibung, durch welche große Bühnenhelden den Mangel tieferen Kunstsinnes und wahrer Kunstbildung zu verdecken suchen, war ihm durchaus zuwider.[2] Wie die Männer

[1] Oeuvres, XXIV, 77, (30. Januar 1765).

[2] Ebd. XXIV, 91 (18. August 1765).

des thatkräftigen Handelns so oft, wandte auch der Schöpfer des Berliner Opernhauses und eines französischen Theaters in der sandigen Mark in späteren Lebensjahren sein Interesse von der Bühnenkunst ab. Ungeschwächt aber erhielt sich seine Liebe für die bildenden Künste, seine Begeisterung für antike und moderne Meisterschöpfungen. Nie scheute er Geldopfer und Mühen, wo es sich um den Erwerb des Schönen und Seltenen handelte. Doch blieb sein Kunstsinn zumeist im Banne des französischen Geschmackes.[1] Mit der Sehnsucht des echten Kunstfreundes hat er als Greis noch Italiens classische Vergangenheit hochgepriesen[2], den Boden des gelobten Landes selbst zu betreten, war ihm nicht gegönnt.

[1] Oeuvres, XX, 55 (14. December 1754).
[2] Ebd. XXIV, 238 (22. März 1772).

Die Pillauer Verschwörung von 1759.

Von

Oberlehrer Dr. J. Krebs in Breslau.

Nach einer oft[1] gedruckten Annahme soll die Betheiligung der Kaiserin Elisabeth am Siebenjährigen Kriege davon herrühren, daß Friedrich der Große sich mit beißendem Spotte über das Privatleben der russischen Monarchin ausgelassen habe. Beruht diese Behauptung auf Wahrheit, so müssen die dem König zugeschriebenen Aeußerungen schon aus den ersten Jahren seiner Regierung stammen. Denn aus den neuerdings aus dem Woronzoff'schen Familienarchive veröffentlichten Nachrichten über die Beziehungen des russischen Hofes zu Preußen geht deutlich hervor, daß die in Petersburg gegen das Nachbarreich zu Tage tretende feindliche Stimmung schon lange vor dem Siebenjährigen Kriege, spätestens zur Zeit des zweiten Kampfes um Schlesien bestand. Der Kanzler Bestushew Rjumin nannte Friedrich schon in einem Schreiben vom 11. August 1744 einen von Hochmuth erfüllten Fürsten, der unter beschönigenden Vorwänden alles in Unordnung zu bringen suche; man dürfe dem Könige nicht viel trauen, er sei der gefährlichste Nachbar Rußlands, selbst wenn er von weniger gewaltthätigem und unruhigem Charakter sein würde. Dieser mächtige, leichtsinnige und unbeständige Nachbar bilde eine fortwährende Gefahr für das Reich. Der Vicekanzler Woronzoff stimmte mit dieser Beurtheilung Friedrich's völlig überein. Wer wolle, schrieb er in einer unter dem

[1] Bei Retzow, Archenholz, zuletzt bei v. Sybel, Geschichte der Revolutionszeit, II, 150; auch Friedrich der Große (Oeuvres, I) war dieser Meinung.

22. September 1744 aus Kiew an die Zarin gerichteten Denkschrift, bei der verschlagenen, verschwiegenen und eroberungssüchtigen Natur des Preußenkönigs die Bürgschaft übernehmen, daß er nichts gegen Rußland plane? Dementsprechend bezeichneten beide Minister Friedrich's Einfall in Böhmen bei Ausbruch des zweiten schlesischen Krieges als einen schamlosen Bruch des Breslauer Friedens, und der russische Gesandte in Berlin, Graf Tschernyschew, schrieb von da am 4. Juni 1745 klagend nach Hause: Man kann sich auf den König durchaus nicht verlassen, zumal wenn man den Charakter Seiner Majestät kennt, eines Herrschers, der sein System nur nach den Ereignissen einrichtet. Bei der am 14. October im Winterpalais abgehaltenen Ministerberathung erklärte die Zarin einen Machtzuwachs Preußens als gefährlich für die russischen Interessen und sprach von dem betrügerischen, intriguanten Wesen Friedrich's.[1] Um Riga, in Kurland wurden Regimenter zusammengezogen; daß sie gegen Preußen nicht zur Verwendung kamen, lag an dem eben — 25. December 1745 — abgeschlossenen Dresdener Frieden und an der Unlust Oesterreichs, diesen Frieden schon im nächsten Jahre wieder zu brechen.

Auch während der nun folgenden zehn Friedensjahre blieben die Gefühle des Hasses und der Feindschaft gegen Preußen in kaum verminderter Stärke am petersburger Hofe bestehen. Als Oesterreich bei Ausbruch des Siebenjährigen Krieges um Bundesgenossen gegen Friedrich warb, fand es bei der Selbstherrscherin aller Reußen rasches und williges Gehör. Am 22. Januar 1757 trat Elisabeth dem zwischen dem wiener und dem pariser Cabinet abgeschlossenen Bündnisse gegen Preußen bei, am 9. Mai verließ die russische, vom Viceadmiral William Lewis befehligte Flotte den Hafen von Reval und unterbrach bald darauf einen Theil der Handelsverbindungen an der preußischen Küste. Die in drei Colonnen marschirende Landarmee traf im Juni unter Führung des Grafen Apraxin an der Grenze Ostpreußens ein. Beim Ueberschreiten derselben verkündete der russische General

[1] Karge, Die russisch-österreichische Allianz von 1746, S. 107 fg.

durch Patente, daß die Einwohner sicher bei dem Ihrigen bleiben und, wenn sie sich in russische Länder begeben wollten, große Vortheile genießen würden. Der in der gefährdeten Provinz commandirende preußische Feldmarschall Lehwaldt erinnerte seinerseits (5. August) die Unterthanen der schuldigen Treue und des Gehorsams gegen den rechtmäßigen Landesherrn. Schon vorher hatte das königsberger Etatsministerium den Grenzbehörden die Leistung des Eides unter Hinweis auf ihre Unterthanenpflicht verboten, und dem Ministerium selbst schrieb eine königliche Cabinetsordre (Berlin, 18. Juli) vor, lieber die Flucht zu ergreifen, als dem Feinde den Eid zu schwören. Bei dem Zwange, den die Russen in den von ihnen besetzten Gebietstheilen anwandten, konnte Lehwaldt's Ermahnung nur wenig fruchten. Die Feinde erpreßten in Stallupönen, Gumbinnen, Tilsit und verschiedenen anderen Städten und Aemtern Litauens den Unterthaneneid für die Zarin. Einige hundert Familien folgten den lockenden Verheißungen Apraxin's und erklärten sich zur Auswanderung bereit; der größte Theil von ihnen ging später auf den zu ihrer Ueberführung nach Rußland bestimmten Schiffen aus Mangel und an ansteckenden Krankheiten zu Grunde. Obwol der zweiundsiebzigjährige Lehwaldt am 30. August die Schlacht bei Großjägerndorf verlor, zogen sich die Sieger doch schon Mitte September nach schrecklichen Verwüstungen des Landes in ziemlicher Eile wieder nach Kurland zurück. Als Grund dafür gab Apraxin Mangel an Lebensmitteln an, in Wahrheit wollte er auf die Nachricht von der Erkrankung der Zarin durch seinen Rückzug die Gunst des preußisch gesinnten Thronfolgers erwerben. Allein Elisabeth genas, Apraxin wurde abgesetzt, und Friedrich's Hoffnung, seine Feinde wenigstens an einer Stelle des Kriegsschauplatzes los zu werden, ging nicht in Erfüllung. Am 1. November 1757 trat Wilhelm von Fermor, ein protestantischer Livländer, an Apraxin's Stelle. Als Ingenieuroffizier und beim Quartiermeisterstabe hatte er unter Lascy und Münnich gegen Polen, Schweden und Türken Dienste gethan, 1734 der Belagerung von Danzig beigewohnt, beim Sturm auf die Linien von Perekop und in der Schlacht bei Wilman-

strand mitgefochten und 1756 die Localdivision Nowgorod geführt. Während der ersten Hälfte des Feldzugs von 1757 befehligte er ein völlig selbständiges Corps, legte jedoch, auch bei Großjägerndorf, keine besondere Begabung an den Tag. Man rühmte ihm Pünktlichkeit, Folgsamkeit und ehrenwerthes soldatisches Verhalten im Kampfe nach, nebenbei galt er als übermäßig vorsichtig. Fermor hatte mit der Uebernahme des Oberbefehls fünf Generale übersprungen, daher waren die Nationalrussen, Offiziere wie Soldaten, nicht günstig auf ihn zu sprechen; sie warfen ihm eine gewisse Vorliebe für die Deutschen vor. Anfangs December erhielt er aus Petersburg Befehl, den Vormarsch nach Preußen wieder aufzunehmen und Königsberg mit einer Division zu besetzen. In den ersten Januartagen von 1758 brach der General in der wirklichen Stärke von rund 34,000 Mann aus der Gegend von Memel nach Süden auf.[1]

Da im Herbst des Vorjahres die Schweden in Pommern als neue Feinde des Königs aufgetreten waren, so beschloß er, ihnen die Truppen Lehwaldt's entgegenzustellen und die Provinz Preußen den Russen vorläufig ohne Kampf zu überlassen. Lehwaldt erhielt die Weisung, zwei Garnisonbataillone in Königsberg und Pillau nebst einigen Husaren zur Aufklärung des Geländes zurückzulassen und diese Truppen, wenn die Russen wider Erwarten aufs neue in Preußen einrücken würden, dann ebenfalls an sich zu ziehen. Bei seinem Abzuge soll der Feldmarschall (nach russischer Darstellung) alle transportfähigen Verwundeten und Kranken, alle öffentlichen Gelder, selbst die Magistrats-, Kirchen-, Schul- und Hospitalkassen „bis auf den letzten Schilling", sowie 200 russische Gefangene mit sich genommen, zur Vervollständigung seiner Armee noch 6000 Cantonnisten und 2000 Pferde ausgehoben und alle seine Bedürfnisse mit „Bons", d. h. mit einfachen Empfangsbescheinigungen bezahlt haben. An die preußischen Geistlichen stellte Lehwaldt noch das Verlangen, die von den Russen vereidigten Einwohner ihres Schwures zu ent-

[1] Maßlowski, Der Siebenjährige Krieg nach russischer Darstellung, übersetzt von A. v. Drygalski, II, 21, 313.

binden. Die selbst mit vereidigten Pastoren weigerten sich zunächst und wandten sich an den König, der am 5. November entschied, daß der geleistete Schwur, weil erzwungen, ungültig und nicht bindend sei. Auch nach dem Abmarsch der regulären Truppen fehlte es in der Provinz nicht an Material zur Vertheidigung. Es waren Stämme zur Bildung von Landwehrhusaren-Schwadronen vorhanden, und diese Husaren machten in der That einen Versuch zum Sammeln. Die Miliz der Stadt Königsberg zählte nominell allein 35 Compagnien, im Amte Ruß werden gleichfalls 2 Milizcompagnien erwähnt; ein thatkräftiger Forstbeamter, namens Enkert, suchte ein Förstercorps zusammenzubringen. Indes bei dem schnellen Herannahen der Russen kamen alle diese Bemühungen nicht über die ersten Anläufe hinaus.[1] Als General Rumjanzew am 11. Januar 1758 in Tilsit einrückte, zeigte es sich, daß Lieutenant du Fais mit seiner etwa 60 Pferde zählenden Husarenabtheilung schon über den Pregel zurückgegangen war und die Landhusaren entlassen hatte. Am 14. Januar räumten die 6 Compagnien Puttkamer unter dem Commandanten v. Unruh Königsberg, nachdem sie Pulver, Kugeln und alles, was von den Vorräthen der Festung nicht mitgenommen werden konnte, in den Pregel versenkt hatten. Am folgenden Tage marschierte Oberst Hünert von Wuthenow mit den übrigen 2 Compagnien desselben Regiments und einigen Geschützen von Pillau nach Marienwerder; er führte die Kriegskasse und einen Theil der Magazine auf 7 Wagen mit sich.[2] Ostpreußen lag nun wehrlos vor dem Feinde, der am 18. Januar mit seinen Vortruppen Labiau, am 21. die Dörfer Lauth und Kaymen vor Königsberg erreichte. Drei Wochen zuvor (31. December 1757) war ein Patent der russischen Kaiserin an die Bewohner Ostpreußens veröffentlicht worden. Darin bedauerte Elisabeth die unter Apraxin ausgeführte Verwüstung

---

[1] Ueber die preußischen Milizen und ihre Verwendung für 1757 Genaueres „N. Preuß. Prov. Bl.“ 3. Folge, I, 210—214; VI, 107 fg.

[2] Maßlowski gibt a. a. O., II, 32 unrichtig den 5./16. Januar als Abzugstag Wuthenow's an.

der Provinz, die ganz gegen ihren Willen geschehen sei. Sie stellte gute Mannszucht in Aussicht und versicherte ihrer kaiserlichen Huld alle die, welche bei ihrem Gewerbe und ihrer Hantierung verbleiben würden, den Ungehorsamen und Widerspenstigen drohte sie dagegen die Schärfe der Kriegsgesetze an.[1] Gleichzeitig erging an die Einwohner der Provinz wiederum die öffentliche Aufforderung, nach Rußland auszuwandern, es wurde ihnen jeder Ort des Reiches dazu freigestellt, aber diesmal „ergriff niemand die Gelegenheit dazu“. Wie es immer und überall einige fest am Stoffe klebende Seelen gibt, wenn es gilt das Höchste und Letzte für das Vaterland einzusetzen, so fehlte es damals auch in Ostpreußen nicht an Leuten, die alles für verloren hielten und Rettung nur in mattherziger Unterwerfung erblickten. In solcher „sinkenden Stimmung“ war der „brave“ Pfarrer aus Tilsit in Telschi bei dem General Brown erschienen und hatte versichert, man freue sich in der Provinz, daß Lehwaldt die Einwohner nicht abermals für Friedrich vereidigt habe; dieselben hielten sich deshalb an den der Kaiserin geleisteten Eid gebunden und wünschten treu daran festzuhalten. Aus der Gegend von Labiau berichtete Fermor Mitte Januar nach Petersburg, die Amtsräthe Kuwert und Rachow hätten sich bei der „ruhmreichen“ kaiserlichen Armee eingefunden und nicht geringe Freude über deren Ankunft gezeigt. Der Kammerpräsident v. d. Gröben war am 18. Januar nach Danzig geflüchtet; sein Amtsgenosse v. d. Marwitz blieb wegen eines Podagraanfalles in Königsberg zurück und nahm seiner Krankheit halber auch später keine Dienste beim Feinde an. Friedrich der Große hatte ihm (Breslau, 28. Januar) „die Soutenirung des Platzes“ zur Pflicht gemacht und rechnete ihm nach dem Frieden seinen unfreiwilligen Patriotismus hoch an.

Am 21. Januar begab sich eine Deputation mit dem Tribunals-Vicepräsidenten Grabowski an der Spitze zu Fermor

[1] Maßlowski, a. a. O., II, 312, Beilage X. Das Patent wurde schon früher gedruckt in der „Geschichte des seit 1756 in Deutschland geführten Krieges“, II, 2, 298. (Frankfurt und Leipzig 1760.)

nach Kaymen und stellte „dreiste" Capitulationsbedingungen. Der General verwies die städtischen Gesandten an die Entscheidung der Kaiserin und ließ am folgenden Tage früh von 7 Uhr an einige Reiterregimenter und die Grenadiere der Avantgarde mit 10 Geschützen in Königsberg einrücken. Zwischen 2 und 3 Uhr nachmittags folgte er selbst in rothem, mit Gold besetztem Pelze, Ordenssterne auf der Brust, das blaue Band des Weißen Adlerordens um die Schulter. General Ssaltikow ritt an seiner Seite; vom Schloßthurme ertönten Pauken und Trompeten, alle Kirchenglocken läuteten. Durch die Spalier bildenden Gilden und Gewerke nahm der General seinen Weg nach dem Schlosse, wo die Kriegskammer, die Docenten der Universität, Magistrat, Tribunal, Hofgericht und Consistorium zu seinem Empfange versammelt waren. Im Schlosse bezog Fermor die königlichen Zimmer. Als er in den Vorsaal eintrat, begrüßte ihn der erblindete Wirkliche Geheime Staats- und Kriegsrath Lesgewang mit einer Ansprache, überreichte die Stadtschlüssel und bat um Schutz der Privilegien und Haltung guter Disciplin. Der einige fünfzig Jahre zählende Oberbefehlshaber, ein langer hagerer Mann mit blassem, von Pockennarben zerrissenem Gesicht, erwiderte freundlich: „Es ist ein Glück für Sie, daß meine allergnädigste Monarchin dieses Königreich in Besitz genommen hat. Unter ihrem sanften Scepter kann es Ihnen nicht anders als glücklich gehen, und ich werde mich bemühen, alle hiesigen Verfassungen, welche ich vollkommen und unverbesserlich finde, im Gange zu erhalten." Theile des Regiments Troitz und des vierten Grenadierregiments besetzten nunmehr die Citadelle Friedrichsburg und stellten Wachen und Posten in der Stadt aus; die Offiziere der Garnison kamen zu den Bürgern ins Quartier, die Mannschaften bezogen die Vorstädte.

Am 23. Januar marschierte eine Abtheilung unter Major Wigand und Ingenieur-Oberstlieutenant Gerbel nach Schloß Fischhausen und der Festung Pillau. In Königsberg und der Citadelle Friedrichsburg fanden die Russen 40 alte Geschütze, in dem, wie sie behaupten, ganz unversehrt gebliebenen

Pillau[1], 25 Festungsgeschütze schweren Kalibers, gegen 186 Pud Pulver, viele Gewehrpatronen und, was ihnen besonders erwünscht war, eine beträchtliche Menge Schanzzeug vor. Denselben Tag ließ Fermor zwei verschiedene Formulare zur Vereidigung der Beamten und Einwohner anfertigen. Die Eidesleistung selbst fand Dienstag den 24. Januar und den folgenden Tag statt, und es wird bei allen patriotischen Preußen gewiß ein schmerzliches Gefühl erregt haben, daß dazu gerade der Geburtstag des Königs ausersehen worden war. Sämmtliche Regierungs-, Gerichts- und Handelscollegien, die Akademie, der Adel und alle Unterthanen mußten schwören, weder heimlich, noch öffentlich etwas gegen das hohe Interesse Ihrer Kaiserlich Russischen Majestät vornehmen zu wollen; manche empfanden es dabei als ein Glück, daß ihnen diesmal die Demüthigung, sich selbst ausdrücklich als russische Unterthanen bekennen zu müssen, erspart blieb. In einem besonderen Erlasse erinnerte Fermor alle Civilbeamten an die Heiligkeit dieses Eides und legte sich das Recht bei, die dagegen Frevelnden, möchten sie öffentlich oder im Geheimen den Interessen der Monarchie entgegentreten, nach den Gesetzen zu bestrafen. Anfangs Februar ließ der General die Bürgerschaft entwaffnen, an allen Staatsgebäuden den einköpfigen Adler im preußischen Wappen durch den zweiköpfigen russischen ersetzen, die den Adler im Wappen führenden öffentlichen Siegel umändern, die Adler von den Brunnen und Wagen der Accise, ja sogar von der Orgel der Kneiphöfischen Kirche abnehmen. Quelle absurdité, bemerkt ein Augenzeuge dazu, warum nicht auch die Schloßfahne vom Thurme, worin doch auch ein Adler zu sehen ist! Die Localpresse er-

---

[1] Beckherrn, Geschichte der Befestigung Königsbergs (Altpreußische Monatsschrift für 1890, S. 467) schreibt: „Bei der 1758 erfolgten Besetzung durch die Russen wurden diesen noch 80 städtische eiserne, zum Theil unbrauchbare Geschütze übergeben.“ Ueber Pillau melden Bock's Tagebuch und Major Hoburg an den weiter unten angeführten Stellen im Gegensatz zu Maßlowski übereinstimmend, daß Oberst von Wuthenow „die vorräthigen Kriegsbedürfnisse vor seinem Abzuge theils vernichtet, theils unbrauchbar gemacht habe“.

schien gleichfalls mit dem russischen Doppelaar und unter Censur, das Consistorium wurde angewiesen, das Gebet der Geistlichen beim Gottesdienst für die Zarin und die kaiserliche Familie einzurichten. In Bezug auf die Post verordnete die neue Regierung, daß alle Briefe offen eingeliefert und erst nach Prüfung durch einen russischen Offizier versiegelt werden sollten. Der oben genannte Vicepräsident Grabowski mußte vom 13. Februar bis zum 1. April wegen einer harmlosen Correspondenz mit seinem Sohne in enger Haft auf dem Schlosse zubringen und bei seiner Entlassung versprechen, jeden weiteren Briefwechsel zu unterlassen. Der Handel mit Polen wurde freigegeben, bei der juristischen Facultät der Universität ein höchster Gerichtshof eingerichtet, etwas später prägten die Russen Münzen mit dem Bildniß Elisabeth's und der Umschrift: Herzogin von Preußen. Die Geburts- und Namenstage russischer Großfürsten und Prinzessinnen wurden auf Befehl der Regierung mit Festessen, Salveschießen, Predigt und Illumination gefeiert. Fermor ließ ferner den Besitz aller geflohenen Einwohner aufzeichnen und erklärte ihre Flucht gegenüber der Thatsache, daß Elisabeth allen im Lande verbliebenen Preußen Schutz des Eigenthums zugesagt, für ein strafwürdiges Mistrauen. Er werde daher die Güter und Häuser der Schuldigen in der Stadt sequestriren und falls die Geflüchteten nicht zurückkehrten, zum Besten der russischen Staatskasse verkaufen lassen; doch hat er diese Drohung später nicht ausgeführt. Auf sein Verlangen reichte die königsberger Kammer am 1. Februar eine Liste von 57 Dörfern ein, deren Bauern angewiesen wurden, ihre Abgaben an die kaiserlichen Kassen zu zahlen, weil ihre Grundherren trotz der russischen Schutzerklärung nicht auf ihren Besitzungen verblieben waren. Nach einer weitern Bestimmung Fermor's gingen vom Tage der Besitzergreifung an alle öffentlichen Einnahmen des Landes an die Sieger über; die preußischen Beamten erhielten den Befehl, genaue Angaben über das Staatseigenthum und die Einkünfte der Provinz anzufertigen und nichts dabei zu verheimlichen. Mit der Sammlung dieser Einnahmen und der den Städten auferlegten Kriegscontributionen

beauftragte der General den Fürsten Schachowskoi, mit der Beschaffung von Proviant und Fourage den Generalproviantmeister Wolkonski. In den von russischen Truppen besetzten größeren Ortschaften wurden kaiserliche Behörden eingerichtet, Oberstlieutenant Gerbel zum Befehlshaber von Pillau, die Generale Rjäsanow und Johann von Treyden zu Commandanten von Königsberg ernannt. In dem Gouvernementsbefehl über diese Ernennung, welchen der Magistrat allen städtischen Behörden zur Kenntnißnahme vorlegen mußte, hieß es, die russische Kaiserin habe sich das Königreich Preußen unterthänig gemacht; datirt war er aus dem Hauptquartier „in der kaiserlich russischen Stadt Königsberg". Diese Commandanten hatten für die allgemeine Entwaffnung ihres Bezirkes, für Aufrechterhaltung der inneren Ruhe und Ordnung und für die zwei Monate dauernde, stets in Gegenwart eines Offiziers vorzunehmende Vereidigung der Bevölkerung Sorge zu tragen.

Am 19. Februar 1758 verkündete Fermor im Schlosse zu Königsberg feierlich einen Ukas seiner Kaiserin, welcher zunächst seine Erhebung zum Generalgouverneur von Ostpreußen bekannt gab. Alle Verwaltungsbehörden erhielten ein Exemplar desselben zugesandt; die Hauptpunkte darin waren folgende: Sämmtliche früher ertheilte Privilegien für besondere Verbände und einzelne Personen, die Freiheit der Religionsausübung und des Handels werden bestätigt, die Staatseinkünfte (mit Ausnahme der Gemeinde- und Kirchenvermögen, der Gelder aus wohlthätigen Stiftungen u. s. w.) fließen in russische Kassen. Das Reisen im Lande bleibt unbehindert, niemand wird mit Gewalt zur Dienstnahme veranlaßt, doch ist der freiwillige Eintritt gestattet. Diejenigen preußischen Beamten, welche nicht in russische Dienste treten wollen, erhalten ihre Entlassung, müssen aber, wenn sie nicht nach Rußland übersiedeln, ein Viertel ihres Vermögens an die russische Staatskasse abliefern; der Besitz der Beamten, die in Friedrich's Diensten verbleiben, wird mit Beschlag belegt. Drei Tage vorher hatte Fermor von seinen Neuanordnungen in Preußen nach Petersburg berichtet und dabei den Wunsch ausgesprochen, „daß alle Einwohner dieses Königreichs Ihrer Kaiser-

lichen Majestät weltbekannte Huld und Gnade mit mehrerem ersehen und in unterthänigster Dankbarkeit sich dahin äußerst bestreben möchten, damit sie durch Treue, Eifer und Gehorsam sich dieser höchst schätzbaren Gnade würdig machten und die Fortdauer derselben auch fernerhin verdienten". Durchaus im Gegensatz zu dieser Erwartung stand nun das Ausschreiben, welches die Minister Podewils und Finkenstein im Juni 1758 „auf Seiner Majestät Specialbefehl" an die Bewohner der Provinz erließen. Es beweist recht deutlich, wie peinlich für die Ostpreußen der Zwiespalt zwischen ihrer Unterthanentreue und der erzwungenen Forderung des Siegers sein mußte. Man solle sich, heißt es darin, nicht durch die Furcht verleiten oder durch Versprechungen verführen lassen. Namens Seiner Königlichen Majestät werden hierdurch alle und jede, sowol die Bürger in den Städten, wie die Einwohner auf dem Lande, allen Ernstes ermahnet und gewarnet, sich auf keine Weise von der ihrer angeborenen allergnädigsten Landesherrschaft und dem Vaterlande schuldigen Treue abwendig machen zu lassen, überhaupt nicht das Geringste zu thun, was dem Lande vielmehr zum Ruin als zur Erhaltung gereichen könnte.

Seit dem 23. Februar hatten sich die russischen Truppen von Königsberg nach der Weichsel in Bewegung gesetzt, es blieben nur etwa 1000 Mann zur Besatzung der Hauptstadt zurück. Den 2. März reiste Fermor nach Marienwerder ab; stellvertretender Gouverneur für ihn wurde einstweilen der Generallieutenant Fürst Wolkonski, der auch den Vorsitz bei der preußischen Regierung übernahm. Sein „Assessor" war der Oberst Peter Jakowlew, ein Mann von verbindlichen Umgangsformen. Jakowlew empfing den Auftrag, die nöthigen Erhebungen über den Zustand und die Leistungsfähigkeit des Landes Preußen anzustellen. Sein mehrfach, auch in Bezug auf die Erkenntnißkraft des russischen Offiziers lehrreicher Bericht sagt unter anderem aus, das Land sei ziemlich fruchtbar an Getreide, Kartoffeln und Heu; auf den Ueberfluß an Heu dürfe man wol die bedeutende Pferdezucht Preußens zurückführen. Den Viehstand bezeichnet er überhaupt als gut, es gebe viel Wild,

darunter Elchhirsche und wilde Ziegen; dagegen mangele es an Holz, besonders an Bauholz. Die Bevölkerung lebe meist von Gemüse und Milchproducten, selbst der reichste Bauer besitze wegen der maßlos hohen Zölle und Abgaben nicht mehr als absolut zu seiner Existenz erforderlich sei. Danach müßte man vermuthen, daß die Bewohner dem Könige nicht besonders wohl gesinnt wären. Dies sei jedoch nicht der Fall. Friedrich werde trotzdem ohne Zweifel von allen Ständen so sehr geliebt, daß jedermann einzig auf ihn seine Hoffnung setze. Dann heißt es — eine sehr beachtenswerthe Anerkennung ostpreußischer Königstreue aus Feindesmunde — weiter: „Uebrigens bemühen sich die Einwohner, ihre Zuneigung für den König und ihre Abneigung gegen uns auf jede Weise, wenn auch ohne Erfolg, zu ver- verheimlichen.“ Mitte März erging der Befehl an das Land, die erste Kriegscontribution im Betrage von einer Million Speciesthalern aufzubringen; sie sollte binnen sechs Monaten in drei Terminen erlegt werden.

Zum wirklichen Stellvertreter Fermor's war schon im April 1758 der Generallieutenant und Kammerherr Nicolaus Andrejewitsch Baron von Korff ernannt worden. Wie Fermor ein Deutschrusse, verdankte er seine Stellung der Verwandtschaft mit den am petersburger Hofe einflußreichen Familien der Skawronski und Woronzoff. Der Oberbefehlshaber gab seiner Freude über die Ernennung des neuen Gouverneurs in einem Schreiben an den Vicekanzler Woronzoff (Marienwerder, 25. April) besonderen Ausdruck und versprach ihm in jeder Weise entgegenzukommen und zu willfahren. Korff sollte „das Gouvernement des Königreichs Preußen unter Appellation des Reichsgrafen von Fermor führen“, eigentlich also unter dem General stehen; in Wirklichkeit war er jedoch ganz selbständig und nur von der petersburger Kriegsconferenz abhängig. Er bezog ein Gehalt von monatlich 500 Rubeln, die auf die Einkünfte der Provinz angewiesen waren. Sämmtliche Civilbehörden und die Besatzungen von Königsberg, Pillau, Memel und Tilsit waren seinen Befehlen unterstellt. Der petersburger Senat hatte eine vom 17. Mai datirte Instruction für ihn ausgearbeitet. Darin war als

besonderer Wunsch der Kaiserin ausgesprochen, daß die Erinnerung an Elisabeth's Großherzigkeit und Milde für immer in Preußen bestehen bleiben möchte. Korff's Hauptbestreben sei darauf zu richten, daß er die Bevölkerung gewinne und Fermor's früher getroffenen Bestimmungen durchführe, namentlich das Aufblühen des Handels begünstige. In der Verwaltung der Provinz sollte er im allgemeinen keine Aenderung vornehmen. Am Schlusse eines Schreibens vom 16. Juni versichert Fermor dem Gouverneur, daß den Einwohnern Preußens, obgleich sie alle den Huldigungseid geleistet hätten, wegen ihrer angeborenen Ergebenheit für den König nicht zu trauen sei; mit den Uebelwollenden müsse wie mit Verräthern nach dem Gesetz verfahren werden. Seit Wochen erwartet, langte Korff endlich am 11. Juli in Königsberg an, richtete einen großartigen Hausstand ein und knüpfte im Geiste seiner Instruction Beziehungen zur gesammten Aristokratie der Hauptstadt an. Er blieb bis zum Januar 1761 in seiner hohen Stellung.[1] Da er vornehmlich durch Entgegenkommen und persönliche Liebenswürdigkeit wirken sollte, so war er mit seiner geschmeidigen, den Ausgleich der Gegensätze fördernden Art zu verkehren der geeignetste Mann dafür und hat, obwol leicht erregbaren, rasch aufwallenden Temperaments, das Andenken eines humanen und gerechten Beamten hinterlassen, der manche Härte der obwaltenden Verhältnisse zu mildern suchte. Andern russischen Generalen gegenüber, welche (wie einmal Villebois) der Meinung waren, daß alle Königsberger Prügel verdienten, fiel sein leutseliges Verhalten um so angenehmer auf. Ein Bewohner der Hauptstadt schrieb über ihn in sein Tagebuch: „Wir haben in des Herrn Gouverneurs v. Korff Excellenz den besten Herrn", und ein anderer Ostpreuße, der den hier geschilderten Vorgängen der Zeit nach ziemlich nahe steht, bemerkt: „Korff sorgte beinahe mehr für die Wohlfahrt

[1] Sein Nachfolger wurde der Generallieutenant von Suworow, „ein höchst ehrlicher Mann", der Vater des berühmten Feldmarschalls, s. Hagen in den „Beiträgen zur Kunde Preußens", I, 553. Wagner (s. u.) versichert, daß die Moral bei Korff „eben nicht zu Hause gehörte", das heißt wol, daß er kein Feind der Frauen war.

Preußens, als für die Einkünfte seiner Krone und erstattete bogenlange Berichte zum Besten des Landes." Den Hofprediger Arnold, der wegen einiger Stellen in seiner auf Gouvernementsbefehl zur Feier des Sieges bei Kunersdorf gehaltenen Predigt verhaftet wurde, rettete lediglich Korff's Vermittelung vor der Verbannung nach Sibirien.[1] Von ähnlichen Fällen, in denen sich der menschenfreundliche Sinn des Gouverneurs im besten Lichte zeigte, werden wir später hören.

Friedrich der Große vermochte nach Lehwaldt's Abzuge dem Schalten der Russen in Ostpreußen keinen Einhalt zu thun, weil er an anderen Stellen des Kriegsschauplatzes zu sehr bedrängt war. Erst nachdem ihm die Siege von Roßbach und Leuthen wieder etwas Luft gemacht, richtete er sein Augenmerk aufs neue nach der ganz in feindlichen Händen befindlichen Ostprovinz seines Staates. Anfangs schien er eine Art Verständniß für die Zwangslage gewonnen zu haben, in welche das ganz wehrlose Land durch den Einfall der Russen gerathen war. In einem an den preußischen Residenten Reimer in Danzig gerichteten Schreiben vom 12. Februar 1758 entschuldigte er das Verhalten der Ostpreußen „mit der Noth". Als er aber im nächsten Jahre erfuhr, daß die Russen 1500 Rekruten in Preußen ausgehoben hätten und eine weitere Aushebung von 4000 Mann folgen lassen wollten, befahl er demselben Residenten Reimer, durch zuverlässige und geschickte Leute mittels geschriebener Zettel in Ostpreußen verbreiten zu lassen, daß jeder mit den Waffen des Feindes ergriffene pflichtvergessene Unterthan als Verräther unnachsichtlich mit dem Strange bestraft werden würde.[2] Seitdem erlitt sein Urtheil über die Vorgänge in Preußen eine vollständige Wandlung. Er machte es dem Lande zum Vorwurf, daß es sich dem Feinde ohne weitere Gegenwehr ergeben, daß es ihm den Treueid geschworen hatte; in

---

[1] Bock's Tagebuch, herausgegeben von Schubert, N. Pr. Prov. Bl. 3. Jahrg., II, 60. Hagen a. a. O., S. 547; v. Hasenkamp, Ostpreußen unter dem Doppelaar, S. 498.

[2] Naudé, Politische Correspondenz Friedrich's d. Gr., XVIII, 323.

der Nachwirkung dieses Grolles mochte er die Provinz noch lange Jahre nach dem Hubertusburger Frieden nicht wiedersehen. Des Königs Zorn war schon deshalb ungerecht, weil er den Widerstand, den er von den Ostpreußen gegen die Russen forderte, den von ihm unterworfenen Sachsen sicher schwer verdacht haben würde[1] und weil seine preußischen Unterthanen während des Krieges ihre Hingebung an seine Person in der That genugsam an den Tag gelegt haben.[2] Nicht nur, daß sie jeden Erfolg seiner Waffen mit freudigem Stolze und verschwiegener Hoffnung begleiteten. Das freiwillige Anlehen von 500,000 Thalern, welches der König 1757 von ihnen verlangte, kam in überall aufflammender Begeisterung rasch zusammen, die Provinz lieferte zuletzt noch rund 78,000 Thaler über die geforderte Summe ab. Die Opfer, welche das Land später brachte, waren der Natur der Sache nach nicht so bedeutend, aber sie wogen unter der Strenge der russischen Kriegsgesetze doppelt schwer. Daß sie überhaupt möglich wurden, verdankte Friedrich vor allem dem Muthe und der Gewandtheit des Präsidenten der litauischen Kammer, Johann Friedrich Domhardt.

Derselbe war 1724 als zwölfjähriger Knabe mit seinem Vater aus dem braunschweigischen Harz in Preußen eingewandert und hatte nach ihm die Pacht der Domäne Ragnit übernommen. Nach Friedrich's Thronbesteigung wurde er Rath erst bei der Kriegskammer in Königsberg, dann zu Gumbinnen,

[1] Am Jahrestage ihres Einzugs in Königsberg, 22. Januar 1759, verglichen die russischen Behörden in einer Beilage der königsberger Zeitungen ihr Verhalten in Preußen mit dem Friedrich's in Sachsen und meinten am Schlusse, die Ostpreußen hätten Ursache den Himmel anzurufen, daß er dem Lande die russische Regierung noch lange erhalte. Bock's Tagebuch a. a. O., II, 60.

[2] Möglicherweise haben einzelne, ihm übertrieben berichtete Vorkommnisse, wie das oben erwähnte Verhalten des tilsiter Pfarrers und der beiden Amtsräthe, sein Urtheil mit beeinflußt. Bock (II, 74) erzählt: „Den 15. September 1759 ließ sich eine Gesellschaft unserer übermüthigen Damen bei dem Begräbniß des Kaufmanns Pichlau einfallen, eine Tasse Kaffee in der Haberbergischen Kirche zu trinken. Die Sache wurde aber supprimieret."

erhielt die Aufsicht über das trakehner Gestüt und kurz vor Ausbruch des Siebenjährigen Krieges die Ernennung zum zweiten Director der litauischen Kammer. In dieser Stellung entfaltete er vor dem ersten Einmarsche der Russen die rühmlichste Thätigkeit, betrieb die Einreihung des Landvolkes unter die Milizcompagnien und bestellte Amtspächter und Schulzen zu Anführern. Sein dabei bewiesener Eifer wurde zwar durch Großjägerndorf um den rechten Erfolg gebracht; doch machten sich Abtheilungen dieses litauischen Landsturmes im October 1757 den Russen auf ihrem Rückzuge immerhin in lästiger Weise fühlbar. Auf Lehwaldt's Lob und Fürsprache hin beförderte der König Domhardt Ende October zum Präsidenten der litauischen Kammer. Bei der Rettung des trakehner Gestüts[1], bei der mit Lehwaldt's Abzuge nach Pommern verbundenen Ueberführung der königlichen Kassen und Archive nach Küstrin und der Beiseiteschaffung vieler Listen und Berichte, die dem Feinde einen genauen Nachweis über die fiscalischen Einnahmen gegeben haben würden, war er kurz vor Fermor's Erscheinen abermals in hervorragender Weise betheiligt. Die schon erwähnte Eidesleistung vermochte er zwar nicht abzuwenden, sie verursachte ihm schwere Seelenkämpfe, und er hat sie später als den bittersten Augenblick seines Lebens bezeichnet. Dagegen war er anderweitig im Stande, dem Könige und dem

[1] Nach der Biographie des Oberforstraths Jester, welcher Domhardt befreundet war (im ersten Band der „Beiträge zur Kunde Preußens") vertheilte der Präsident die zum Theil sehr kostbaren Pferde des Gestüts beim zweiten Anmarsche der Russen an die Beamten und Pächter der königlichen Domänen; diese sollten sie für ihr Privateigenthum ausgeben und nach dem Frieden wieder in Trakehnen abliefern. Dem Obersten Jakowlew (Maßlowski, II, 39) wurde bei seinen Nachforschungen nach dem Verbleiben des Gestüts vorerzählt, die älteren Pferde des eigentlichen Bestandes von 80 Hengsten und 800 Zuchtstuten seien schon früher nach Berlin überführt worden, den verbliebenen Rest an Jährlingen habe man zuletzt nach Stettin gebracht. Die Lebensbeschreibung Domhardt's vom Grafen Lippe-Weißenfeld (im „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes", Jahrg. 1872, Nr. 35) ist ein kunstloser Auszug aus Jester.

Lande die wichtigsten Dienste zu leisten. Fermor hatte gleich nach seinem Einzuge in Königsberg den Livländer Johann von Rummers zum Oberdirector der preußischen und den Brigadier Hartwich[1] zum Vorsteher der litauischen Kammer bestellt und beide Kammern, sowie die Justizcollegien des Landes der königsberger Regierung untergeordnet, in welcher der Gouverneur der Hauptstadt den Vorsitz führte. Da diesen russischen Offizieren der preußische Geschäftsgang ganz unbekannt war, da der eine und andere von ihnen wol auch ernste, angestrengte Arbeit haßte und lieber dem Vergnügen nachging, so konnten sie die fleißigen, nüchternen und unbestechlichen preußischen Beamten nicht entbehren und geriethen naturgemäß in eine starke Abhängigkeit von ihnen. In Königsberg ging die Leitung der Geschäfte bald auf zwei gut preußisch gesinnte Männer, den Kriegsrath Bruno und den als Obersecretär bei der Regierung angestellten Hofrath Nicolovius über, in Gumbinnen wurde Domhardt die Seele der Verwaltung. Obwol ihm besonders noch ein russischer Staatsrath von Klingstädt beigegeben worden war, ohne dessen Zustimmung er nichts vornehmen durfte, verstand er es doch, sich von dieser lästigen Bevormundung frei zu machen. Er legte ihm die geringsten Kleinigkeiten zur Entscheidung vor, entfernte damit klug jeden Verdacht und erzeugte bei dem russischen Beamten einen starken Widerwillen gegen diese Geschäftslast; auch kam er dessen anderweitigen Neigungen geschickt entgegen und zerstreute ihn durch Schmausereien, Bälle und andere Festlichkeiten. Der Staatsrath hatte „eine Bekanntschaft" in Königsberg angeknüpft, reiste oft dahin und ließ Domhardt in vielen Fällen freie Hand[2], was dieser aufs beste zum Dienste seines

---

[1] Geschichte des seit 1756 in Deutschland geführten Krieges, II, 2, 405. Darin finden sich manche recht brauchbare Nachrichten über die russische Armee, die man bei Maßlowski vergeblich sucht. Es bestätigt dies die von mir auch in Bezug auf das 17. Jahrhundert gemachte Erfahrung, daß unsere Vorfahren über die Ereignisse ihrer Zeit in der Regel mehr gewußt haben, als man gewöhnlich annimmt.

[2] Oberst Maßlowski schreibt II, 39: Die den preußischen Behörden überlassene Selbständigkeit ging so weit, daß ein Beobachter volles

Königs ausnutzte. Um einer Entdeckung ihrer Handlungsweise zu entgehen, traten diese treuen Patrioten insgeheim miteinander in Verkehr und verständigten sich über ihre Maßnahmen, die dem Lande mitten unter den Waffen des Feindes wesentliche Erleichterungen zuführten. Bruno und Domhardt berechneten z. B. die Forderungen, welche das platte Land für Einquartierung, Fuhrenstellung, für Lieferungen und andere Kriegsschäden an die russische Krone stellte, sehr hoch und bewirkten dadurch, daß der Bauernschaft die auferlegte Kriegssteuer einmal gänzlich erlassen wurde. Auf Domhardt's Betreiben wurde sogar ein Theil der Einnahmeüberschüsse mit Zustimmung der russischen Behörden zum Wiederaufbau der eingeäscherten Dörfer und Vorwerke verwandt. „Die noch vorhandenen Acten Domhardt's sind ein Muster dafür, wie man Unterwürfigkeit gegen den Feind mit Vorsorge für das Land und Liebe für den Regenten verbinden kann." Seine Bemühungen müssen um so höher veranschlagt werden, je mehr er bei der Furcht oder den veralteten Anschauungen[1] mancher Landsleute auf Hindernisse stoßen mochte. Lange blieb er ohne sichere Nachricht vom Könige; endlich gelang es ihm, einen gewandten, zuverlässigen Mann, den verarmten Schiffsrheder Stricker, zur Uebernahme einer Sendung an Friedrich zu bewegen. Stricker traf im Sommer 1758 das königliche Hauptquartier in der Neumark an, wurde reichlich für seinen Weg belohnt und brachte ein Schreiben des

Recht hatte zu denken, das Land sei wirklich nur auf Grund eines Vertrages und nicht durch Eroberung besetzt worden. Es waren zwar russische Offiziere in den preußischen Kanzleien beschäftigt, aber nur ausnahmsweise, und ihre Thätigkeit war höchst unbedeutend. Diese Worte enthalten einen versteckten Vorwurf gegen Fermor; wie man aus Obigem sieht, lag die Schuld an anderer Stelle.

[1] Im Juli 1757 lieferten ein stallupöner Fleischer und ein Bürger aus Gumbinnen eine Quantität Speck, die sie den russischen Marketendern entwendet, an das preußische Proviantamt im Lager von Wehlau ab. Lehwaldt erklärte dies Verfahren für völkerrechtswidrig und gegen alle militärische Usance; nur schleunige Flucht rettete die Braven vor der geforderten Auslieferung an die Russen. v. Hasenkamp a. a. O., VII, 57.

Königs zurück, das Klagen über die Erschöpfung seiner Kassen und Magazine enthielt. Sogleich sammelte Domhardt die sehr beträchtlichen Einkünfte aus den öffentlichen Kassen, deren Existenz er den Russen zu verheimlichen gewußt hatte, und sandte sie „trotz des Abrathens vertrautester Freunde von diesem fast abenteuerlichen Plane“ durch den muthigen und treuen Handwerksmeister Kapeller, der 1732 als älternloser Knabe mit aus Salzburg eingewandert war, an den König ab. Spätere Sendungen von Geld und Getreide, das in der Provinz oder im benachbarten Polen erhandelt wurde, gelangten auf Domhardt's Anregung durch den Kaufmann Rördanz aus Memel zu Schiff nach Colberg; dasselbe Handelshaus streckte zu dem gleichen Zwecke nicht unbedeutende Summen aus eigenen Mitteln vor. Seitdem blieb Domhardt in ununterbrochener Verbindung mit dem Könige; seine unter verändertem Namen abgeschickten Briefe wurden zum Theil durch den Postmeister Wagner aus Pillau, der uns noch später beschäftigen wird, befördert.[1] Als

---

[1] Bei Friedrich's harter Beurtheilung des Verhaltens der Ostpreußen im Siebenjährigen Kriege und bei der furchtbaren Erschöpfung seines Landes wurde diesen tapferen Männern die wohlverdiente Belohnung nach dem Frieden nur halb oder gar nicht zutheil. Die Firma Rördanz in Memel bekam die von ihr vorgeschossenen Gelder nur zum Theil zurück, Bruno und Nicolovius gingen ganz leer aus. Domhardt erhielt zwar 1763 zugleich mit einer Versicherung des königlichen Dankes die Ernennung zum Präsidenten beider preußischer Kammern, auch erfolgte 1771 seine Erhebung in den Adelstand (mit Korngarbe und Pferd im Wappen); aber auch er entging dem gefürchteten „Scher' er sich zum Teufel“! des großen Königs nicht. Es wurde ihm in Graudenz entgegengeschleudert, als Friedrich einen von Domhardt vorgelegten Meliorationsplan für Westpreußen zu kostspielig fand. Friedrich wies das sofort eingereichte Entlassungsgesuch Domhardt's am folgenden Tage zurück und suchte den Vorfall durch freundliches Entgegenkommen in Vergessenheit zu bringen, indeß der im harten Dienste des Königs ergraute Mann verwand diese bitteren Augenblicke nicht mehr; er starb bald darauf, am 20. November 1780. Nach v. Hasenkamp und Jester. Die schöne Radirung Bause's (nach dem Becker'schen Bilde) bringt Domhardt's hervorstechendsten Eigenschaften, Klugheit und männliche Würde, vortrefflich zum Ausdruck.

Sendboten Domhardt's an den König werden noch ein gewisser Scheffner, ein Oberstlieutenant Wilde, der spätere Oberst und Vertheidiger von Kosel, David Neumann, und der nachmalige General l'Estocq genannt.

Zum besseren Verständnisse des Folgenden muß hier noch kurz auf die Stellung der russischen Armee im Winter zu 1759 hingewiesen werden. Fermor war nach der Schlacht bei Zorndorf bis Landsberg a. d. W. zurückgegangen, brachte hier den größten Theil des September zu, rückte dann nach Pommern und unternahm während des Octobers mit einem Theile seiner Truppen vergebens die Belagerung von Kolberg. Im November bezog er Winterquartiere an der Weichsel und schlug sein Hauptquartier in Marienwerder auf. Von da reiste er am 7. Februar 1759 zur Berichterstattung nach Petersburg ab und übertrug den Oberbefehl dem Generallieutenant Frolow-Bagräjew, „einem geborenen Kosacken." Um diese Zeit befand sich das Hauptquartier der ersten Division, die Frolow selbst befehligte, in Elbing, die dazu gehörige Brigade Wolkonski hielt die Strecke Dirschau-Mewe auf dem linken Weichselufer besetzt. Das Hauptquartier der zweiten Division unter Rjäsanow war in Graudenz[1], in das der dritten unter Rumjanzew in Culm; das Reservecorps unter Panin stand seit dem 23. December in und um Zinthen. Nach rückwärts dehnten sich die Truppen bis nach Heiligenbeil (General Demikow), bis Königsberg-Wehlau und die der dritten Division bis Ortelsburg, Rhein und Nikolaiken aus. Das „Observationscorps" befand sich bei Thorn. Ein Hauptfehler dieser Truppenvertheilung bestand darin, daß die russischen Proviantvorräthe nach der Seite des Feindes ungedeckt weit außerhalb des Bereiches der Vorposten geblieben waren. Friedrich der Große beschloß im Januar 1759, sich diesen Fehler zunutze zu machen und die Zerstörung dieser Magazine theils

[1] Geschichte des seit 1756 in Deutschland geführten Krieges, II, 2, 403; sie gibt das Tableau der russischen Winterquartiere sehr ausführlich und zwar für jedes einzelne Regiment der ersten drei Divisionen wieder. Aus Maßlowski's Darstellung wird es nicht immer leicht, sich ein richtiges Bild von der Vertheilung zu machen.

durch die Cavallerieregimenter seiner äußersten Vorposten, theils durch ein besonders gebildetes, gemischtes Corps unter Generalmajor von Wobersnow vornehmen zu lassen.

Unter den preußischen Parteigängern wird im Laufe des Jahres 1758 der Graf Johann Ludwig von Haerd oder, wie er sich selbst unterzeichnet, Hordt mehrfach rühmlich erwähnt. Er war anfangs der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts geboren worden, hatte in niederländischen und schwedischen Diensten gefochten und zuletzt an dem Stockholmer Complot von 1755 theilgenommen, welches die Adelsherrschaft der Hüte im Reichsrath zu Gunsten des schwachen Königs Adolf Friedrich brechen wollte. Nach Entdeckung der Verschwörung war er noch rechtzeitig über Helsingborg ins Ausland entkommen. Seine Genossen, die Grafen Horn und Brahe, fielen auf dem Schafott der Rache des ergrimmten Adels zum Opfer, Hordt wurde am 25. September 1755 von den schwedischen Reichsständen des Leibes, der Ehre und Güter verlustig erklärt, sein Name wurde an den Pranger geschlagen. Wol aus Rücksicht auf die Verluste, welche der Graf im Dienste von Friedrich's Schwester, der Königin Ulrike Luise von Schweden, erlitten, gestattete der König im November 1756, daß Hordt sich auf einige Zeit unter anderem Namen nach einem Orte in seinen Staaten zurückziehe. Im Februar 1758 erklärte sich Friedrich bereit, den Grafen wegen des guten Rufes, den er sich im Kriege erworben[1], in seine Dienste aufzunehmen, schlug ihm zwar die gewünschte Errichtung eines leichten Dragonerregiments ab, weil es dazu für den Feldzug von 1758 schon zu spät sei, genehmigte dafür aber die Bildung eines Freiregiments von 2 Bataillonen (jede Compagnie zu 150 Mann). Der König versprach, 800 Rekruten dazu aus Schlesien zu schicken, und rieth dem Grafen, die fehlen-

[1] „C'est par la belle réputation que vous vous êtes acquise en fait de guerre que je veux vous agréer en mon service.“ Friedrich II. an Hordt, Breslau 22. Februar 1758. Geh. Staatsarchiv Berlin. Ich spreche auch an dieser Stelle den Herren Archivrath Sattler und Geh. Archivar Döbner für die vielfachen Bemühungen, deren sie sich zum Besten meiner Arbeit unterzogen, herzlichen Dank aus.

den Mannschaften aus Pommern und Mecklenburg zu entnehmen. Da das Regiment schon im April zu Stargard zusammentrat, so scheint beides unausgeführt geblieben zu sein. Es wird berichtet, daß das Freiregiment zum größten Theile aus österreichischen Gefangenen bestanden habe, die schon im Juli, im Gefechte bei Driesen, zu Hunderten zu den Russen überliefen. Gegen Mitte Mai gehörte das Regiment Hordt zu den preußischen Vorposten, die mit Malachowski-Husaren und den Compagnien der vormaligen Garnison von Pillau bei Stolp gegen die Russen standen. Hier scheint der Graf seine ersten Beziehungen zu Pillau angeknüpft und Nachrichten über die dortigen Verhältnisse eingezogen zu haben. Nach dem Abzuge der Russen von Kolberg folgte er beobachtend über Driesen hinaus dem Detachement Peter Olitz, welches über Posen nach Thorn zurückging. In den letzten Monaten von 1758 lag der Oberst zu Stargard [1], am Beginn des nächsten Jahres zu Cöslin im Quartier, von wo aus er den krank zu Konitz weilenden russischen Brigadier von Essen überraschte, und rückte Mitte Februar 1759 auf Befehl des Generals Platen mit dem Detachement Schlabrendorf wieder bis Stolp vor.

Der im Gegensatz zu manchem seiner Kameraden auch mit der Feder sehr gewandte Oberst des neuen Freiregiments hatte sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit nicht nur die Zufriedenheit des Königs mit seinen Leistungen im Kleinen Kriege erworben, sondern war diesem auch durch seine vielen Beziehungen zu Schweden werthvoll geworden. Am 30. Januar 1759 schrieb Friedrich aus Breslau an den Staatsminister von Finkenstein, der früher preußischer Gesandter in Stockholm gewesen war, er möge sich mit Hordt und dem Grafen Wrangel zu Hamburg in Verbindung setzen und Sendboten nach Schweden abgehen lassen, die den frischen Eindruck der zuletzt von den Schweden bei Demmin und Anclam erlittenen Verluste — der König schätzte sie auf 5000 Mann — zur Anzettelung einer Revolte

[1] Politische Correspondenz Friedrich's des Großen, XIV, XVI, XVII an verschiedenen Stellen.

gegen die Senatspartei und zur Berufung eines außerordentlichen Reichstages benutzen sollten. Er stellte 40,000 Thaler zu diesem Zwecke zur Verfügung und versprach sich von dem Gelingen des Planes eine günstige Einwirkung auf seine ferneren Beziehungen zu Schweden. Vom Februar bis zum Mai fand nun ein lebhafter Briefwechsel zwischen den Cabinetsministern Podewils und Finkenstein und dem Grafen statt. Allein im Februar erhielt der Oberst fünf Briefe in dieser Angelegenheit aus Berlin; die Schreiben der Minister tragen die Bezeichnung „secretissimum", bei einem wird bemerkt, man solle ihn der Post besonders recommandiren. Auch der König legte ihm die Unterhaltung eifriger Correspondenz mit Finkenstein in ein paar Schreiben dringend ans Herz, und auf alle diese Briefe antwortete Hordt äußerst gewissenhaft und entwickelte seine Ansichten über die einzuschlagenden Wege öfters in bogenlanger Ausführung. Er trat ferner mit einem schwedischen, wahrscheinlich kriegsgefangenen Major Palmstruck in Berlin, den er anfangs zur Absendung nach Schweden vorgeschlagen hatte, in brieflichen Verkehr, er schrieb unter dem Pseudonym Impavidus im Februar mehrfach an den Grafen Wrangel und erklärte ihm, falls der König seinen Plan billige, sei er bereit, sofort selbst über Hamburg und Kopenhagen nach Schweden zu reisen. Es ist begreiflich, daß er unter einer solchen Geschäftslast einmal (28. Februar) klagt: „Gott weiß, daß ich mit Herz und Seele zum Gelingen des Planes beitragen möchte, aber angesichts eines uns weit überlegenen Feindes haben wir hier den Kopf so voll und so viel zu beobachten, daß man kaum Zeit hat, an etwas anderes zu denken, wenn man sich einigermaßen aus der Klemme ziehen will." Den Ministern erschien Hordt für des Königs Absichten auf Schweden so wichtig, daß sie um dieselbe Zeit bei Friedrich anfragen wollten, ob die militärische Sachlage nicht gestatte, den Obersten auf einige Tage zur mündlichen Rücksprache mit ihnen nach Berlin zu beurlauben.[1]

[1] Alle auf Hordt's Betheiligung an dem schwedischen Plane bezüglichen Schriftstücke aus einem Aktenbande des Geh. Staatsarchivs

Nebenbei knüpfte der arbeitskräftige, geistig unruhige Mann fast gleichzeitig noch an verschiedenen anderen Stellen Verbindungen an. Im August 1758 sandte er einen guten Spion zur Nachrichteneinholung über die Streitkräfte und die Stellung des Generals Rumjanzew nach Königsberg[1]; während des ganzen Jahres bediente er sich fleißig der Kundschafter, im December bereiste ein solcher für ihn das Gelände bis Posen.[2] Mit Gesinnungsgenossen in seiner schwedischen Heimat stand er in schriftlichem Gedankenaustausch[3], mit dem preußischen Residenten Reimer in Danzig, selbst mit Leuten, die mitten in dem von den Russen besetzten Ostpreußen lebten, wechselte er Briefe. Meiner Meinung nach, schreibt er anfangs Februar[4], ist es

---

Berlin „Schriftwechsel des Cabinetsministeriums mit dem Generallieutenant Grafen von Hordt", 1759. Der Brief des Königs vom 30. Januar 1759 aus der „Politischen Correspondenz", XVIII, 53.

[1] J'ignore si le général Romanzow a quitté Koenigsberg encore avec son corps, j'ai envoyé un bon espion que j'ai chez moi depuis le commencement de la campagne, pour aller jusque là reconnaître sa position et ses forces. Sitôt qu'il sera de retour j'espère pouvoir faire un rapport plus circonstanné à Votre Majesté. Hordt an den König, Schomberg 23. August 1758. Geh. Staatsarchiv Berlin.

[2] Depuis que je suis ici à Stargardt j'ai envoyé un espion qui a été avec moi toute la campagne par Driesen en Pologne, pour s'informer de ce qui se passe; il assure que jusqu'à Posen ne se trouve aucune partie ou détachement de l'ennemi ... Hordt an den König, Stargard 22. December 1758. Geh. Staatsarchiv Berlin.

[3] Selon les nouvelles assez authentiques que j'ai, je crois que c'est à présent le moment le plus convenable, car jamais la Suède n'a été dans une crise pareille. J'ai communiqué à Monsieur le Général Platen les nouvelles assez intéressantes qui me sont venues tant de la Prusse que des autres endroits où j'ai trouvé moyen d'établir correspondance nécessaire pour les affaires d'ici. Hordt an den König, Stolp 15. Februar 1759. Geh. Staatsarchiv Berlin.

[4] Hordt an den König, Cöslin 6. Februar 1759. Geh. Staatsarchiv Berlin.

höchst nothwendig, den Feind seiner Magazine zu berauben; das wird seine Unternehmungen im nächsten Feldzuge, zu dem es nach den Berichten meiner Correspondenten und Spione wahrscheinlich kommen wird, beträchtlich verlangsamen. Um Danzig marschieren die Russen augenblicklich öfters hin und her, und der Resident Reimer versichert mir, daß sie Absichten auf diese Stadt haben; ich antwortete ihm, daß ein solcher Plan ohne ein geheimes Einverständniß innerhalb der Stadt nicht gelingen könne. Die Russen setzen ihre Truppen in Bewegung, um ihre bei Danzig ankernden Schiffe zu decken. Hätten wir einen tüchtigen Frost bekommen, so würde ich sicher etwas gegen diese Schiffe versucht haben, doch bei dem jetzigen Wetter ist es unmöglich. An zweiter Stelle melde ich, daß es mir gelungen ist, einen geheimen Briefwechsel mit dem Capitän Chambeau von meinem Regiment, der gegenwärtig als Kriegsgefangener in Pillau lebt, anzuknüpfen. Er schreibt mir, Fermor habe bestimmten Befehl erhalten, etwas zu unternehmen. Diese Weisung falle dem General außerordentlich lästig, weil er von den Vortheilen seines großen Sieges bei Zorndorf und dem glänzenden Zustande seines Heeres an den Hof berichtet habe. Daher sei er trotz der üblen Lage, in welcher sich seine Armee in Wahrheit befinde, genöthigt etwas zu wagen, um damit seinem Hofe Sand in die Augen zu streuen. Dies sei auch der Grund zu den schon erwähnten Bewegungen der russischen Truppen, an die sich nach den Chambeau zugegangenen Nachrichten weitere Einfälle und Plünderungen der leichten Truppen in den Grenzbezirken anschließen würden. Chambeau füge hinzu, daß die anderen Generale den Untergang Fermor's geschworen hätten und daß unter allen russischen Oberoffizieren eine starke Animosität herrsche. Wie gut unterrichtet der preußische Capitän trotz seiner Kriegsgefangenschaft in dem abgelegenen Pillau war, ersieht man aus den neuesten russischen Veröffentlichungen über jene Monate. Fermor — wie wir wissen, war er in den ersten Tagen des Februar zur Verantwortung nach Petersburg abgereist — fiel in der That bald darauf den Eifersüchteleien der nationalrussischen Generale zum Opfer und erhielt Ssaltikow

zum Nachfolger. Am Schlusse seines Briefes versichert Hordt, es werde auch durch die übrigen ihm zugegangenen Berichte bestätigt, daß die russische Armee in beständiger Furcht vor den preußischen Truppen lebe. Mit diesem Ausspruche hatte es damals seine volle Richtigkeit.

Am 24. Februar 1759 war General Wobersnow mit 6 Bataillonen und 25 Schwadronen (Maßlowski schätzt sein Corps auf 3500 Mann Infanterie, 1500 Reiter und 12 Geschütze) über die Oderbrücke von Glogau gezogen, hatte Lissa besetzt, den russisch gesinnten Reichsgrafen Sulkowski gefangen genommen, dessen Leibwache aufgelöst und den Polen in einer Proclamation verkündigt, daß er als Vorläufer eines großen preußischen Heeres erscheine. Am 1. März erreichte er Posen, trieb die russischen Vorposten unter Oberst Dahlke bis Znin zurück und zerstörte in Posen, Meseritz, Wronke und vielen anderen Orten die feindlichen Magazine mit sehr beträchtlichen Mengen Mehl und Getreide. Gleichzeitig drang General Platen von Pommern aus bis Friedland in Westpreußen vor und vernichtete daselbst die werthvollen Vorräthe der Russen an Mehl, Graupen und Grütze. Dies kühne Vorgehen der kleinen, vom Gerüchte weit übertriebenen Abtheilungen verursachte bis weit nach Polen und Preußen hinein die größte Bestürzung. Spione berichteten, die Preußen seien 40,000 Mann stark, Oberst Dahlke schrieb, der König folge persönlich hinter der 12,000 Mann starken Vorhut. Aus Warschau und vom österreichischen Agenten Springer wurde gemeldet, Friedrich wolle sich durch Vertreibung der Russen aus Preußen die Hände zur Operation gegen Daun freimachen. Der Gouverneur Korff bestätigte dies und sandte am 12. Februar die Nachricht nach Petersburg, die preußische Armee beabsichtige, die Russen mit Uebermacht anzugreifen. Baron Heinrich von Groß, der russische Gesandte am kursächsischen Hofe, warnte, es sei ein ansehnliches feindliches Corps an der schlesischen Grenze hin gegen Polen und Preußen in Bewegung. Die durch die Zuchtlosigkeit der leichten russischen Truppen zur Verzweiflung gebrachten Landbewohner flohen aus ihren Dörfern in die Wälder und schossen auf die

Kosacken.[1] Bald kam es soweit, daß der Kosackenoberst Orloff in einem Vorpostengefecht bei Neustettin gefangen wurde, weil die Bauern den Rückzug durch das Dorf Soltnitz abgesperrt hatten; dabei wurden, wie der Bericht sagt, „zwei Kosacken wider alle Kriegsregeln mit eisernen Mistgabeln erstochen".

Diese Nachrichten erzeugten in Petersburg große Unruhe. Fermor erhielt unterwegs Befehl zur Umkehr, Frolow wurde von der Conferenz angewiesen, Preußen unter allen Umständen zu halten und im Nothfalle das Land beim Rückzuge aufs äußerste zu verderben. König August III. von Polen bereitete sich schon zur Abreise von Warschau nach Grodno vor. General Frolow verlegte am 11. Februar sein Hauptquartier nach Graudenz; infolge eines Kriegsrathsbeschlusses versammelte sich der Haupttheil der russischen Armee zwischen Thorn und Soldau, ein Kosackenregiment wurde aus Oletzko nach Thorn herangezogen. Das zurückstehende Corps Panin concentrirte sich nach Zurücklassung zweier Regimenter in Königsberg in der zweiten Hälfte des Februar um Heiligenbeil und rückte darauf mit 9 Infanterieregimentern bis Preußisch-Holland, Mohrungen und Osterode vor. Der stellvertretende Oberbefehlshaber entsandte die Brigade Mordwinow schleunigst von Culm nach Thorn, wo er am 5. März persönlich eintraf. An demselben Tage setzten sich „plötzlich" von der königsberger Garnison „über 2000 Mann nach der Schätzung" in Marsch; „indeß der Soldat wollte

[1] Aus Fermor's Berichten an Woronzoff, um die Zeit der Schlacht bei Zorndorf (Maßlowski, II, 42). Reichliche Austheilung von Knuten- und Kantschuhieben war erfolglos geblieben. Der General beantragte in Petersburg Wiedereinführung der Todesstrafe bei der Armee, „weil die leichten Truppen auf keine Weise von der Verwüstung des Landes abzuhalten sind", und befahl den Führern der Patrouillen Bescheinigungen von den Bürgermeistern beizubringen, daß letzteren keine Misbill widerfahren sei. Maßlowski nimmt seine Russen natürlich gegen den „Deutschen" Fermor in Schutz, er dreht den Spieß einfach um und sagt: die Kosaken plünderten, weil die Bauern auf sie geschossen hatten. Ueber die Barbareien der russischen leichten Truppen noch ein Wort zu verlieren, wäre nach Friedrich's Manifesten, nach Hasenkamp, Ostpreußen u. d. D., S. 327—333 u. s. w. höchst unnütz.

absolut nicht gehorchen, sodaß es eine große Unordnung gab. Erst nach Vertheilung von viel Branntwein bequemten sie sich zum Gehorsam".[1] Man kann sich vorstellen, welchen Eindruck es im Hauptquartier hervorrief, als gerade in diesen kritischen Tagen die Meldung Korff's aus Königsberg einging, er habe eine schlaue Unternehmung entdeckt, die darauf abziele, die Festung Pillau aufs äußerste zu gefährden.

So ganz sicher hatten sich die Russen in Preußen nie gefühlt. Infolge der Reden einiger „unbesonnener" Bürger, namentlich eines Bernsteindrehers, die mit Gegenwehr gedroht, wurden schon im April 1758 die Privathäuser in Königsberg nach Pulver durchsucht und Wachen ausgesetzt, um das Läuten der Sturmglocken durch Unbefugte zu verhüten. Nach der Schlacht bei Zorndorf befürchtete Korff eine so rasche Ausbreitung der preußischen Parteigänger, daß er bereits am 29. August Posten zur Beobachtung feindlicher Streifpartien auf dem Thurme der Neu-Roßgärtner Kirche Aufstellung nehmen ließ. Als sich im Februar die ersten Anzeichen von dem beabsichtigten Vormarsche Wobersnow's bemerkbar machten, wuchs die Besorgniß des königsberger Gouverneurs. Am 2. Februar erließ er eine Proclamation, wonach niemand ohne Paß abreisen oder eine verdächtige Correspondenz führen sollte. Zum 14. Februar schreibt Bock in sein Tagebuch: „Man hatte die größte Schwierigkeit, einen Paß zu erhalten und aus den Thoren der Stadt zu kommen; die Spaziergänge waren größtentheils benommen, und man lebte also hier wie in einem Gefängniß." Die Versicherung, der pillauer Vorfall habe das Mistrauen der Russen sehr rege gemacht, ist daher wohl begreiflich.

Pillau war dadurch, daß es die Verbindung der Hauptstadt mit der See vermittelte und die stete Herbeischaffung von Proviant und Kriegsmaterial sicherte, für die Russen von besonderer Wichtigkeit. Die eigentliche Befestigung der durch einen ganz

---

[1] Hordt an den König, Cöslin 22. Mai 1759. Geh. Staatsarchiv Berlin. Der Graf empfing die Mittheilung von einem Augenzeugen, dem unten erwähnten Gerhard.

schmalen Erdstrich mit dem festen Lande zusammenhängenden Stadt stammte aus der Zeit des Großen Kurfürsten. Binnen fünfzehn Jahren hatte er ein fast regelmäßiges bastionirtes Fünfeck mit theils aus Erde, theils aus Mauerwerk aufgeführten Ravelins errichten und den Hauptwall mit einer Faussebraie versehen lassen. Unter Friedrich I. wurden die Werke durch Aufmauerung der Ravelins, Wölbung der Kurtinen, Hinzufügung von Halbmonden erweitert. Im Jahre 1702 entwarf der Major Montargues einen neuen Plan zur völligen Vollendung der Festung, man erbaute drei neue Lünetten und einen Halbmond, regulirte einen Theil des gedeckten Weges und des Glacis und führte den Festungsgräben durch einen mit Brustwehr versehenen Graben Wasser aus dem Haff zu. Von 1713—1722 ließ Friedrich Wilhelm I. zum Schutze des erweiterten Hafens und zur Bestreichung des Haffs ein neues Werk, eine durch einen gedeckten Weg mit der übrigen Festung verbundene Hafenschanze aufführen. Von der Seeseite aus war die Stadt durch die vorgelagerten Sandbänke am Eingange des Frischen Haffs gedeckt. Seit 1727 scheinen die Werke vernachlässigt worden zu sein. Um 1740 wird Pillau zwar noch als Festung gezählt (Königsberg heißt nur „befestigter Ort"), allein beim Einzug der Russen, die später mancherlei für die Ausbesserung der Werke unternahmen, war der Graben der Contregarde König und der des Ravelins Kronwerk bereits durch Flugsand verschüttet.[1]

Hier in Pillau entstand nun gegen Anfang des Jahres 1759 bei einigen, man kann sagen, durch den Zufall zusammengewürfelten Personen der verwegene Plan, die Festung den Russen durch Ueberrumpelung zu entreißen. Ueber die Rechtmäßigkeit ihres Handelns urtheilt der Herausgeber[2] der Wagner'schen „Schicksale" 1789 mit folgenden, etwas an den Geist

[1] Major Hoburg, Geschichtlich-militärische Nachrichten über die Festung Pillau, N. Pr. Prov.-Bl., 3. F., II, 235 fg.

[2] Nach der Skizze „Fünf Jahre in Sibirien" (im Archiv für Post und Telegraphie, 1881, S. 276) hieß er H. Würzer.

der französischen Revolution erinnernden Worten: der Krieg ist ein Proceß zwischen Fürsten, der durch die Waffen entschieden wird. Aber sollen die Völker, auf deren Schicksal es dabei doch eigentlich ankommt, bei einer solchen Rechtssache nicht auch ein Wort mitsprechen? Können die Regenten um Menschen kämpfen, wie um eine Herde Vieh? Wozu dann die Manifeste, worin sie der ganzen Welt die Rechtmäßigkeit ihrer Sache vor Augen zu legen suchen? Welcher Preuße konnte wol an die Gerechtigkeit der russischen Waffen gegen Friedrich II. glauben oder mit dem Verfahren der Russen in den preußischen Staaten zufrieden sein? Wäre es nicht feig und sklavisch gedacht, wenn man denjenigen tadeln wollte, der sich für sein Vaterland und seinen rechtmäßigen Fürsten Gefahren aussetzt? Er wird allerdings, wenn seine Unternehmungen entdeckt werden, von dem Eroberer als erklärter Feind angesehen und als Verräther bestraft werden. Allein wer wird hieraus auf die Gesetzlichkeit dieser Strafe schließen wollen? Gelingt ein solches Unternehmen, so trägt ja der, der es wagte, überall den Ruhm eines Patrioten und von seinem Landesherrn Belohnungen davon.

Nach den Verhörsacten ist der Bau- oder Licenzinspector Karl Ludwig Lange als Urheber des Planes anzusehen. Er stand nicht im besten Rufe, galt als Trunkenbold und eitler Renommist, bekleidete interimistisch die Stellung eines Garnison-Bauinspectors, wurde aber wol wegen seines unzuverlässigen Charakters trotz seiner zwei Jahre lang oft wiederholten Bittgesuche von der preußischen Kammer in Königsberg nicht endgültig angestellt, sondern erhielt nur „einen Theil der Gage auf Abschlag. Mit Hintansetzung seiner allerunterthänigsten Eidespflicht, aus Bosheit", entwarf er ein Project zur Einnahme der Festung, das als bei den (russischen) Acten befindlich bezeichnet wird, uns aber nicht mehr erhalten ist, fertigte einen Plan der Stadt und des Hafens an und übergab beides dem Postmeister Wagner zur Einhändigung an den zu Pillau in Kriegsgefangenschaft lebenden preußischen Capitän von Chambeau. Ferner erbot er sich gegen letztern unter der Bedingung, daß ihm die preußische Regierung ein Lieutenantspatent und das mit dieser

Stellung verbundene Gehalt bewillige, zur Ausführung seines Planes nach allen Kräften mitzuwirken, sich als Spion verwenden zu lassen, von der Beschaffenheit und dem Standpunkte der russischen Truppen Kundschaft einzuziehen und dem Hauptmann darüber Bericht zu erstatten. In der That erkundigte er sich auch bei einer nach Heiligenbeil unternommenen Geschäftsreise nach der Zahl und dem Zustande der dort stehenden Besatzung und ließ dem Capitän Mittheilung darüber zugehen.

Den im Vorstehenden wiederholt genannten Capitän Ludwig Franz von Chambeau[1] kennen wir schon aus Hordt's Brief-

---

[1] Herr Dr. Béringuier machte mich gütigst aufmerksam, daß bei Erman, Mémoires pour servir à l'histoire des réfugiés français IX, S. XLI ein Louis François de Chambaud (die Schreibung wechselt damals noch willkürlich zwischen Chambaud und Chambeau) für das Jahr 1736 als Zögling des berliner Cadettencorps angeführt wird. Dann verdanke ich der Freundlichkeit des Herrn Oberstlieutenants Chambeau den Hinweis auf v. Bonin, Geschichte des Ingenieurcorps in Preußen, worin I, 306 u. 307 die Rangliste des Mineurcorps für 1756 einen v. Chambeau als Premierlieutenant bei der 2. Compagnie mit dem Patent von 1752 erwähnt. Höchst wahrscheinlich ist dies derselbe Chambeau, von dem das namentliche Verzeichniß der Offiziere des preußischen Mineurcorps von 1753—1810 besagt, er sei 1719 geboren worden, stamme aus der Uckermark, habe ein Lieutenantspatent von 1752 und 1758 als Premierlieutenant den Abschied genommen. In demselben Jahre müßte er dann als Capitän im Freiregiment Hordt eingetreten sein. Zu seiner Eigenschaft als Mineur würde auch die weiter unten folgende Aeußerung Wagner's sehr gut passen, daß Chambeau die Zeichnung von Pillau nur „zur Uebung in seinem Metier" entworfen habe. Dem Alter nach — er hätte 17 Jahre gezählt — könnte dieser Capitän sehr wohl der obengenannte Cadet gewesen sein. Bonin (S. 310 u. 67) erwähnt in der Rangliste des Walrawe'schen Pionierregiments für 1742 noch einen Fähnrich von Chambeau, der 1721 geboren war und aus Pommern stammte. Im Jahre 1748 wurden Major von Balbi und die Lieutenants Foris und Chambeau vom Ingenieurcorps zur französischen Armee nach den Niederlanden geschickt; sie sollten alles beobachten, was in ihr Fach schlage, von allen Stellungen, Märschen, Belagerungen Pläne anfertigen und mit kurzen Berichten in Berlin einreichen. Ueber einen Major Alexander v. Chambaud bei den Krockow- und einen Chambaud bei

wechsel mit dem Könige. Während der ganzen Zeit seiner Kriegsgefangenschaft in Pillau blieb Chambeau in brieflichem Verkehr mit seinem frühern Regimentsinhaber und ließ zum Theil recht wichtige Nachrichten an diesen gelangen. Der zwanglose Verkehr, in welchem die preußischen gefangenen Offiziere mit den russischen, meist aus den Ostseeprovinzen stammenden Kameraden lebten, gab für einen unbefangenen und vorsichtigen Fragesteller und oft wol nur für einen aufmerksamen Zuhörer die beste Gelegenheit allerlei zu erfahren. Der Capitän schickte das ihm von Wagner überlieferte Project Lange's und den von diesem gezeichneten Abriß von Stadt und Festung nach eigener Ueberarbeitung des letztern an Hordt ab, erbat sich weitere Verhaltungsmaßregeln und erhielt auch von dem Grafen eine Antwort, die er seinen beiden Mitverschworenen vorlas. In der letzten Zeit vor der Entdeckung des Planes führte er die Correspondenz mit seinem Obersten unter dem Namen Lysander.

Der dritte im Bunde war der Postmeister Johann Ludwig Wagner. Er stand 1759 im Alter von 25 Jahren und war, wie er selber von sich sagt, von nicht schwächlicher Leibesbeschaffenheit. Den Grundzug seines Wesens scheint Eitelkeit und Selbstüberschätzung gebildet zu haben, auch verursachte ihm die Neigung zu jähzornigem, leidenschaftlichem Aufwallen manche bittere Stunde seines Lebens. Mit einer gewissen Bildung, mit Schlagfertigkeit, gewandten Umgangsformen und einem außerordentlich praktischen Sinn ausgestattet, erfreute er sich in Pillau großer Beliebtheit; die russische Sprache hatte er so weit in seiner Gewalt, daß er sich „auf alle Fälle deutlich darin ausdrücken konnte". Wagner war seit einiger Zeit mit einem Fräulein aus Pillau verlobt und lebte damals bei seiner ihm sehr zugethanen einzigen Schwester. Beide hielten eine Art von öffentlichem Tisch, an welchem der vermuthlich im Witwerstande lebende Bauinspector Lange, die gefangenen preußischen, auch manche

---

den Bayreuth-Dragonern gibt Pauli's „Leben großer Helden" mehrfach Auskunft.

russische Offiziere, eine Zeit lang sogar der Commandant von Pillau ihre Mahlzeiten einnahmen. Dieser häufige und intime Verkehr des Postmeisters mit den feindlichen Offizieren diente mit dazu jeden Verdacht abzulenken. Da die nach Fermor's Eintreffen in Königsberg erlassene Verfügung über die Post für Pillau nicht in Kraft getreten war, so blieb Wagner in seiner amtlichen Thätigkeit so gut wie unbehindert. Er beförderte, natürlich unter Beobachtung der größten Vorsicht, wie schon erwähnt Briefe Domhardt's an den König und vermittelte die Correspondenz zwischen Hordt und Chambeau.

Auf diese drei Männer blieb jedoch die Zahl der Theilnehmer nicht beschränkt; sie erweiterte sich allmählich auf mehr als fünfzig Personen, von denen ein Theil in Königsberg wohnte. Chambeau's Freunde in der Hauptstadt waren mit dem Hereinziehen Lange's in den Plan sehr unzufrieden und sandten vergebens Warnungen vor dessen Unzuverlässigkeit nach Pillau. Unter den Eingeweihten wird noch ein wahrscheinlich auch kriegsgefangener preußischer Lieutenant Sturm in Pillau genannt. Daß Domhardt direct um die Sache gewußt hat, ist nicht anzunehmen.

Das russische Publicandum über die Verschwörung verschweigt aus guten Gründen die Einzelheiten des ursprünglichen Lange'schen Planes, und wir würden deshalb nur auf Vermuthungen angewiesen sein, wenn nicht eine Zeile Hordt's in seinem unten angeführten Briefe an den Minister von Finkenstein einen Hinweis böte. Danach sollte die Festung von der Seeseite, vielleicht vom Colberger Hafen aus überrumpelt werden. Vielleicht brachte Graf Hordt den Zeitpunkt für diesen Ueberfall mit seinen oben mitgetheilten Absichten auf die russischen Schiffe vor Danzig in Verbindung. Eine Aeußerung Korff's bei Wagner's erstem Verhör läßt ferner darauf schließen, daß die Verschworenen ihre Pläne auch auf Königsberg, auf eine Erhebung der daselbst im „Nassen Garten"[1] untergebrachten preußischen Kriegsgefangenen

---

[1] „Der Nasse Garten außerhalb des alten Stadtwalles bildet einen Theil der Vorstadt, ist ein halb ländliches, meist aus Wiesen

ausgedehnt haben. Unter den königsberger Mitwissern befand sich der im oder unmittelbar am Schlosse wohnende Baudirector Gerhard, von dem ein Sohn als Offizier im Hordt'schen Regimente stand. Gerhard muß ein durch und durch preußisch gesinnter und ein sehr muthiger Mann gewesen sein. Er reiste im Mai unter falschem Namen mit Lebensgefahr mitten durch die zum Feldzug von 1759 aufmarschirenden russischen Colonnen nach Cöslin zu seinem Sohne und brachte für den Obersten desselben willkommene Nachrichten über Stellung und Stärke der feindlichen Truppen mit. Später vermochte er seinen Widerwillen gegen die Herrschaft der Russen in Preußen einmal so wenig zu bezwingen, daß er zur Haft auf die Feste Friedrichsburg[1] abgeführt wurde. Einem so gearteten Manne ist der Entschluß, die Entscheidung in der Hauptstadt selbst herbeizuführen, auch deshalb zuzutrauen, weil wenige Monate später von den Russen wirklich ein Complot unter den preußischen Kriegsgefangenen in Königsberg entdeckt wurde[2] und weil im Vorjahre

---

bestehendes Terrain, eine Art von Kämmereidorf mit kleinen Etablissements, deren Besitzer sich von Gemüsebau und Milchwirthschaft nähren." v. Hasenkamp a. a. O., VI, 117.

[1] „Den 14. Juli 1760 wurde der Baudirector Gerhard nach der Festung gebracht, weil er sich etwas trotzig verhalten hatte." Bock's Tagebuch a. a. O. II, 145. — „Das Fort Friedrichsburg, ein im veralteten Stile erbautes, vom Pregel und dem Festungsgraben gedecktes Viereck von vier Bastionen, im Westen der Stadt gelegen, auf der Südseite des mitten durch die Stadt fließenden Pregels". v. Hasenkamp, a. a. O. VI, 115.

[2] H. von Helwig (Nachfolger von Treyden und Benckendorf) schrieb, Königsberg 16./27. Juli 1759, an den Gouverneur: „Wenn Korff seinen vorgestern in russischer Sprache gethanen Vorschlag zu approbieren geruhe, daß die Sache wegen des von einigen preußischen Soldaten auf dem Nassen Garten gemachten Complots zur Meuterei in Gegenwart von drei Herren Offiziers untersucht werde, so bitte er Se. Exc. gehorsamst, an das hiesige Hofgericht die Ordre ergehen zu lassen, daß ein Fiscal- oder anderer Justizbeamter von demselben ernannt und bestellt werde, der dieser Untersuchung als Auditeur mit beiwohne, darüber das Protokoll führe, auch das weiter Nöthige dabesorge." Korff erließ den verlangten Befehl noch an demselben

die Stärke der königsberger Besatzung nach dem Abmarsch der Armee an die Weichsel nur gegen tausend Mann betragen hatte.

Auf welche Weise die Pillauer Verschwörung zur Kenntniß der russischen Behörden gelangte, ist nicht mehr genau zu ermitteln. Fest steht nur, daß der Bauinspector den königsberger Gouverneur durch eine Selbstdenunciation von der Angelegenheit unterrichtete. Infolgedessen stempelten alle preußischen Patrioten Lange zum Sündenbock und häuften unmittelbar nach seiner That die gröbsten Beschuldigungen auf seinen Namen; er sollte den Verrath aus Ehrgeiz und gegen das Angebot einer russischen Ingenieurcompagnie begangen haben. Hordt nennt ihn im Mai 1759 einen ungeschlachten Tölpel, bezeichnet ihn direct als Ursache des Unglücks der Verschworenen und meint, er müsse ganz und gar von Korff erkauft gewesen sein. Mit diesen Worten gibt er ohne Zweifel nur die Ansichten wieder, die er kurz zuvor vom Baudirector Gerhard über Lange erfahren hatte und die in der ersten Aufregung über dessen That gewiß von allen seinen Landsleuten getheilt wurden. Allein Korff hat später versichert, daß Lange die Denunciation nur zu seiner Selbstrettung und zwar zu einer Zeit eingereicht habe, wo die russischen Behörden schon anderweitig von der Verschwörung Kenntniß gehabt hätten. Dies erscheint bei der großen Zahl der Mitwisser und bei dem Mangel an Vorsicht, den ihnen selbst Oberst Hordt zum Vorwurf macht, sehr glaubhaft. Gegen die Annahme, daß Lange den ersten Verräther gespielt, spricht ferner überzeugend die später zu erwähnende Aufnahme, die der Bauinspector bei seiner Rückkehr aus der Verbannung in Preußen fand. Wäre er wirklich der einzige Schuldige gewesen und

Tage an das Hofgericht und fügte hinzu, über die Vernehmung solle ungesäumt an ihn rapportiert, wie auch gedachtem Herrn Obristen und Commandanten von Helwig Nachricht gegeben werden. Die Hofgerichtsräthe (für alle zeichnet v. Negelein) antworteten am 28. Juli, sie hätten dem Befehle von gestern gemäß sogleich den substitutum fisci Rabe beordert, der Untersuchung des gemachten Complots als Auditeur beizuwohnen. Alle drei Schreiben im Königl. Staatsarchiv zu Königsberg.

hätte er seine Genossen aus bloßer Habgier ins Elend gestürzt, so würde seiner sicher ein ganz anderer Empfang in der Heimat geharrt haben.

Am 25. Februar 1759 abends 10 Uhr saß der Postmeister Wagner in seiner Wohnung am Flügel und begleitete den Gesang seiner Schwester. Da öffnete sich plötzlich die Thüre, und vor den Ueberraschten standen der russische Major von Wittke, mit dem Wagner bisher „genauen Umgang gepflogen hatte", und der Platzmajor Capitän von Repnin.[1] Als Grund für ihr spätes Erscheinen gaben sie an, der Commandant verlange einen Extrapostwagen mit vier Pferden und wolle den Postmeister selbst darüber sprechen. Wagner weigerte sich dem nachzukommen, bis der Major leise zu ihm sagte: „Bruder, du bist Arrestant, du mußt mit, mache keine Umstände." Da der Postmeister im Laufe des Abends gehört hatte, daß der Bauinspector wegen eines angeblichen Cassendefectes zum Commandanten befohlen worden war, so wurde ihm mit einem Male klar, daß ihr Geheimniß verrathen sein mußte. Er blieb aber äußerlich gefaßt, zog seine beiden Ringe vom Finger und gab sie seiner Schwester mit der Aeußerung: „Lebe wohl, wir sehen uns nicht wieder." Die Unglückliche stürzte bei diesen Worten unter Krämpfen zur Erde; allein man ließ dem Bruder keine Zeit ihr beizustehen, und er hat sie, da sie während seiner Gefangenschaft starb, auch nie wiedergesehen. Vor dem Hause wurde er von einem Commando von hundert Mann in Empfang genommen und geraden Weges nach der Festung gebracht. Beim Uebergang über die Brücken blieben ihm die russischen Grenadiere hart zur Seite, damit er seine Rettung nicht etwa durch einen Sprung in den Graben versuchen konnte. Im übrigen behandelte man ihn unterwegs „mit aller Höflichkeit". Auf der Festung wurde er in die Hauptwache geführt, wo ihm „ein alter Freund", der aus Livland gebürtige Hauptmann v. Wilke,

---

[1] Bei dem Detachement, welches Pillau am 23. Januar 1758 in Besitz nahm, befand sich ein Volontär Fürst Repnin, Adjutant im Preobraschenski'schen Regimente. Maßlowski, II, 35.

den Degen abnahm. Wilke bezeugte ihm herzliche Theilnahme und sagte auf deutsch zu ihm: „Du bist verrathen, liebster Bruder; die Canaille, der Inspector Lange, hat auf das ihm gegebene Versprechen einer Ingenieurcompagnie dem Commandanten alles entdeckt. Der Hauptmann von Chambeau ist auch schon arretirt und sitzt «am faulen Winkel» in der Wache. Biete doch alle Kräfte zu deiner künftigen Vertheidigung auf. Wir werden dir alle bezeugen, daß wir bei unserem Umgange mit dir nie etwas Verdächtiges bemerkt, sondern dich beständig gut russisch gesinnt gefunden haben.“ Nach einstündigem Aufenthalt in der Festung mußte der Arrestant eine „vor dem Thore des Stadtschlagbaums“ haltende, mit vier Extrapostpferden bespannte und von einem Unteroffizier und vier Grenadieren umgebene Miethskutsche besteigen. Um das Schicksal seiner Schwester besorgt, richtete er vorher an den die Escorte befehligenden Hauptmann Knäs von Garzekoff die Bitte, ihn unter Bedeckung noch wenige Augenblicke nach seiner Wohnung gehen zu lassen. „Ich hatte ein sehr schönes spanisches Rohr mit einer Krücke von Porzellan in der Hand; in der Krücke war eine Dose und ein vortreffliches in Gold gefaßtes Perspectiv. Diesen Stock schenkte ich dem Knäs von Garzekoff, um ihn desto leichter zur Gewährung meines Gesuchs zu bewegen. Er nahm das Geschenk ganz höflich an und befahl mir in den Wagen zu steigen. Ich wiederholte meine Bitte, indem ich ihm eine porzellane Dose gab, die mir besonders werth und in der That ein Meisterstück war. Er nahm auch diese, steckte sie ein und machte mir von neuem das Compliment, ich möchte mich in den Wagen setzen.“ In heftigem Schneegestöber ging die Abreise nach Königsberg vor sich, und Wagner war froh, als ihm der mitleidige Thorschreiber von Pillau einen Ueberrock zum Schutze gegen die Kälte lieh. Von den Soldaten nahmen zwei neben dem Kutscher, zwei auf dem Bocke Platz; sie stimmten während der Fahrt fleißig ihre russischen Lieder an. Der Capitän und der Sergeant saßen neben dem Postmeister im Innern des Wagens und verhielten sich unterwegs durchaus schweigsam.

Am folgenden Morgen hielt das Gefährt um 8 Uhr vor

einer Apotheke in der Hauptstadt an. Der Knäs machte bei dem dort wohnenden Brigadier von Stojanoff seine Meldung und übergab den Gefangenen dann dem Commandanten der Festung Friedrichsburg, einem „menschenfreundlichen" Lieutenant von Nolken. Von ihm, wie von verschiedenen sein Schicksal bedauernden deutschen Landsleuten erfuhr Wagner manche Freundlichkeit. In den Räumen der Festung und später des Schlosses, in denen er immer unter strenger Bewachung die Zeit seiner Untersuchungshaft zubrachte, lernte er leider auch die in der allzu zahlreichen Anwesenheit verschiedenartiger lästiger Sechsfüßler bestehenden kleinen Leiden russischer Zustände kennen. In den ersten Wochen seiner Haft speiste er mit dem Commandanten und den auf der Festung verwahrten preußischen Offizieren bei dem Festungsprediger Wagner. Nach seiner Ueberführung auf das Schloß holte ihm täglich ein Soldat das Mittagsessen, gewöhnlich zwei Gerichte, herbei. Der Gefangene verzehrte sie unter Aufsicht eines Offiziers, der ihm nach Beendigung der Mahlzeit „sorgfältig" Messer und Gabel wegnahm und beide dem mitanwesenden Soldaten übergab. Die Auslagen für seine Beköstigung mußte der Postmeister aus eigener Tasche bestreiten; sie betrugen für das Mittagbrot 18 Groschen Preußisch, für eine Portion des damals noch seltenen Kaffee 12, für das Abendessen 9 Groschen. Da er Pillau ganz mittellos verlassen hatte, so vermochte er das zu seinem Unterhalte nöthige Geld nur schwer und nur durch List zu erlangen. Auf dem Wege von der Festung nach dem Schlosse holte ihm der von seinen Bitten gerührte Lieutenant Nolken eine Hand voll Rubel aus dem nahen Hofposthause. Sie hielten indeß nicht lange vor, und Wagner bewog nun einen der wachthabenden Grenadiere durch das Versprechen eines Rubels ihm ein Stück Papier von einem Packet Rauchtabak nach dem Postamte zu tragen. Darauf hatte er mit einem Stück Kohle die Bitte geschrieben, ihm durch den Ueberbringer des Zettels etwas Geld zu schicken. Nach einiger Zeit kehrte der Soldat zurück und steckte die mitgebrachten Rubel unbemerkt unter das Kopfkissen des Bettes. Dem Vermittler bekam der Gang freilich schlecht. Auf die

Anzeige, daß er sich von der Wache entfernt, wurde er sogleich im Hausflur niedergelegt und erhielt im abgekürzten Verfahren 50 Batoggen, d. h. wol Stockstreiche.

Das erste Verhör bestand Wagner etwa vierzehn Tage nach seiner Einlieferung in die Festung. Man hatte weder bei ihm, noch bei Chambeau „das geringste Stückchen Papier" gefunden; daher beschloß er, sich auf ein geschicktes und consequentes Leugnen zu verlegen, und behauptet, dies würde ohne die Schwäche und das unerwartete Geständniß des Capitäns von besten Folgen gewesen sein. Der Gouverneur führte sich bei dieser ersten Vernehmung mit der Frage ein: „Ihn hat der Teufel geplagt ein Project zu entwerfen, daß ich hätte sammt dem Bette können weggeholt werden?" Dann legte er Wagner die Schreibtafel des herbeigerufenen Bauinspectors vor, in welche der Postmeister mit einer Bleifeder den Auftrag für Lange eingeschrieben hatte: Er möchte bei seinem Holzeinkaufe in Heiligenbeil wohl zusehen, ob daselbst Garnison sei, worin sie bestände, ob aus Infanterie oder Dragonern, und wie stark sie wäre. Wagner erkannte seine Handschrift an, stellte aber die ganze Sache als einen harmlosen Scherz hin. Lange, ein wegen seiner Liebe zum Trunke vom Regiment weggejagter ehemaliger Wachtmeister unter den Malachowski'schen Husaren, sei in Pillau gesellschaftlich als eine Art Hofnarr betrachtet worden, mit dem ein jeder seine Späße getrieben habe. Zu den vielen ihm ertheilten lächerlichen Aufträgen habe auch dieser gehört, dies beweise der auf der Gegenseite als Warnung dazu gemalte Galgen. Als Korff an der bezeichneten Stelle der Schreibtafel nur eine verwischte Fläche fand, rief Wagner dem Bauinspector die dreisten Worte zu: „Herr, wenn Sie die eine Post ausgelöscht haben, warum nicht auch die andere? Glaubten Sie sich etwa eine Ingenieurcompagnie damit zu verdienen?" Der über die Hitze des Postmeisters ungehaltene Gouverneur schickte darauf Lange fort und verlangte jetzt genauere Auskunft über die von Chambeau mit der Post an den Grafen von Hordt geschickte Zeichnung. Wagner versicherte, daß er die Briefe des Capitäns wie alle anderen ohne vorherige Eröffnung und Durchsicht abgeschickt, deshalb

auch keine Kenntniß von ihrem Inhalte habe. Auf den Einwand des Generals, daß in Kriegszeiten ein Offizier die abgehenden Briefe vorher durchlesen müsse, erklärte er, von dieser Nothwendigkeit sei er seitens der Commandantur nicht verständigt worden und vorher nie während eines Krieges in Diensten gewesen. Hier unterbrach ihn der General mit dem Ausrufe: „Aber, Herr, das ist ja alles nicht wahr! Der Capitän Chambeau hat ja von dem Grafen Hordt eine Antwort bekommen, die er ihm gewiesen hat, und der Bauinspector Lange hat ja diesen Brief auch gelesen." Wagner mochte auf diesen Vorhalt gefaßt sein und antwortete scheinbar ganz unbefangen: Wenn der Bauinspector, der französisch verstehe, den Brief Hordt's an Chambeau gelesen habe, so müsse das Schreiben doch in der Wohnung des Capitäns gefunden worden sein. Er selber könne nicht französisch, würde also den Inhalt gar nicht verstanden haben. Wäre er in ein Complot verwickelt gewesen, so würde er sich außerdem leicht durch die Flucht über das Haff haben retten können. Hieraus können Ew. Exc. auf meine Unschuld und mein gutes Gewissen schließen. „Ja, Unschuld hin, Unschuld her", war Korff's Antwort, „ich will es schon herauskriegen. Das ist eben eure Canaillerie, ihr habt zu früh Wind bekommen und vermuthlich alles auf die Seite geschafft. Euer . . . König, dem wir doch das Ziel stecken werden, er mag anfangen, was er will, hat lauter solche halsstarrige Unterthanen. Aber wartet nur, ihr kennt unsere Procedur noch nicht, wir werden euch die Künste schon abfragen." Hierauf ließ er dem Gefangenen, freilich ohne Ergebniß, die Taschen durchsuchen, griff in der Aufregung selbst nach Wagner's Uhrkette, riß die Uhr heraus und übergab sie dem mitanwesenden Commandanten der Festung. Ich habe sie seitdem nicht wieder gesehen, bemerkt ihr Besitzer wehmüthig dazu.

In der vergeblichen Hoffnung, dem von ihm getrennt gehaltenen Capitän dadurch Nachricht zugehen zu lassen, trug der Postmeister beim Mittagstische den anderen Gästen den Verlauf dieses ersten Verhörs vor. Dabei fand er auch Zeit und Gelegenheit den Festungsprediger Wagner bei Seite zu nehmen

und ihm einen Auftrag an den Präsidenten Domhardt zu ertheilen: Domhardt solle nur ruhig sein und sich völlig auf ihn verlassen. Es sei bei ihm kein Blatt Papier gefunden worden; die bewußte Sache (damit kann nur die von Wagner ausgeführte Beförderung der Briefe Domhardt's an den König gemeint sein) würde gar nicht zur Frage kommen, da niemand im geringsten darum wüßte. Der Prediger, setzt Wagner hinzu, muß diesen Auftrag ausgerichtet haben, denn der Gouverneur hatte immer viel Vertrauen zu dem Präsidenten, und Herr von Domhardt ging seinen Gang ruhig fort, jedoch mit weit mehr Behutsamkeit als vorher. Einige Tage später wurde Wagner unter Bedeckung von zwölf Soldaten abends 9 Uhr von der Festung auf das Schloß gebracht.

Hier bestand er nach etwa vier Wochen (also um den 10. April) ein zweites Verhör vor Korff und dem Hofrath v. Klingenberg (Staatsrath von Klingstädt?). Der Gouverneur ließ es dabei weder an Drohungen, noch an Hinweisen auf die Gnade seiner großen Kaiserin fehlen; von letzterer, äußert Wagner in seiner sarkastischen Art, schwatzte er mir so viel vor, daß ich bald hätte glauben sollen, ich würde mit ehestem eine russische Armee commandiren. Da aber der schlaue Postmeister schon an der Art der Fragestellung herausfühlte, daß sein Mitgefangener noch nichts gestanden hatte, so blieb er bei seinem beharrlichen, von einem guten Gedächtniß unterstützten Leugnen. Mit den Worten: „Das ist ein hartnäckiger Teufel" schloß Herr von Korff das wiederum ergebnißlose lange Verhör. Bedenklicher schien ein dritter Besuch der beiden Herren, der etwa einen Monat nach der zweiten Vernehmung stattfand; diesmal folgte ihnen „ein Kerl mit einer Knute". Korff meinte, mit diesem Mittel verstehe man in Rußland alle Hartnäckigkeit zu bezwingen, und der Gefangene müsse die Anwendung desselben allein seinem Starrsinn zuschreiben. Mir ward freilich bei diesem Anblick nicht wohl zu Muthe, versichert Wagner, doch ich tröstete mich, daß man in Rußland bei Deutschen dergleichen Mittel niemals braucht, und sah diese Anstalten für eine leere Drohung an. Als ehrliebender Deutscher erwiderte ich mit einiger

Heftigkeit: „Befehlen Ew. Excellenz nur, was ich sagen soll, ich werd' es gewiß thun und noch weit mehr, als so eine unmenschliche Handlung erzwingen kann. Allein es wird aus Furcht vor Beschimpfung geschehen, und meine Aussagen werden kein wahres Wort enthalten." Auf diese für seine Lage nicht ungeschickt gewählten Worte hin ließ der Gouverneur die Knute wegtragen und antwortete, indem er den Gefangenen zum ersten Male in der zweiten, statt wie bisher in der dritten Person anredete: „Nein, Sie müssen gutwillig die Wahrheit sagen und was Sie gesagt mitunterschreiben."

Noch immer standen also Wagner's Aussichten günstig. Da vernichtete acht Tage später das auf Ehrenwort abgegebene und auf ein Quartblatt niedergeschriebene Geständniß des Capitäns all' seine Hoffnungen. Jetzt blieb ihm nichts übrig, als mildernde Umstände für seine Betheiligung geltend zu machen. Er ließ in das Protokoll einfügen: Um zu beurtheilen, ob des Herrn von Chambeau Arbeit schädlich sein könne, sei er zu wenig unterrichtet gewesen. Der Capitän habe ihm versichert, daß er sie nur zum Zeitvertreib, zur Uebung in seinem Metier unternehme. Deshalb hoffe er, daß man ihn nicht als Mitschuldigen für eine Arbeit ansehen werde, die er nicht selbst verfertigt.

Ueber Lange's und Chambeau's Vernehmung verlautet weiter nichts, als was wir aus dem Wagner'schen Verhöre erfahren. Bei dem offenen Bekenntniß des Bauinspectors wird eine besondere Untersuchung kaum nöthig geworden sein. Chambeau wurde in Ketten auf dem Schlosse verwahrt gehalten und mußte seinen Lebensunterhalt mit täglich nur vier Groschen aus eigenen Mitteln bestreiten. Sein Geständniß, welches ihm Wagner mit Unrecht zum Vorwurf macht, ist gewiß durch die ihn sehr belastenden Aussagen Lange's mit veranlaßt worden. Graf Hordt bat die Minister Podewils und Finkenstein aus dem Felde sich für den Hauptmann zu verwenden; inmitten der Russennoth des Jahres 1759 wird dies aber wol kaum geschehen sein.[1]

[1] Die Nachrichten über Wagner's Verhaftung, Verhöre und späteren Erlebnisse stammen aus dem 1789 veröffentlichten, mit dem

Korff schickte die Aussagen der Angeklagten nach Petersburg, und die Kaiserin überwies die Acten dem Justizcollegium der

---

Porträt des Postmeisters versehenen Buche über seine „Schicksale während der unter den Russen erlittenen Staatsgefangenschaft". Die auf die Pillauer Verschwörung bezüglichen Abschnitte desselben stimmen, wie schon Hasenkamp, Ostpreußen unter dem Doppelaar, S. 374, hervorhebt, mit dem offiziellen russischen Publicandum und, wie ich nach eigener Prüfung bestätigen kann, auch mit den preußischen Acten in allen thatsächlichen Momenten überein. Er hat übrigens darin nicht alles aufgenommen, was er über die Sache wußte. S. 211: „Von der Ursache seiner Gefangenschaft hielt er nicht für rathsam mehr zu sagen, als was aus den eingerückten Verhören erhellet." Dazu bestimmten ihn wol in erster Linie Rücksichten auf die noch lebenden Mitglieder und Mitwisser des Planes. Unter den Subscribenten auf sein Buch befinden sich der noch zu erwähnende Spediteur Seiff in Pillau und besonders „Generallieutenant Graf von der Hordt, Exc." Der letztere geht in seinem 1784 verfaßten und 1788 zu Berlin gedruckten „Mémoires d'un gentilhomme suédois" mit auffälligem Stillschweigen über die ganze Pillauer Angelegenheit hinweg. Die über die absichtliche Weglassung von gewissen Vorgängen angeführten Worte Wagner's könnte man vielleicht auch auf die noch unbekannte oder wenigstens sehr zweifelhafte Entdeckungsart des Complots beziehen. Anders steht es mit dem Wagner's Ueberführung nach Sibirien, seinen Aufenthalt daselbst und seine Rückkehr behandelnden Theile des Buches. Diese dreißig Jahre nach den wirklichen Erlebnissen des Verfassers niedergeschriebenen Erinnerungen enthalten offenbare Zusätze, Widersprüche und Uebertreibungen, die aus den wirren Eindrücken eines ihm fremden Landes und aus oft wiederholten, zuletzt selbst geglaubten Erzählungen über seine Schicksale entstanden sein mögen. Nur auf sie kann es sich beziehen, wenn Schubert, der Herausgeber von Bock's Tagebuch, äußert (a. a. O. II, 70) Wagner habe seine Staatsgefangenschaft nicht ohne Untermischung der Dichtung mit Wahrheit beschrieben. Aus diesen Gründen habe ich im Texte von diesem Theile des Buches sehr vorsichtig Gebrauch gemacht. Der Herausgeber der Wagner'schen Aufzeichnungen bemerkt S. 212, das Publikum werde den Verfasser als einen Mann von Ehre beurtheilen, der weder auf ausgebreitete Kenntnisse in der Erdbeschreibung und Naturgeschichte, noch auf Gelehrsamkeit Anspruch mache. In Bezug auf Geographie ist dies durchaus richtig. S. 180 liefert W. folgende schöne Leistung: „Der Irtisch kommt von der tartarischen Linie her, Katharinenburg vorbei, wo er sich in zwei Arme theilt, wovon der eine unter dem

liv- und esthländischen Affairen zur Urtheilsfällung. Das Urtheil besagt, daß „die Bösewichter" folgende Entschuldigungen zur Verringerung ihres Verbrechens vorgebracht hätten. Lange habe angeführt, daß er dem General von Korff selbst schriftliche Anzeige von dem Complot gethan. Dies könne ihm jedoch zu keinem Behelfe gereichen, weil die Anzeige erst zu einer Zeit geschehen sei, wo der Gouverneur schon von anderer Seite

---

Namen der Wolga nach Kasan zu, der andere, Irtisch genannt, an der Stadt Tobolsk dicht vorbei und in den Tara fließt. Dieser letzte Fluß ergießt sich in den Tomm, welcher sich mit dem Jenissei vereinigt."

Graf Hordt schrieb, Cöslin 17. Mai 1759, an den Staatsminister von Finkenstein: „Le Schlosshauptmann (in einem Briefe an den König nennt ihn der Oberst architecte du château) Gerhard de Koenigsberg ayant un fils dans mon régiment est venu sous un nom étranger le voir. C'est de lui que nous avons tiré les meilleures connaissances sur la situation des Russes et avec beaucoup d'autres particularités leur juste force; il ajoute la terreur pour les troupes du roi être inexprimable. Du même Gerhard j'ai aussi eu juste connaissance touchant le capitaine Chambeau et le lieutenant Sturm; le premier est au fer dans le château à Koenigsberg avec le postmeister Wagner de Pillau sans pouvoir parler à personne et réduit à vivre pour 4 gros. par jour de son propre argent, c'est un horrible traitement et mérite vraiment des répressailles, le dernier a su se tirer un peu plus d'affaire, de sorte qu'il n'est pas au fer, mais pourtant gardé de vue au château. C'est le licentinspecter à Pillau, un grand lourdeau qui a été ci-devant dans les «Guarde», qui doit être cause de leurs malheurs, ayant découvert (im Original steht découvri) au général Korff qu'ils ont fait un plan de Pillau et en correspondance avec moi, comment surprendre cette place par eau. Leur imprudence a été assez grande de mettre cet homme dans le secret qui doit être entièrement dans les intérêts de Korff et dont ils ont été même avertis d'avance de Koenigsberg sans y faire réflexion. J'ai cru devoir marquer encore cette nouvelle en conséquence de l'information que V. Exc. conjointement avec Son Exc. Mons. le Comte de Podewils ont exigé de moi, et je supplie en grâce s'il y a moyen de tirer ce digne capitaine Chambaud de la misère où il se trouve par son zèle, quoique par un peu d'imprudence..." Geh. Staatsarchiv Berlin.

darüber Nachricht erhalten hätte. Lange habe wol begriffen, daß ihr Vorhaben nicht länger verschwiegen bleiben könne, er habe seine Anzeige nicht aus Reue und bei dem Anfange der Sache, sondern nachdem er alles was in seinem Vermögen stand dabei gethan und in der betrügerischen Absicht eingereicht, daß ihm sein Bekenntniß vielleicht zum Guten angerechnet werde. Der Capitän Chambeau wolle sich nur in der Absicht an dem Complot betheiligt haben, um den Nutzen seines Herrn, bei welchem er in Diensten stünde, zu befördern. Allein durch sein Vorgehen habe er nicht nur sich selbst eines Verraths theilhaftig gemacht, sondern auch Ihrer Kaiserlichen Majestät Unterthanen zu einem solchen boshaften Vorhaben aufgemuntert, sich vorsätzlich um den kaiserlichen Schutz gebracht und der auf eine so schändliche That gesetzten Strafe freiwillig unterworfen. Selbst ein bei einem fremden Hofe accreditirter Minister könne von dem Souverän, an dessen Hofe er beglaubigt sei, als Verräther bestraft werden, wenn er sich auf gewisse, dem Herrscher nachtheilige, auf Verrath und Aufruhr abzielende Sachen einlasse. Um wieviel mehr ein Kriegsgefangener, dem der Sieger nur aus Gnade das Leben schenke! Wagner gebe vor, daß er sich nur aus purer Einfalt vergangen. Dieser vorgeschützte Mangel an Einsicht sei indeß seinem bei der Sache selbst bezeigten Verfahren nicht gleichförmig und also offenbar nur affectirt, weil ein jeder sehr leicht begreifen könne, was einem Reiche für Schaden und Nachtheil aus einem Verrathe erwachsen müsse. „Es hat also das Justizcollegium der liv- und esthländischen Sachen für Recht erkannt, daß obgedachte Verbrecher wegen begangenen Criminis Lesae Majestatis und Hochverraths mit der auf eine solche böse That nach Ihro Kaiserlicher Majestät, besonders aber auch nach den Gesetzen des Königreichs Preußen gesetzten Lebensstrafe, und zwar ihnen zur Büßung ihres Verbrechens, anderen aber zur Warnung mit dem Viertheilen zu belegen sind, ihr sämmtliches beweg- und unbewegliches Vermögen aber zu confisciren ist, zu welcher Strafe der Viertheilung und Confiscation alles beweg- und unbeweglichen Vermögens solche denn hiermit auch verurtheilt werden. Ob nun zwar

diese Uebelthäter für ihre Treubrüchigkeit und verrätherisches Vorhaben die ihnen zuerkannte Todesstrafe wohl verdienet, so haben dennoch Ihro Kaiserliche Majestät nach Dero weltbekannter Menschenliebe und angeborenem allerhöchsten Erbarmen ihnen solche allergnädigst zu erlassen und dagegen nur allerhöchst anzubefehlen geruht, dieselben nach Sibirien zu verschicken, mit der allergnädigsten Erlaubniß, wenn jemand von ihnen Frau und Kinder hat und solche mit sich zu nehmen verlangt, daß ihm solches freigelassen werden solle; wie denn auch Ihro Kaiserliche Majestät aus allerhöchstem Mitleiden gegen letztere deren sämmtliches Vermögen, welches nach der höchsten Billigkeit der Confiscation unterworfen wäre, davon allergnädigst befreien und selbige mit dem Besitz und Genuß desselben so nach wie vor allerhöchst begnadigen."[1]

[1] Aus dem „auf Befehl Ihro Kaiserlicher Majestät Elisabeth Petrowna, Kaiserin und Selbsthalterin aller Reußen" in Folio zu Königsberg gedruckten russischen Publicandum, „damit ein jeder Einwohner dieses Königreichs sich solches zur Warnung dienen und sich bei Vermeidung der schwersten Strafen in dergleichen schändliche Handlungen nicht einlassen möge, signatum Königsberg 17./28. Juni 1759, Nicolaus Korff, Ritter vom Weißen Adler, St. Alexander-Newski- und St. Annen-Orden". Königliches Staatsarchiv zu Königsberg. Der Zufall wollte es, daß der im Juni noch weit aus dem Bereiche russischer Macht befindliche vierte Hauptschuldige, Graf Hordt, im Laufe des Jahres ebenfalls in Korff's Hände gerieth und dasselbe königsberger Schloß zum Aufenthaltsort angewiesen bekam, in welchem vor ihm Lange, Chambeau und Wagner als Gefangene geweilt hatten. Hordt wurde am 5. September 1759 in einem Vorpostengefecht zwischen Trebatsch und Waldow von Kosacken gefangen genommen. Er befürchtete jetzt das Schlimmste, was ihn treffen konnte und was den sicheren Tod für ihn bedeutet hätte, die Auslieferung an die Schweden und schrieb noch denselben Tag aus dem russischen Lager bei Lieberose an Friedrich den Großen: „En allant reconnaître aux postes avancées j'ai eu le malheur d'être pris par la faute de la garde qui ne fit aucune résistance, le lieutenant Block de Belling et 14 hussards sont aussi prisonniers. C'est dans cette occasion que je me jette aux pieds de Votre Majesté pour la supplier de ne pas m'abandonner. Un seul mot de Sa part au général Soltikow est l'unique moyen pour me mettre à couvert des

Am Vormittag des 25. Juni verkündete der Gouverneur den Gefangenen das Urtheil und fügte als schönes Zeugniß für seinen Charakter der Verlesung sogleich den Trost hinzu, daß sie beim Friedensschlusse gewiß „wieder ausgelöst" werden würden. Nach Empfang eines von einem Ungenannten, aber jedenfalls von preußischer Seite herrührenden Beutels mit 200 Reichsthalern, mußte Wagner am 8. oder 9. Juli abends 9 Uhr mit seinen beiden Genossen auf Leiterwagen und unter militärischem Geleit die Reise nach Pillau antreten. Während des dreiwöchentlichen Aufenthalts in der Hafenstadt gelang es ihm

---

accidents qui pourront sans cela m'arriver vis-à-vis des Suédois. Le général Tottleben chez qui on m'a fait débuter m'a permis d'écrire. Ayez à présent pitié de moi, Sire . . ." (Geh. Staatsarchiv Berlin. Des Königs Antwort steht in den erwähnten „Mémoires d'un gentilhomme suédois" gedruckt.) Bock äußert sich in seinem Tagebuch über ihn: „Es wurde im Anfange des November dem Verlauten nach der von den Russen gefangen genommene vormals schwedische General Hordt nach Königsberg gebracht und auf dem Schlosse inhaftirt. Man brachte ihn nach Petersburg, und es ging die Rede, als sollte er den Schweden ausgeliefert werden, wo er an einem gewissen Verbrechen theilhätte." Hordt wurde zwar streng bewacht, aber von Korff, der den Antheil des Grafen an der Pillauer Verschwörung mit völligem Stillschweigen übergangen zu haben scheint, gütig und mit Zuvorkommenheit behandelt, dann auf vierzigtägigem Fußmarsch nach Petersburg geführt und dort 25 Monate lang in enger, geisttödtender Haft in der Peter-Paulsfestung gehalten. Die „große Landgräfin" Karoline von Hessen-Darmstadt schrieb am 11. Februar 1762 aus Buxweiler an ihren Gemahl Ludwig IX.: „Je ne sais si c'est le même courrier qui a conté à Berlin que, si Pierre III. était monté trois jours plus tard sur le trône, que le comte Hordt eût perdu la tête, mais ce prince l'a tout de suite fait remettre en liberté" (Walther, Briefwechsel der Landgräfin Karoline, II, 53). Bülau, VII, 210 fg., gibt an, daß Friedrich II. den Grafen 1763 zum Generalmajor, 1771 zum Generallieutenant ernannt habe; 1776 sei er Gouverneur von Spandau geworden und 1798 gestorben. In den Jahren 1767—79 besaß Hordt das Gut Sacrow in Osthavelland, 1784 war er Besitzer von Leuthen im Kreise Lübben, welches durch Verheirathung seiner Tochter und durch Erbschaft später an die Grafen Häseler kam.

durch Bestechung des wachthabenden Unteroffiziers (er verwandte einige Achtgroschenstücke dazu) sowie durch Vermittelung des Spediteurs Seiff und eines Beamten aus dessen Comptoir Namens Laing einen später durch die danziger Post beförderten Brief an den König zu schreiben, worin er „kürzlich den ganzen Verlauf der Sache" schilderte und um seine Auslösung beim Friedensschlusse bat. Die Weiterbeförderung geschah gegen Ende Juli von Pillau aus auf einem alten, von den Russen gekaperten stettiner Segelschiffe und in Gesellschaft von 150 verwundeten russischen Soldaten. Bei der Abreise bezeugten die Einwohner Pillaus ihre Theilnahme an dem Schicksale der Unglücklichen durch Ueberreichung von Geschenken aller Art, namentlich von Lebensmitteln. Die wochenlange Fahrt bis Riga gab den Deportirten den ersten Vorgeschmack von den Bitternissen, die ihrer warteten. Die russischen Seeleute wagten sich mit dem lecken Schiffe nicht auf die hohe See, Gewitter und Stürme überfielen die Reisenden und warfen die Verwundeten im Schiffsraume durcheinander; in den schlimmsten Augenblicken mußten auch die Gefangenen mit an die Pumpen treten.

Nach ihrer Ankunft in der Festung Dünamünde verstrichen abermals Wochen, bis der Befehl zur Weiterreise anlangte und die zu ihrer Aufnahme bestimmten Kibitken zur Stelle waren. Die zum Geleit der Verbannten befohlenen Soldaten waren bei der Aussicht auf den langen, beschwerlichen Weg ins Innere des weiten Reiches mit ihrem Auftrage natürlich wenig einverstanden. Auch Graf Hordt erzählt, daß die Offiziere seiner Escorte offen über ihr Commando geklagt hätten. Den Zug der drei Pillauer befehligte „ein ganz roher Hauptmann Iwan Mikieferitsch", der den Gefangenen selbst die kleinsten Erleichterungen, wie Wassertrinken unterwegs, Wechseln der Wäsche u. a., nur gegen Zahlung verhältnißmäßig hoher Summen gestattete. Eine Zeit lang regnete es unaufhörlich, das Wasser drang durch die Bastmatten der Kibitken und durchnäßte die als Unterlage dienenden Betten; von den beiden „quer über dem Seitenbaum auf der Decke" sitzenden Soldaten verschleppte sich Ungeziefer ins Innere. „Es mochte zu Anfang des October sein", als

sie in Moskau eintrafen. Von Pillau bis Riga hatten Wagner und Chambeau kein Tractament erhalten und aus Rücksicht auf die ihnen während der Fahrt verstattete Freiheit der Bewegung auch keins verlangt; Lange war auf dem Schiffe von dem Capitän verpflegt worden. Jetzt erhielten sie, wie vorher in Dünamünde und später in Tobolsk, auf zwei Monate voraus ein tägliches Verpflegungsgeld von 20 Kopeken — 6 Groschen nach damaligem preußischem Gelde — in lauter kupfernen Fünfkopekenstücken ausgezahlt und benutzten es zum Ankaufe von Vorräthen für die Weiterreise. Auf ihr berührten sie nach Wagner's Angabe Kosmodemjansk an der Wolga, Solikamsk und nach Ueberschreitung des Ural Werchoturje und Tjumen. Im November gelangte das Commando in ein tartarisches Dorf „nicht weit von dem Irtisch, sieben Werst diesseits Tobolsk". Der Fluß ging stark mit Treibeis, und es mußte daher zur großen Freude der Preußen ein Aufenthalt von acht Tagen genommen werden. Wagner fand die freundlichste Aufnahme bei den Tartaren, die seine und Chambeau's Kunst auf der Flöte und im Schachspiel bewunderten. Während des Ueberganges über den Strom gerieth der Postmeister mit dem Führer der Escorte in einen Wortwechsel. Der russische Hauptmann schlug mit dem Stocke nach ihm und traf ihn an seine „Pudelmütze"; darüber erzürnt, faßte er seinen Gegner an der Brust und warf ihn rittlings auf das Eis. Zwar rief nun der Hauptmann zwei seiner Soldaten zu Hülfe, aber da auch Chambeau zu Wagner's Beistand herbeieilte, so fügte sich der Russe und ging „ruhig und höflich" neben den beiden Deutschen über den Fluß. Gleich nach der Ankunft in Tobolsk wurde durch einen Major und einen Adjutanten ein Verhör über den Vorfall abgehalten, und der russische Hauptmann erhielt, hauptsächlich auf das Zeugniß der mit seiner Strenge unzufriedenen Soldaten hin, Unrecht. An seine Stelle trat ein munterer, gutherziger Fähnrich Iwan Alexandrowitsch, mit dem Wagner, nunmehr allein, „eine vergnügte Fahrt" antrat. Der Schlitten blieb offen, unterwegs wurden die Geistlichen besucht, die Sotniks der Dörfer lieferten die Lebensmittel unentgeltlich. Ueber Tara erreichten sie nach

Ueberschreitung der einige hundert Werst breiten Wüste Baraba Tomsk und am Tage vor Fastnacht 1760 (nach dem neueren Kalender am 17. Februar) Jenisseisk. Ein Versuch, von hier aus mit Schlitten den Strom abwärts zu gelangen, misglückte; die Fortsetzung der Reise erfolgte erst am 8. Juni 1760 unter Führung des Lieutenants Simon Simonowitsch auf einer Sudnick genannten, mit Verdeck und Kajüte versehenen Art von Flußschiff. Im Juli kam Wagner endlich in Mangasea, dem Orte seiner Bestimmung, an. Es ist die heute Turuchansk genannte, an der Mündung des Turuchan und der Schwarzen oder Unteren Tunguska in den Jenissei fast unter dem nördlichen Polarkreise liegende, vom Einflusse des Jenissei in das nördliche Eismeer etwa noch siebzig Meilen entfernte Ortschaft. Der damals gegen 60 hölzerne Häuser zählende, von „Kosackenfamilien", die im Dienste der Krone standen, bewohnte ärmliche Flecken lag mitten zwischen Wäldern und Bruchland auf einem Hügel hart am linken Ufer des Turuchan. Vom Tage seiner Ankunft an erhielt er statt 20 Kopeken, wie bisher, als tägliches Verpflegungsgeld nur noch 10 Kopeken, von denen er seinen Unterhalt zu bestreiten hatte.

Am wenigsten von allen drei Gefangenen erfahren wir über Capitän von Chambeau. Er war beim Abschied aus der Heimat mit geringen Mitteln versehen, hielt unterwegs mit Wagner gute Kameradschaft und legte den Weg bis Tobolsk mit ihm zusammen zurück. Hier wurden beide gleich nach der Ankunft voneinander getrennt, und Wagner erfuhr am andern Morgen auf seine Frage, Chambeau würde ebenso weit wie er, aber an einen andern Ort gebracht werden. Auf des Capitäns Bitte schickte ihm der Postmeister noch zwei Hemden, eine „scharlachene Weste mit Gold" und 50 Thaler zu, ließ sich vorsichtigerweise auch, ob zur eigenen Sicherheit oder aus Mistrauen gegen den Geld und Sachen befördernden russischen Offizier, eine Empfangsbescheinigung zurückbringen. Wo Chambeau die Zeit seiner Verbannung in Sibirien zugebracht hat, ob und wann er nach Preußen zurückgekehrt ist, ließ sich nicht mehr feststellen.

Der Bauinspector Lange spielte, wol zumeist wegen des auf

ihm ruhenden Verdachts der Verrätherei, auf dem Wege nach Sibirien eine traurige Rolle. Schon in der königsberger Citadelle hatte er seine reinliche und gut tapezierte Stube zu Gunsten Wagner's gegen dessen von Ungeziefer bevölkertes Zimmer räumen müssen. Während der Ueberfahrt nach Riga gewahrte ihn der Postmeister einmal in einem ganz finstern Verschlage unter der Cajüte des Schiffes. Auf der Landreise kümmerten sich die Genossen seines Unglücks nur ausnahmsweise um ihn; während des Aufenthalts in dem Tartarendorf am Irtisch speiste er mit dem russischen Capitän, von dem sich die beiden anderen Preußen in selbstbewußter Weise fernhielten. In Tobolsk wurde er gleichfalls von seinen Landsleuten getrennt; wohin man ihn brachte, ist nicht bekannt geworden.

Friedrich II. muß gleich nach dem Hubertusburger Frieden (wenn nicht schon früher) in Petersburg Schritte für die Befreiung der Gefangenen gethan haben. Lange schreibt am 14. Januar 1764 aus Königsberg an ihn: „Euer Königlicher Majestät mächtiger Arm hat auch[1] mich am letztverwichenen 28. Mai anni praeteriti aus meinem fast fünfjährigen sibirischen Exilio und dem damit verknüpft gewesenen höchst traurigen Zustande gezogen, und am 10. dieses bin ich wiederum in der hiesigen Hauptstadt angelangt." In sehr schwülstiger Weise spricht er als Dank „seine devotesten Wünsche für des Königs Wohl aus und extendirt selbige auch auf die Väter des Vaterlandes, die durch ihre großmüthige Bemühung an seiner Befreiung mitgearbeitet haben." Er bittet ferner um eine baldige allergnädigste Versorgung, weil er von allem entblößt sei, was er zur nothdürftigen Unterhaltung seines eigenen Lebens, wie zur Vorsorge für seine durch die lange Abwesenheit des Vaters ganz ohne Erziehung gebliebenen unglücklichen Kinder brauche. „Die unverbrüchlichste Treue und ein unermüdeter Eifer, den Himmel für Ew. Königl. Majestät ewig dauerndes Glück und Wohlfahrt anzuflehen, soll die einzige Beschäftigung sein, in

[1] Daraus könnte man vielleicht schließen, daß Capitän Chambeau schon vorher zurückgekehrt war.

welcher ich meine Tage beschließen werde.“ Am 20. Januar schrieb die königsberger Regierung (mit der Randbemerkung: expediatur gratis, est pauper) an die preußische und litauische Kammer, Lange meritire bei den angezeigten Umständen ein billiges Mitleiden, weshalb die Regierung den Kammern dienstlich anheimstelle, ob nicht selbe den Supplicanten bei nächster vorfallender Gelegenheit zu einer seiner Capacité gemäßen Function wieder zu befördern belieben wollten. Die königsberger Kammer, unterzeichnet an erster Stelle von Domhardt, erwiderte am 30. Januar, Lange habe sich schon vorher bei ihnen gemeldet, und es sei seiner Versorgung wegen bereits unterm 26. Januar nach Hofe berichtet worden. Die litauische Kammer antwortete (Gumbinnen, 1. Februar), sie habe auf die Intercession der Regierung dem hiesigen Landbaumeister Tarrach aufgegeben, Lange je eher, je lieber auf eine convenable Art unterzubringen, damit er wenigstens vor der Hand sich den nöthigen Lebensunterhalt verschaffen könne; die Regierung möchte ihn demnach anweisen, sich an den gedachten Landbaumeister zu wenden. Die weiteren Schicksale des Bauinspectors liegen im Dunkeln.[1]

Wagner erhielt die Nachricht von seiner Befreiung am 20. Juni 1763 „zu seiner großen, ja unaussprechlichen Freude“; es wurde ihm ein Ukas vorgelesen, wonach er durch ein Militärcommando bis an die Grenze von Kurland gebracht werden sollte. Im August gelangte er nach Jenisseisk und legte nun fast denselben Weg zurück, den er auf der Hinreise nach Mangasea eingeschlagen hatte. Im November war er in Tobolsk und will während seines achttägigen Aufenthalts daselbst Gast des eben aus Petersburg gekommenen neuen Gouverneurs, des Gardemajors Tschescherin, und des Obercommandanten von Fürstenberg gewesen sein. Durch einen von Tobolsk nach Petersburg abgehenden Kurier bat er den preußischen Gesandten Grafen Solms schriftlich um Besorgung des Reisegeldes durch Kurland und Preußen, weil seine Verpflegung durch die russi-

[1] Die vier auf Lange's Heimkehr und Versorgung bezüglichen Schreiben aus dem Königlichen Staatsarchiv zu Königsberg.

schen Behörden nur bis an die Grenze von Kurland gehe. Auf der Weiterreise nahm er in Kasan das Quartier in Augenschein, in welchem während des Siebenjährigen Krieges drei preußische Offiziere, darunter Major von Kuhnheim und Capitän von Collrep, als Gefangene gewohnt hatten. Moskau erreichte er im December und vergnügte sich in der großen Stadt mit ihren reichen Magazinen acht Tage lang; seine „inständige" Bitte, über Petersburg weiterfahren zu dürfen, wurde ihm von dem Gouverneur streng abgeschlagen. Für die Strapazen seiner Reise entschädigte ihn der Empfang, den er in der Hauptstadt Livlands fand, vollauf; der Statthalter von Bruhn lud ihn zu Tische, und die Kaufmannschaft bereitete ihm eine Woche hindurch „die höflichste und liebreichste Aufnahme". In Riga fand er auch die aus Tobolsk erbetene königliche Anweisung vor; Herr Wale, Chef des englischen Bankhauses Fraser u. Wale, zahlte ihm eine Reiseunterstützung von 300 Rubeln aus. Für 60 Rubel brachte ihn ein Fuhrmann bis Memel. Von da fuhr er über das Kurische Haff nach Schaaken und traf bis auf den Tag genau fünf Jahre nach seiner Verhaftung, am 25. Februar 1764, wohlbehalten wieder in Königsberg ein.

Hier fand er bei dem Oberpräsidenten Domhardt den Befehl vor, unverweilt nach Potsdam zu kommen. Auf der Reise dahin erkrankte er zu Stolp in Pommern und mußte sieben Wochen das Bett hüten. Erst am 25. April gelangte er nach Potsdam und traf den König bei der Wachtparade. „Es fiel ein großer Schnee. Der Monarch schien gar nicht aufgeräumt zu sein. Er ritt auf seinem Kosackenschimmel oft auf die Glieder zu und schlug unter die Burschen." (?) Nach der Parade erwartete ihn Wagner an der Grünen Brücke und überreichte ihm eine Denkschrift „nebst einer Rechnung von 6000 Reichsthalern". Der König hieß ihn gnädig „willkommen aus Sibirien" und befahl ihm mit ins Schloß zu kommen. Dort berieth Friedrich mit dem Kriegsrathe Cöper, der Wagner einige Minuten später erklärte, der König würde ihm schriftlich antworten, er könne jetzt sicher nach Berlin zurückreisen und dort den königlichen Bescheid erwarten. Auch der Geheime Cabinetsrath Eichel er-

weckte ihm gute Hoffnungen. Allein einige Tage darauf erhielt er ein königliches Cabinetsschreiben des Inhalts: „So sehr auch Se. Königl. Maj. mit unglücklich Gewordenen Mitleid trügen, so sehen Sie Sich außer Stande gegenwärtig mit Geld zu helfen; der Siebenjährige Krieg hätte zu viel gekostet. Indessen hätten Sie dem Generalpostamte befohlen ihn gelegentlich mit einem einträglichen Postamte wieder zu versorgen, und Sie würden bei Gelegenheit an ihn denken." Erst acht Jahre später, nach dem Anfalle Westpreußens durch die erste polnische Theilung, bekam Wagner das Postamt zu Graudenz. Bis dahin hatte er sein vormaliges Amt zu Pillau wieder übernommen, das während seiner Gefangenschaft sequestrirt worden war. Er behauptete später, daß er bei der Versetzung nach Graudenz durch den ungünstigen Verkauf seiner Grundstücke in Pillau 2000 Thaler eingebüßt habe, fühlte sich überhaupt für seine Verdienste nicht nach Gebühr belohnt und gab diesen Gefühlen des Mistrauens und der Bitterkeit am Schlusse seiner Aufzeichnungen lauten Ausdruck. Ich weiß, versicherte er, daß es Personen gibt, die mich um jede Belohnung meines Eifers bringen möchten. Friedrich der Große ließ es übrigens an persönlichen Aufmerksamkeiten gegen ihn nicht fehlen; wenn er zur Revue nach Graudenz kam, nahm er bei ihm Wohnung und begrüßte ihn mit den stehenden Worten: Nun, wie gehts in Sibirien? Nach des großen Königs Tode widmete Wagner die Erzählung seiner Schicksale dem Nachfolger Friedrich's und leitete diese Widmung mit der Frage ein: Was kann einem getreuen Unterthanen außer dem Bewußtsein für die gute Sache, für das Vaterland gelitten zu haben, die Erinnerung an überstandene Leiden mehr versüßen, als der Gedanke, daß sein von denselben unterrichteter König ihn eines mitleidsvollen, gnädigen Andenkens würdigen werde? Noch deutlicher wird er in dem Vorworte zu der ein Jahr darauf erschienenen französischen Bearbeitung seiner „Schicksale"[1]: „Der

[1] Mémoires de M. Wagner sur la Russie, la Sibérie et le royaume de Casan (Berne 1790). Ich habe diese französische Ausgabe, die „kürzer gefaßt, aber nach einigen Richtungen vollständiger" sein soll, nicht selbst eingesehen, sondern citire nach der kleinen Mit-

Staat allein kann mich für die Verluste entschädigen, die ich im Eifer für das Vaterland erlitten habe. Aber bisjetzt habe ich diese Entschädigung vergebens erwartet. Warum? Ich schweige lieber. Wozu dienen auch unfruchtbare Klagen!" Diese aufdringlichen Mahnungen, seiner nicht zu vergessen, hatten trotzdem erst spät und bei weitem nicht in dem erhofften Umfange Erfolg. Im Todesjahre Friedrich Wilhelm's II. erhielt er (17. März) die Ernennung zum Director des Hofpostamtes zu Königsberg. In dem darüber an den König erstatteten Bericht vom 3. Januar 1797 schreibt der unbekannte Referent: „Der pp. Wagner ist mir als ein viele Jahre und schon im Siebenjährigen Kriege mit eigener Lebensgefahr gedienter, treuer und sehr erfahrener Postmeister bekannt, der nach meiner pflichtgemäßen Ueberzeugung alle Eigenschaften zur Verwaltung des Hofpostamtes besitzt." Elf Jahre bekleidete Wagner diese Stellung, dann muß er es mit seinen Vorgesetzten auf einmal gründlich verdorben haben. Nach dem Tilsiter Frieden, während Friedrich Wilhelm III. in der ostpreußischen Hauptstadt residirte, schlug der Geheime Oberfinanzrath v. Seegebarth am 21. Februar 1808 die Verabschiedung Wagner's schon zum 1. März vor, und der König genehmigte diesen Vorschlag bereits zwei Tage später. In Seegebarth's Bericht heißt es: Ew. Königl. Maj. stelle ich allerunterthänigst anheim, dem Geheimen Rathe v. Madeweis die Hofpostdirectorstelle zu übertragen, doch unter der Bedingung, daß er dem pro emerito zu erklärenden Wagner

---

theilung im „Archiv für Post und Telegraphie", 1881, S. 668. Danach finden sich in der Vorrede noch die Sätze: „Die übrigen delicaten Aufträge, welche mir Friedrich der Große ertheilte, thun nichts zur Sache. Wenn die Russen sie entdeckt hätten, so würde ich wahrscheinlich meinen Kopf auf dem Schaffot eingebüßt haben." Man kann ohne weiteres behaupten, daß Friedrich II. dem Postmeister direct ganz gewiß gar keine Aufträge ertheilt hat. Die obigen Worte Wagner's können sich also, wenn sie nicht als gänzlich erfunden gelten sollen, nur auf die Ausdehnung der Verschwörung auf die Hauptstadt Preußens beziehen. Wagner's zweifellose Verdienste werden durch die Art, wie er seinen Patriotismus geschäftlich zu verwerthen sucht, stark beeinträchtigt.

800 Thaler jährlich auf Lebenszeit abgeben müsse. Für letzteren spreche seiner sonstigen widrigen Eigenschaften ungeachtet doch ein Lebensalter von 74 Jahren, eine achtundfünfzigjährige Dienstzeit und das Schicksal, das ihn im Siebenjährigen Kriege betroffen.[1] Das für den damaligen Geldwerth immerhin beträchtliche Ruhegehalt genoß Wagner noch wenigstens 10 Jahre; er lebte noch 1818 als vierundachtzigjähriger Greis in Königsberg.[2]

---

[1] Die Angaben über Wagner's Verabschiedung sind einem Actenstück „Die Hofpostmeister in Königsberg in Preußen von 1650 an" im Archive des Reichspostamtes entnommen. Ich schulde Herrn Oberpostdirector Adrian in Königsberg für die mir durch seine gütige Vermittelung zugegangenen Auszüge daraus großen Dank.

[2] Hagen a. a. O., 551.

Graf Feodor Wassiljewitsch Rostoptschin.

Von

Prof. Dr. Arthur Kleinschmidt in Heidelberg.

Habe ich vor einiger Zeit in diesem Taschenbuche das Leben eines allmächtigen Ministers unter Peter dem Großen, des Fürsten Menschikow, nach russischen Quellen geschildert, so will ich ihm jetzt dasjenige eines nicht minder gefürchteten Ministers des Kaisers Paul zur Seite stellen, dessen Name zumal im zweiten Decennium unseres Jahrhunderts der ganzen Welt geläufig war, dessen bekannteste Action aber bis heute in den Schleier von Zweifel und Räthsel gehüllt blieb. Die russische Geschichtsforschung, welche in der Neuzeit eine großartige Rührigkeit entfaltet, hat sich auch mit Rostoptschin viel beschäftigt und ermöglicht mir, sein Bild in einer Weise zu entwerfen, wie es vorher unmöglich war.

Die Familie Rostoptschin (Rastoptschin) rühmt sich der directen Herkunft von einem Sohne des furchtbaren Eroberers Dschingis-Khan, auf welche Tradition keines ihrer Mitglieder stolzer war als der Mann, dessen Leben wir eben betrachten wollen; wie er durchaus ein Original war, so suchte der vollendete Weltmann, der elegante Schriftsteller gerade in der mongolischen Abstammung seinen speciellen Nimbus. Boris Feodorowitsch, der aus der Krim gekommen war und den Beinamen Rastoptscha führte, ließ sich anfangs des 16. Jahrhunderts unter Wassilij IV. taufen und der Name seines bei der Einnahme von Kasan am 11. October 1552 gefallenen Enkels Nemir Grigorjewitsch Rostoptschin wurde zum ewigen Gedächtnisse in der Todtenliste der Uspenskischen Kathedrale in Moskau aufgezeichnet. Die Rostoptschin waren starre Russen, die nur widerstrebend die oberflächliche Cultur der petrinischen Periode annahmen, unter dem Firnisse tatarische Brutalität mit Mühe verhüllten, Menschen, von denen Napoleon's Wort gelten konnte: „Kratzt ihn etwas an der Epidermis und

Ihr findet den Tataren wieder." Schon an der Wiege Feodor Wassiljewitsch's begegnen uns Mythen, und Mythen begleiten ihn durch das Leben. Bald hieß es, sein Vater sei ein Intendant des Grafen Wladimir G. Orlow, bald ein Freigelassener der Familie Tolstoi gewesen, ja man stand nicht an, den Kaiser Paul zu seinem Vater zu stempeln, obwol Paul kaum elf Jahre älter war!! Feodor Wassiljewitsch war der Sohn des verabschiedeten Secondelieutenants Wassilij Feodorowitsch, der als tüchtiger Landwirth im Gouvernement Orel lebte, (späteren wirklichen Staatsraths) und erblickte auf dessen Gut Liwna am 23. März 1765 das Licht der Welt. Kerngesund, verlebte er auf Liwna seine Jugend in lustigen Spielen mit einem 1766 geborenen Bruder, dessen Geburt die Mutter, eine Krykow, getödtet hatte und der 1789 als Offizier den Heldentod starb, indem er sich mit drei schwedischen Schiffen im russisch-schwedischen Kriege in die Luft sprengte. Rostoptschin's außergewöhnliche Gaben traten bei seiner in St.-Petersburg geleiteten weitern Ausbildung zu Tage, er sammelte tüchtige Kenntnisse und legte den Grund zu seiner spätern Meisterschaft im Französischen; wie Vater und Bruder schlug er die militärische Laufbahn ein und wurde 1782 Fähnrich im Preobrashenskischen Garderegiment. Als ihm sein Vater 1786 zu reisen erlaubte, benutzte er die günstige Gelegenheit, sein Wissen zu bereichern, lebte längere Zeit in Berlin und studirte eifrig in Göttingen. Die Georgia Augusta stand in der vollen Blüte der Jugendkraft, und der wißbegierige Gardefähnrich fand in der juristischen Facultät die Koryphäen des Staats- und Völkerrechts Johann Stephan Pütter und Georg Friedrich Martens, in der philosophischen die eminenten Historiker August Ludwig Schloezer, Johann Christoph Gatterer und Ludwig Timotheus Spittler, daneben Christoph Meiners und den berühmten Philologen Christian Gottlob Heyne; solche Lehrer mußten auf ihn bleibend einwirken und so verließ er wirklich, aufs vielseitigste angeregt und belehrt, die Hochschule. Während des Aufenthalts in Deutschland machte er die Bekanntschaft des Grafen Nikolai Petrowitsch Rumanzow, russischen Gesandten in Frankfurt und an den geistlichen Kurhöfen, der ihm fortan

in jeder Weise förderlich zu sein strebte. Nach Rußland zurückgekehrt, fühlte er sich bald vom Militärdienste im Frieden abgestoßen; als darum der Türkenkrieg ausbrach, erwirkte er sich die Erlaubniß, als Freiwilliger daran theilnehmen zu dürfen, und wohnte 1788 der Belagerung und der Erstürmung von Otschakow durch Suworow an, unter dem er ein volles Jahr diente; Suworow fand an seinem Muthe und seiner Geistesgegenwart Gefallen; er aber war, obwol so oft Augenzeuge von Suworow's Genialität und Erfolg, in seinem Urtheile höchst ungerecht, schilderte ihn als Possenreißer und Narren. Als Capitän im Preobrashenskischen Garderegiment vertauschte er 1789 den Kriegsschauplatz mit dem kaiserlichen Hofe, der freilich das Bild geheimen wie offenen Krieges tagtäglich bot; er durchschaute die Corruption und gleisnerische Nichtswürdigkeit dieses Treibens und verhehlte es niemandem, denn ihn schreckte niemals die Zahl seiner Feinde; Hoffart und Eigenliebe nicht weniger als Ehre und Scham schützten ihn vor höfischer Erniedrigung; seine eigenen Grundsätze waren nicht gerade streng zu nennen, doch ließ er den Fehlern anderer die schärfste Verurtheilung widerfahren; er äffte mit unerreichter Meisterschaft die Schwächen anderer nach, hatte aber selbst deren genug. Allbekannt war Rostoptschin's Bosheit, besser als alle wußte er zu unterhalten, er gebot über die pikantesten Einfälle, drückte sich gewandt aus und imponirte durch natürlich oberflächliche Beschlagenheit in verschiedenen Gebieten des Wissens; man liebte ihn nicht, man fürchtete ihn, und er war stolz auf diese Furcht; sie schied ihn von den „Bettlern, Gassenbuben und Taugenichtsen“, wie er gern die Höflinge nannte, „von denen, die nicht vor Schande bersten“. Rostoptschin liebte sein Vaterland über alles, er haßte die Abwege, auf die es durch Leidenschaft und raffinirte Liederlichkeit gerieth, er sagte ihm als gewissenhafter Arzt derbe Wahrheiten, denn er wollte es vom Aussatze heilen, nicht seinen Lüsten dienstbar sein. Er verließ 1792 den Militärdienst, wurde Kammerjunker und dem Hofstaate des Großfürsten-Thronfolgers Paul zugetheilt; er sah, wie alle Welt dem Beispiele der Kaiserin Katharina II. folgte und

den Erben des Reichs misachtend behandelte, und der Geist des Widerspruchs, der Eigenart, der ihn beseelte, trieb ihn unwiderstehlich auf die gemiedene Seite und machte ihn zum Ritter Paul's, auf dessen Thronbesteigung er übrigens berechtigte Hoffnungen setzte; beständig war er in Gatschina und Pawlowsk um ihn, nach dem Ausspruche des Fürsten Adam Czartoryski „der einzige Mann von Geist, der sich ihm anschloß, bevor er Kaiser war". Er gewann frühe Paul's Gunst und Vertrauen, der Geheimrath D. Kobeko bringt dies mit einer für Paul bezeichnenden Anecdote zusammen. Rostoptschin hatte in Berlin einem preußischen Major im Spiele Geld abgewonnen und dieser ihm, da er nicht zahlen konnte, eine kostbare Sammlung Waffen und Rüstungen der verschiedensten Zeiten und Völker überlassen; er hatte in St.-Petersburg alles bei sich aufgestellt, die Gardeoffiziere kamen immer wieder, die Schätze zu bewundern und sich an einem dabei befindlichen Spielwerke zu ergötzen, das Truppen marschiren ließ; hiervon hörte Paul, dessen Schwärmerei ja das Soldatenspielen war, Rostoptschin mußte ihm die ganze Sammlung aufstellen, Paul war entzückt und frug, wie es ihm möglich gewesen, in so kurzer Zeit alles zu erwerben, worauf Rostoptschin mit der Lüge: „Eifer für den Dienst überwindet alles, der Militärdienst ist meine Leidenschaft" antwortete und dem Thronfolger, der die Sammlung kaufen wollte, dieselbe schenkte. Seitdem galt er für einen Kenner in Kriegssachen und besaß Paul's Freundschaft; mit cynischem Lachen erzählte er später die Geschichte und sagte: „So kommt man zu Ehren, nicht durch Talent und Genie." Unmöglich konnte er Paul achten; des Großfürsten Denkweise und Handlungen stießen ihn eher zurück als daß sie ihn demselben näherten; er war entrüstet über die Vernachlässigung der Großfürstin um der Maitresse Nelidow willen, der sie zu schmeicheln verurtheilt war, wenn sie etwas erreichen wollte; er sah, wie Paul gerade durch die unbillige Abhängigkeit, durch die Sklaverei, in der ihn Katharina hielt, zum Tyrannen sich auswuchs; er warf dem österreichischen Botschafter Fürsten Esterhazy vor, er habe den Despotismus und die Nothwendigkeit, mit eiserner Ruthe zu

regieren, so sehr gepredigt, daß der Großfürst dies System angenommen habe und sich bereits demgemäß benehme. Man höre täglich nur von Acten seiner Gewaltthätigkeit und Kleinlichkeit, von Acten, über die ein Privatmann erröthen würde. Er sah sich von Paul ausgezeichnet, aber er warf auch die Frage auf, ob man auf einen solchen Charakter zählen könne, und schrieb einem Freunde: „Man kann nicht ohne Mitleid und ohne Abscheu das alles sehen, was der Großfürst thut: man möchte sagen, er ersinne Mittel, um sich verhaßt und verabscheut zu machen. Er hat sich in den Kopf gesetzt, man misachte ihn und suche sich gegen ihn zu vergehen; hiervon ausgehend, stößt er sich an allem und straft unterschiedslos. Mit einigen hundert Leuten, die er unter seinem Befehle hat, hält er sich für den verstorbenen König von Preußen. Die mindeste Verspätung, der mindeste Widerspruch heben ihn aus den Angeln und er erhitzt sich. Sonderbar ist, daß er seinen Fehler nie wieder gut macht und gegen den verdrießlich bleibt, gegen den er sich vergangen hat. Stets ist er schlechter Laune, hat den Kopf voll Visionen und ist von Menschen umgeben, von denen der ehrlichste ohne Urtheil gerädert werden könnte. Ueberall glaubt er die Ausläufer der Revolution zu sehen. Er findet überall Jakobiner, neulich wurden vier arme Offiziere aus seinen Bataillonen arretirt, weil ihre Zöpfe etwas kurz waren — Grund genug, um bei ihnen einen Geist der Rebellion zu vermuthen.“ Trotz dieser Einblicke in Paul's Natur, trotz dieser schonungslosen Verurtheilung seiner Schwächen mochte es Rostoptschin doch nie zulassen, daß die Günstlinge Katharina's und deren Günstlinge den Thronerben demüthigten; wie ich bereits sagte, er fürchtete niemanden, sein Spott verschonte selbst Potemkin nicht; als derselbe im October 1791 plötzlich in der Moldau verschied, fühlte er instinktiv, seine gehässige Einwirkung sei nicht mit ihm verschwunden, „man könne nicht rufen: Morta la bestia, morto il veneno.“ Den Abend von Katharina's Regierung verdunkelte die Günstlingswirthschaft gar auffällig, ihre Autorität vor der Nation mußte unter dem Eindrucke der maßlosen Fäulniß ihres Hofes leiden, die erbärmlichsten Creaturen

spreizten sich im Glanze ihrer Gunst; der Favorit ihres Alters, Fürst Platon Subow, war der Typus eitler Mittelmäßigkeit, wie er sich für die allgemeine Decadenz ziemte. Und wie wurde ihm gehuldigt, wie geduldig warteten Minister und Gesandte in Subows Vorzimmer oder sahen ihm zu, wenn er Toilette machte, wie unverschämt geberdete sich der hohle Emporkömmling gegen die gebückten Schranzen, wie perfid wagte er es an diesem Hofe, an dem nach Rostoptschin's Ansicht die Frauen nicht nur kokett sondern auch Dirnen (coquines) waren, unter den Augen der verliebten alten Kaiserin nach den blühenden Reizen der Großfürstin Elisabeth zu schielen! Rostoptschin hat ihn mit ätzender Schärfe gezeichnet, und mit wahrem Ekel erfüllt uns wie ihn die Kriecherei der Höflinge. Da finden wir Golenistschew-Kutusow, den einäugigen Helden der Türkenkriege, den spätern Feldmarschall gegen Napoleon, wie er „eine Stunde bevor Subow aufsteht, erscheint und ihm den Kaffee bereitet, wofür er ein besonderes Talent besitzen will, vor aller Welt den Kaffee einschenkt und ihn dem unverschämten Günstling ins Bett bringt", da legt der General der Artillerie Peter Melissino, nachdem er Subow die Hand geküßt, ihm unter beständigen Ehrfurchtsbezeugungen seine Verbesserungsprojecte vor, Subow aber hört ihm kaum zu und läßt sich vom Chirurgen die Zähne reinigen! Daß die jungen Großfürsten in dieser fäulnißerfüllten Atmosphäre aufwuchsen, daß die Zukunft des Vaterlandes unter solchen Eindrücken in Gefahr gerieth, eine Copie der Gegenwart zu werden, ängstigte den Patrioten, den ergebenen Diener des Kaiserhauses. Während jedermann dem Großfürsten Alexander, dem verwöhnten Enkel Katharina's, schmeichelte und die schönsten Frauen sich dem jungen Gatten in den Weg warfen, urtheilte Rostoptschin unbefangen: „Der Großfürst Alexander hat, man kann es dreist sagen, seines Gleichen nicht, seine Seele ist noch schöner als sein Körper, nie waren das Moralische und das Physische bei Einem vollendeter . . . Er ist im höchsten Grade Ignorant in allem, was Menschen- und Gesellschaftskenntniß betrifft; er hat sich mit der Albernheit vertraut gemacht, weil er von abgeschmackten Leuten umgeben ist. Er versteht es, soviel

Plattheiten zu sagen, daß es nicht erstaunen kann, wenn er erliegt." Neben Alexander, der sie nicht zu würdigen wußte, stand rein wie ein Engel die Großfürstin Elisabeth, die Subow's Frechheit mit einer grandiosen Würde, mit der nie schartig werdenden Waffe der echtesten Weiblichkeit, zurückwies. Umso weniger sympathisch berührte die Erscheinung des Großfürsten Konstantin, bei dem der Sinn für das Militär wie bei seinem Vater zur Manie ausartete und dessen Aeußeres gesucht unelegant war; „er überläßt sich dem Zorne", schrieb Rostoptschin 1794 und 1795, „hört auf niemanden und benimmt sich wie ein Gassenbube . . . Alle seine Neigungen treiben ihn zum Schlechten und er bereut nicht mehr, Schlechtes zu thun. Er spielt den Angeber bei der Kaiserin, bei seinem Vater und bei Herrn Subow, verleumdet ohne Unterschied, sagt jedermann Roheiten, prügelt seine Leute und droht jeden Augenblick mit seiner Rache... Er enthüllt täglich weitere schlechte Eigenschaften und verspricht, es Peter dem Grausamen oder dem Tyrannen Dionysius von Syrakus gleich zu thun. Als er das Marmorpalais, seine künftige Wohnung, besuchte, bezeichnete er sofort eine kalte Kammer als Kerker für seine Cavaliere, wenn sie zu spät kämen. Seine Sprechweise ist die eines Menschen aus der Hefe des Volkes . . . Ich weiß, er liebt mich nicht, denn er verabscheut die Wahrheit, aber er fürchtet mich, weil ich mich seinem Vater nähere." In diese verrotteten Zustände, in diese höfische Corruption drang die Kunde von den Fortschritten der französischen Revolution hinein; Katharina war über dieselben entrüstet und flüchtete sich aus der Aufklärungsliteratur, mit der sie so gern kokettirte, zur Chronik Nestor's und zum Studium der Anfänge Rußlands, doch zuckte es wie elektrische Ströme von Paris nach der Newa, in manchem Kopfe begann es zu gähren und selbst in der Mode machten sich Neuerungen bemerkbar, die dem Altrussen jakobinisch und revolutionär däuchten. Darum schrieb Rostoptschin 1793: „Die Alten sind über ihre Vernachlässigung sehr indignirt; sie sind meistens bei den Jungen, ahmen sie nach und erklären sich begeistert für alle die neuen Moden, welche der charmante Fürst Boris Galitzin zum Ver-

drusse des gesunden Menschenverstands und Wohlanstands eingeführt. Die Manie, dicke Cravatten, welche das Kinn bedecken, zu tragen, hat angestoßen. Die Kaiserin hat zum zweiten male verboten, sie zu tragen; unsere jungen Leute aber kleiden sich trotzdem wie zuvor, und als letzten Sonntag die Gräfin Saltykow ihren Neffen zur Vernunft bringen wollte, ließ er das Wort Freiheit so laut erschallen, daß sie spornstreichs davonlief; sie glaubte, in der Familie Galitzin den Keim einer Revolution zu sehen." Nicht minder als der Hof beschäftigte die Politik den regen Sinn des jungen Rostoptschin; die Siege der Russen über Perser und Türken verblendeten ihn nicht, die Generale schienen ihm goldbrodirte Nullen, die Soldaten Räuber; vom General Paul Potemkin, der in der Krim und in Persien so gewissenlos gehaust hatte, sagte er: „Die Grausamkeiten der Spanier in der Neuen Welt und der Engländer in Indien sind nichts im Vergleich zu unserm militärischen Philosophen, der sich mit der Uebersetzung von Rousseau's «Héloïse» beschäftigte und dabei alle die zu Grunde richtete, welche Effecten, die seine Gier reizen konnten, besaßen." Gewiß liebte er Polen nicht, er wußte, die Polen waren seit alters Rußlands Erbfeinde und Rivalen, und doch rebellirte sein Gerechtigkeitsgefühl gegen ihre Mishandlung, gegen die russischen Truppen und Offiziere, „die, aller Seele bar, eher Straßenräuber als Soldaten sind . . . Man entriß Frauen ihren Männern, Töchter ihren Vätern und vergönnte ihnen nicht das Recht, sich zu beklagen. Die Bauern wurden geplündert, zur Verzweiflung getrieben, und die Edelleute sahen sich schlechter behandelt als ihre Leibeigenen." So dachte Rostoptschin über Hof, Gesellschaft, Politik, Krieg am Ende der Regierung Katharina's der Großen, so stand er mit selbständigem Urtheile unter dummdreisten Favoriten und liebedienerischen Sklaven. Wir wissen, er achtete Paul wenig, doch vergaß er nie, daß dies der Thronfolger sei, und seine äußerliche Devotion gewann ihm den unglücklichen Fürsten. Von dessen zwölf Kammerjunkern trieben die meisten die Nachlässigkeit im Dienste bis zur Unverschämtheit, und doch legte Paul auf nichts solches Gewicht wie auf dienstliche Pünktlichkeit.

Jene kamen bisweilen gar nicht, Rostoptschin übernahm dann den Dienst; als es ihm aber zu arg wurde und er ihren Dienst lange genug mitversehen hatte, richtete er einen für sie höchst empfindlichen Brief an den Oberkammerherrn J. J. Schuwalow; er hob hervor, er habe „weder eine Krankheit zu curiren noch eine italienische Sängerin zu unterhalten", und könne deshalb den Dienst der anderen weiter versehen. Der Kaiserin wurde erzählt, Rostoptschin habe auf Befehl Paul's geschrieben, doch war dem nicht so, er that es aus eigenstem Antrieb. Die Kameraden brausten auf, Duelle drohten, doch fand die Sache damit ihren Austrag, daß Katharina den Kämpen ihres Sohnes im Juli 1794 auf ein Jahr auf sein Gut verwies; an seine Stelle trat Golowin, der es sich angelegen sein ließ, den Sohn Paul's, Alexander, durch Liebedienerei zu fesseln, und bald theilte sich dessen Hof zu Zarskoje Selo in zwei Parteien, die Schuwalow's und die Golowin's, zu der Rostoptschin gehörte.[1] Paul war über die Exilirung seines Getreuen betrübt und ließ die anderen Kammerjunker nicht zum Dienste zu; sobald Rostoptschin nach St.-Petersburg zurückkehrte, rief ihn Paul wieder nach Pawlowsk, und doch gesteht Rostoptschin 1795 einem Freunde: „Da ich am besten weiß, wie sehr sein Charakter zum Wechsel neigt, so lege ich kein großes Gewicht auf seine gegenwärtigen Gefühle und werde mein Möglichstes thun, um nicht in seiner Intimität zu hoch zu stehen. Uebrigens widersteht mir die Natur seiner Geheimnisse und ich würde lieber in offenkundige Ungnade verfallen und seinen Haß verdienen, als durch niederträchtige Gefälligkeiten, die man hier als erlaubte und keineswegs strafbare Mittel betrachtet, verächtlich zu werden." Im Jahre 1795 heirathete er Katharina Protassow, eine Tochter des Civilgouverneurs von Kaluga, des Generals Protassow, und Nichte von Katharina's II. mächtiger Favoritin, der Anna Stepanowna Protassow; freilich wurden Katharina und ihre Schwestern

[1] Vorsichtig, wie es die Zeitumstände erforderten, verbrannte er, als er 1794 verwiesen wurde, alle Papiere in seiner Mappe, wodurch uns werthvolle Notizen, auch Briefe seiner Freunde, z. B. S. R. Woronzow's, verloren sind.

oft für Bastarde der Kaiserin ausgegeben. Katharina war schön und frei von den Untugenden des Hofes, liebte ernste Studien und bereitete ihrem Gatten die angenehmste Häuslichkeit; durch sie gewann Rostoptschin zugleich einen Halt am Hofe Katharina's II. Als Herzog von Holstein-Gottorp verlieh der Thronfolger selbst den St. Anna-Orden, doch griff seine Mutter auch hier ein und gab den Orden denen nicht, die er dafür bezeichnete; eines Tages gab er das Annen-Kreuz an Rostoptschin und an einen andern Liebling, Swetschin, mit dem Rathe, es auf das hintere Gefäß ihrer Degen zu schrauben, damit die Kaiserin es nicht sehe; Swetschin that es, Rostoptschin aber veranlaßte Anna S. Protassow zum Berichte an Katharina, um nicht in Unannehmlichkeiten zu gerathen, erwirkte Katharina's Erlaubniß und trug seinen Orden nun bei Hofe am vordern Degengefäße; Paul erschrak und warnte ihn vor den verderblichen Folgen seiner Kühnheit, Rostoptschin erwiderte: „Die Gnade Eurer Hoheit ist mir so theuer, daß ich sie nicht verbergen kann! Ich bin bereit, mich zu verderben, werde aber damit meine Ergebenheit für Eure Hoheit beweisen!" und der Großfürst hatte keine Ahnung, wie billig dieser Heldenmuth sei. An Streitigkeiten zwischen ihm und Rostoptschin fehlte es zwar nicht, Paul jagte ihn einmal von seiner Tafel fort und doch kehrte er immer wieder zu ihm zurück; ihre Charaktere hatten ja so manchen Berührungspunkt, beide waren phantastisch und launenhaft, beide verabscheuten die Höflingswirthschaft Katharina's. Und wenn Rostoptschin sah, wie Subow den Thronerben zu behandeln wagte, drängte es ihn 1796 zu sagen: „Dieser vergessene, erniedrigte, verachtete Prinz verschließt mir die Augen für seine Fehler und ich höre nur die Stimme meines Herzens. Ich liebe und beklage ihn, ich hoffe, daß er ein ganz anderer sein werde, wenn er aus seinem gegenwärtigen Zustande herauskommt. Diesen glühenden Wunsch hege ich für unser Vaterland und für ihn." Die „Stimme des Herzens", von der Rostoptschin spricht, war es übrigens keineswegs allein, was ihn zum Thronerben hinzog; die Erbschaft, ein Weltreich, stand in baldiger Aussicht, glänzende Bilder tauchten vor dem Kammerjunker auf; würden sie Luft-

gebilde bleiben oder zur Wahrheit werden? Eine unserer Hauptquellen bildet der fast vergriffene, 1876 in Moskau erschienene achte Band der von Peter Bartenjew herausgegebenen Publication „Archiv des Fürsten Woronzow“, der nicht weniger als 158 Briefe Rostoptschin's an verschiedene Mitglieder des Woronzow'schen Hauses aus den Jahren 1792—1825 enthält, alle französisch geschrieben; 129 derselben sind gerichtet an Graf Semen Romanowitsch Woronzow, Rostoptschin's intimsten Freund, den russischen Gesandten in London, der ein halber Engländer geworden war; seine Antworten hat Rostoptschin leider vernichtet. Diese Briefe Rostoptschin's sind nun zwar eine Quelle von hoher Bedeutung, doch keineswegs über jeden Verdacht der Zuverlässigkeit erhaben; während Katharina's Regierung gehörten Rostoptschin und Woronzow zu den Unzufriedenen und entschädigten sich für ihr Misbehagen in bitteren Kritiken, die auf Unparteilichkeit keinen Anspruch erheben konnten.

Katharina's Regierung ging zur Neige, ein Hirnschlag traf sie am 17. November 1796 und sie starb in der Nacht zum 18. November, ohne nochmals zum Bewußtsein zurückzukehren. Rostoptschin hat in ergreifenden Zügen ihre letzten Augenblicke geschildert und nicht vergessen, seiner Großmuth dabei zu gedenken. Sein Gebieter war auf die Nachricht hin nach St.-Petersburg geeilt, Rostoptschin hatte ihn beim Aussteigen empfangen und ans Sterbebett der Mutter geführt, war der erste Zeuge seiner Unentschlossenheit und Verlegenheit, wie er nun regieren solle, gewesen; niemand reichte Subow, der in einem Winkel schluchzte, ein Glas Wasser, nach dem er gerufen, da ließ Rostoptschin es holen und kredenzte es selbst der gefallenen Größe; dem Hohne preisgegeben, stand Graf Alexei Orlow, bisher allgefürchtet, Rostoptschin verhehlte nicht seine Bewunderung, daß er an ihm nicht „das mindeste Zeichen von Niedertracht und Furcht bemerkte“. Paul wurde Kaiser, und Rostoptschin, der an Katharina's Nachlaß die Siegel legte, fand reichen Lohn für seinen Anschluß an den Geächteten von gestern. In des Wortes weitester Bedeutung war er Favorit, denn es regnete auf ihn Ehren, Würden und Geschenke, die Paul in liebenswürdigster

Form darbot, wie ihm ja ein großer Fond von Herzensgüte ursprünglich eigen war. Obwol Rostoptschin nicht zum Militärstande zurückkehren wollte, wurde er schon am 18. November Brigadier, am 19. trotz seiner Bitte, davon abzusehen, Präsident des Kriegscollegs, d. h. Kriegsminister, Generaladjutant und Generalmajor. Zwar verstand er nichts von Kriegsadministration und entbehrte der nöthigen Fachkenntnisse, doch war Paul's Wille Gesetz, er fügte sich und reorganisirte thatsächlich die russische Armee, die dann in Italien, der Schweiz und Holland gegen Frankreich kämpfen sollte; entzückt über sein Werk, schrieb er an Woronzow nach London: „Man kann sich, wenn man sie nicht gesehen hat, von unserer Infanterie keinen Begriff machen, — und das im Laufe eines Jahres. Ich habe die sehen können, welche dem seligen König von Preußen soviel Mühe gekostet, und ich versichere Sie, der unsrigen hätte sie nachgestanden." Paul verbarg nichts vor ihm und liebte doch seinen Charakter gar nicht; seine Art und Weise amüsirte ihn, ohne ihn langweilte er sich; so oft darum der Günstling auch in Ungnade fiel, stets rief ihn der Gebieter bald zurück; schon der Umstand, daß Rostoptschin ein persönlicher Feind der gestürzten Maitresse Nelidow war, sprach bei Paul für ihn; er schmeichelte gewandt des Kaisers Launen, überhäufte alle Nebenbuhler mit Sarkasmen, geißelte ihre Unwissenheit und Armseligkeit, carikirte sie, wie er sich selbst einen geborenen Schauspieler nennt, und stand nicht an, durch Possenreißerei seine Stellung zu befestigen, da sein Kaiser dafür empfänglich war. Sein Ehrgeiz war unbegrenzt, seiner Verschlagenheit gebrach es nie an Mitteln und Wegen, nie ließ er sich ausforschen, blieb vielmehr unergründlich. Am 20. November 1796 fiel ihm der St. Anna-Orden 1. Klasse, am 26. April 1797 der St. Alexander-Newski-Orden zu, am 14. März 1798 wurde er Generallieutenant. Auch der Großfürst-Thronfolger Alexander zeichnete ihn aus, widmete ihm Achtung und Freundschaft, bis Hofintriguen ihn von Rostoptschin abzogen und ihn mit Kälte und Abneigung erfüllten; mit Nowossilzow, einem Frondeur des Kaiserreichs und Bewunderer Englands, stand Rostoptschin auf dem innigsten Fuße. 1798 ge-

rieth der unberechenbare Kaiser mit Rostoptschin in Zwist, nahm ihm das Kriegsministerium, um es Nelidow, einem Neffen der verabschiedeten Maitresse, zu überantworten, und verbannte ihn nach Moskau, während Fräulein Nelidow wieder in seine Gunst kam; Rostoptschin war aber nicht der Mann, solches ruhig hinzunehmen, sondern lechzte nach Rache, trachtete danach, Paul den Netzen der Nelidow zu entreißen und ihn mit deren Gönnerin, der Kaiserin selbst, zu überwerfen. Aus diesem Grunde demonstrirte er dem mistrauischen Monarchen, alle Welt wisse, daß er unter der Vormundschaft dieser beiden Weiber sei, erröthete nicht, sich mit einer Creatur vom Kaliber des Oberstallmeisters Kutaïssow zu verbünden und mit ihm dem Gebieter Anna Petrowna Lapuchin als Maitresse zuzuführen, die keine Ansprüche auf seine Beherrschung erhob, sondern ein Werkzeug Kutaïssow's blieb. Paul wandte ihm seine Gunst wieder zu, die Partei der Kaiserin erlag und Rostoptschin wurde nach St.-Petersburg zurückgerufen, um am 28. October 1798 die Functionen des Auswärtigen Amts zu übernehmen, am 4. November d. J. Wirklicher Geheimer Rath und dritter Präsident des Collegs der auswärtigen Angelegenheiten zu werden; am 11. Januar 1799 erhielt er die Diamanten zum St. Alexander-Newski-, am 9. Juli den St. Andreas-Orden, am 1. Juni d. J. wurde er General-Postdirektor, am 6. Oct. erster Präsident des Collegs der auswärtigen Angelegenheiten; seit er ins Auswärtige Amt eingetreten, hatte er auf den Posten als Reichskanzler speculirt, der ihm nun als erster Präsident zufiel, und am 27. März 1800 wurde er Mitglied des Conseils des Kaisers. Am 5. März 1799 erfolgte seine Erhebung in den erblichen russischen Grafenstand. Die Spielerei Paul's mit dem Großmeisterthum des Malteser-Ordens und das Kokettiren mit dem Papstthum, welches zur Mission des Nuntius Litta nach St.-Petersburg führte, behagten zwar Rostoptschin, einem Führer des Altrussenthums, gar nicht, doch fügte er sich, erhielt am 1. Januar 1799 von Paul das Comthurkreuz des Malteser-Ordens und wartete mit zäher Geduld auf den Moment, wann Paul andern Sinnes würde. Es dauerte nicht

lange, so erlaubte sich der Nuntius Einmischungen in die landesherrliche Gewalt, über deren Alleinbesitz niemand eifersüchtiger wachte als Kaiser Paul; Litta ergriff die Partei eines abgesetzten polnischen Bischofs gegen dessen Nachfolger und gegen die kaiserliche Regierung und führte die dreisteste, drohendste Sprache; Paul antwortete mit der Ernennung von Litta's Hauptgegner, dem Erzbischofe von Mohilew, zum Haupte der römischen Kirche in Rußland und verbot dem Nuntius den Hof. Litta ahnte, Rostoptschin sei sein gefährlichster Widersacher bei Paul, rief seine Vermittlung an und erklärte sich zu einer Concession bereit, erbitterte aber dadurch den von Rostoptschin mit vollendeter Verschlagenheit geleiteten Kaiser nur noch mehr; derselbe wies den Nuntius aus seinem Reiche, ersetzte dessen Bruder, Graf Giulio Litta, als stellvertretenden Großmeister des Malteser-Ordens durch den Feldmarschall Grafen Saltykow und ernannte den Grafen Rostoptschin am 10. April 1799 unter Verleihung des Großkreuzes zum Großkanzler des Ordens. Verfolgte Rostoptschin in diesen kirchenpolitischen Fragen eine von Paul mannigfach abweichende Richtung und erwärmte sich auch nie gleich ihm für Polen und für Kosciuszko, so erregt seine Stellung gegenüber Revolution und Emigration in Frankreich hohes Interesse. Katharina II. hatte sich gegen erstere erklärt und letzterer Rußland geöffnet, Rostoptschin verachtete die Emigranten, an ihrer Spitze die „liebenswürdigen französischen Prinzen", die Grafen von Provence und von Artois; er sah in ihnen „erlauchte Vagabunden" und schrieb mit St.-Simon's scharfer Pointirung 1792: „Ich wundere mich, wie diese Leute ein wirkliches Interesse einflößen können. Ich hätte an ihnen nie ein anderes Interesse genommen als an der Darstellung eines Rührstücks, denn diese Nation existirt lediglich durch und für die Komödie... Die Verbrecher und die Dummköpfe sind im Vaterlande geblieben, und die Narren haben es verlassen, um die hiesigen Charlatans zu vermehren." Ein anderes mal generalisirt er sein Urtheil folgendermaßen: „Wenn man die Franzosen studirt, so findet man etwas so Flatterhaftes (léger) in ihrem ganzen Wesen, daß man nicht begreift, wie diese Leute an der Erde

haften; ich glaube fast, sie sind von Gummi-elasticum, der bei allem nachgibt." Die Emigranten däuchten ihm die corruptesten Menschen; er fürchtete, die ohnehin dem Vergnügen holde russische Jugend würde durch sie, die beständig „den schönen Moskowiterinnen" huldigten, noch mehr zu Excessen verführt; selbst bei dem alten Prinzen von Condé, selbst bei dem Herzoge von Richelieu, den Grafen Lambert und Langeron fand er Stoff zu Spott und Tadel. Weniger mit Spott als mit Grimm betrachtete er die Revolution, aus der diese Emigration hervorgegangen war; ohne alles Verständniß für Freiheit und Recht der Unterthanen, sah er in den Franzosen der Revolution nichts weiter als „Universalbriganten" und „Höllenbrut"; er verabscheute die Revolution, zum guten Theile aus Furcht vor ihren Wirkungen auf Europa, und schmähte die gegen Frankreich verbündeten Regierungen wegen ihrer Saumseligkeit und Uneinigkeit, welche die Zerstörung der französischen Republik aufhielten. In einem Briefe von 1794 an Woronzow declamirt er: „Es wäre von großem Unheil, wenn die Franzosen, indem sie in den eroberten Ländern ihr System und Betragen änderten, es dahin brächten, daß man Geschmack an ihren verabscheuungswerthen Grundsätzen fände, die in der gesellschaftlichen Ordnung eine vollständige Umwälzung herbeizuführen fähig sind. Sie kennen ihre Kräfte zu wohl und sind zu dreist geworden, um auf die Verbreitung der allgemeinen Unordnung zu verzichten; übrigens haben ihre angeblichen Gesetzgeber oder wechselseitigen Denuncianten ein Interesse daran, den Geist des Volkes durch die Kriegsfurcht zu beschäftigen und die Heere vom Vaterlande, in dem sie sich zu Herren aufwerfen könnten, entfernt zu halten. Da sie der Bahn der Römer folgen, erinnern sie sich sicherlich an Sulla und Marius. Die Guillotine ist wol so viel werth wie der tarpejische Fels und wird einige Lumpen, die kühner als ihre Mitverbrecher sind, wenigstens eine Zeit lang abhalten, nach dem Commando über die Nation zu trachten, immer sind es doch Franzosen" — sollte er eine Ahnung von Napoleon Bonaparte gehabt haben? Hatte Katharina II. Preußen und Oesterreich den Franzosen auf den Leib gehetzt, selbst aber keinen

Soldaten marschiren lassen und keinen Rubel geopfert, so begeisterte sich ihr leicht erregbarer Nachfolger für den Gedanken, die Bourbons in Frankreich zu restauriren, und organisirte die zweite europäische Coalition gegen die königsmörderische Republik. Kaiser Franz II. und sein leitender Minister Baron Thugut baten Paul, er möge Suworow an die Spitze der alliirten Heere treten lassen, und Paul wie Rostoptschin entsagten ihrer ausgesprochenen Abneigung gegen den originellen General; bisher hatte Rostoptschin von Suworow nur als von einem Possenreißer, von einer Art Clown gesprochen, seit 1796 gewann er ihm immer höheres Interesse ab; gemeinsame Geringschätzung der Hofschranzen näherte sie einander, Rostoptschin fand Vorzüge an ihm und freute sich aufrichtig, die von ihm reorganisirte Armee von dem greisen Haudegen geführt zu sehen, er gestand zu, Suworow sei ein wahrhaft großer Mann, der nicht nur über Türken zu siegen verstehe, und rühmte ihn neidlos. Seine Creaturen schrieben ohnehin Rostoptschin den Ruhm der russischen Waffen zu und nannten ihn und Pitt ohne weiteres die größten Männer der Zeit. Während Suworow in Oberitalien von Sieg zu Sieg eilte, hemmte Thugut, wo es nur anging, die Unternehmungen Rußlands; es trat frühe eine Erkaltung zwischen beiden Cabineten ein, unter der Graf Cobenzl, der Botschafter Franz' II., litt; Cobenzl fand seine Lage unerträglich, alles gegen Oesterreich gekehrt, und hielt den Vicekanzler Grafen Panin für einen Verräther. Als der wiener Hof es dahin brachte, daß „der Fürst von Italien" mitten aus seinem Triumphzuge herausgerissen und in die Schweiz geworfen wurde, wohin er nur unter unsäglichen Strapazen gelangen konnte, führte Rostoptschin die beleidigendste Sprache gegen Oesterreich, warf dem wiener Cabinet Verrath und Unfähigkeit vor und belud Thugut, „den erbärmlichen Gerichtsschreiber", mit Insulten; er behauptete geradezu: „Ohne die Höllenpolitik dieses Barons hätte der große Mann gesiegt und das Werk der Coalition besiegelt." Dabei war er auch unzufrieden mit der Kriegführung in Holland, wo die Russen unter General Hermann so unglücklich waren und wo mit dem Waffenstillstand von Alkmaar (18. Oct. 1799)

der Plan einer Restauration in Holland und einer Invasion in Belgien zerstob; er machte Hermann zum Sündenbock und rief: „Fluch über ihn! ... Unsere Soldaten brauchen russische Führer. Man muß wissen, mit ihnen zu reden, dann kann man sie zum Feldzuge in die Hölle führen.“ Paul schloß, um Oesterreich empfindlich zu treffen, mit Bayern am 1. Oct. 1799 das Bündniß von Gatschina und kündigte am 22. Oct. Franz in derben Worten seinen Austritt aus der Coalition an; Suworow verweigerte den Oesterreichern jede weitere Kriegshülfe, und Rostoptschin sagte, wie wenn die russische Armee auf österreichischem Boden nicht sicher wäre: „Das Leben dieser 45,000 Russen ist mehr werth als ganz Oesterreich und ganz Italien.“ Im December 1799 rief Paul seine Truppen nach Rußland zurück, um alsbald die entscheidendste Schwenkung in seinem Leben vorzunehmen. Napoleon Bonaparte hatte Aegypten verlassen und war in Fréjus am 9. Oct. 1799 gelandet; Rostoptschin apostrophirte Woronzow, noch ehe die Nachricht bestätigt war: „Ich weiß nicht, was Sie von dieser Rückkehr Buonaparte's nach Frankreich denken, möchte aber, daß dem so wäre. Die in Aegypten zurückgelassene Armee würde den Einwohnern zum Opfer oder zum leichten Siege für die Türken, und Buonaparte wird, nach dem Plane, sich seiner zu entledigen, sich gewiß nie entschließen können, seinen Henkern zu dienen; vielleicht wird er lieber in Frankreich eine Revolution zu Gunsten des Königthums oder zu seinen eigenen Gunsten erzeugen“ — und als er vom 18. Brumaire erfuhr, sagte er: „Ein Mann von Buonaparte's Schlag wird nie darein willigen, eine passive Rolle zu spielen, sich zum gelehrigen Werkzeuge eines Siéyès oder eines Wesens seiner Art herzugeben.“ Bonaparte bemühte sich frühe um Paul's Gunst; er that ihm manchen Gefallen und schmeichelte ihm gewandt, wie er ihm z. B. den Ehrendegen sandte, den einst der Großmeister des Malteser-Ordens L'Isle Adam vom Papste Leo X. erhalten hatte. Um durch Preußens Vermittlung auf Rußland einzuwirken, sandte er seinen Vertrauten Duroc nach Berlin; derselbe fand jedoch bei dem russischen Gesandten Baron Krüdener, dessen Frau so bekannt werden sollte,

taube Ohren und verließ Berlin, ohne etwas erreicht zu haben; auf die directe Weisung Talleyrand's, des Ministers des Aeußern, hin verhandelte der französische Minister in Hamburg, Baron Bourgoing, mit Murawiew-Apostol, dem russischen Gesandten daselbst, doch hielt dieser, ein offener Anhänger der Emigranten, sich von jeder Berührung mit der Revolution zurück. Bonaparte kam nun auf den Gedanken, die russischen Gefangenen ohne Lösegeld und wohl verpflegt zurückzusenden, Talleyrand setzte sich wegen dieser Gefangenen in Correspondenz mit dem Vicekanzler Grafen Panin, doch zögerte man russischerseits, in Beziehungen mit Frankreich zu treten; vor allem wollte Graf Rostoptschin nichts von einer Verbindung mit Frankreich wissen; ja, der Freund des Anglomanen Woronzow dachte an Großbritanniens Bereicherung und schrieb dem Gesinnungsgenossen: „Wird der londoner Hof, wenn er auf den Besitz der Franzosen und Holländer in Indien sein Augenmerk richtet, nach dem Kriege nicht doppelt so reich und mächtig als zuvor sein? Wird er, wenn er Gibraltar hat und der Kaiser Herr von Malta ist, nach der Zerstörung der französischen und spanischen Marine nicht Herr des Levantehandels sein?" Paul aber wollte von Großbritannien noch weniger hören als von Frankreich, die Antipathie gegen Großbritannien und gegen Oesterreich näherte ihn mehr und mehr Bonaparte, und Rostoptschin fügte sich der Stimmung des Gebieters; am petersburger Hofe stritten die Fractionen immer heftiger mit einander, die Rivalität mit Panin trieb Rostoptschin schließlich auf die Seite eines Einvernehmens mit Frankreich. Das verhaßte Oesterreich wurde im Juni 1800 bei Marengo geschlagen, und Rostoptschin rief, sein Auge auf Suworow's frisches Grab gerichtet: „Die Schlacht bei Marengo ist das schönste zu seinem Ruhme errichtete Monument . . . Wenn ich mich nicht arg täusche, so wird noch vor Ablauf zweier Jahre der Deutsche Kaiser auf der Flucht vor den Feinden, die in seiner Hauptstadt gebieten werden, vergebens ein Asyl suchen." Panin verfaßte ein Memoire an Kaiser Paul, in dem er zur Allianz mit Franz II. und zur Einwirkung auf Preußen rieth, damit es die bewaffnete Mediation unternehme, Rostoptschin aber verweigerte

die Vorlage an Paul; wie Tratschewski berichtet, liegt das Document in Fassungen vom 21. und 23. (9. und 11.) September 1800 im Archive des Ministeriums des Aeußern in St.-Petersburg; einige wichtige Punkte desselben kamen aber in die Note von fünf Artikeln (s S. 242), die Antwort Rostoptschin's auf Talleyrand's Briefe, die dieser durch den von den Franzosen gefangenen Major Sergejew gesandt hatte. In seiner Feindschaft gegen Frankreich war Rostoptschin noch der Alte; die Franzosen konnten ihm nicht gefallen, zumal „ihre Freiheitsliebe sie mit einem Verluste von zwei Millionen Menschen zu Sklaven eines Fremdlings gemacht hatte", ihre Revolution mußte wol „ein Aufstand im Tollhause" sein, wenn sie „dem Lumpen", „dem Abenteurer" Bonaparte die Wege zur Macht ebnete. „Seine Majestät König Ludwig XVIII.", wie ihn Rostoptschin höhnte, war seit März 1798 mit seinem Hofe in Mitau und Rostoptschin hatte von ihm 1799 den Orden St.-Lazarus von Jerusalem und Unserer lieben Frau vom Berge Karmel erhalten; als General Dumouriez aus Mitau in St.-Petersburg erschien und Paul für eine russisch-britische Coalition gegen Frankreich zu gewinnen suchte, scheiterte er nicht am Zaren, sondern an Rostoptschin; letztern hatten alle Erfahrungen der bisherigen Coalitionen gegen eine dritte eingenommen; er meinte: „Die Coalitionen und die neun Kriegsjahre haben lediglich die Geister in Frankreich geeinigt. Die Gegenrevolution existirt nur in den Entwürfen und den Worten der ausgewanderten Abenteurer und der politischen Träumer"; ihm schien es, Rußland habe wol ärgere Feinde an Großbritannien und an den Häusern Oesterreich und Brandenburg, seinen beiden Nachbarn, die auf sein Uebergewicht eifersüchtig seien, als an Frankreich. So sorgte er denn dafür, daß Dumouriez mit einem Geldgeschenke aus St.-Petersburg weggeschickt wurde. Der Vicekanzler Graf Panin fiel 1800 in Ungnade, verlor sein Amt und wurde nach Moskau verwiesen, Graf Rostoptschin befestigte sich nach diesem Ereignisse noch mehr, und Paul gab ihm zum Zeugnisse seiner Huld die Devise „Ehrlich und treu" ums Wappen. Auf seinen Befehl verfaßte Rostoptschin für ihn ein Me-

moire, welches nach einer im Besitze seines Sohns, des Grafen Andrei Feodorowitsch, befindlichen Copie in russischer Sprache ausführlich 1878 im „Russischen Archiv“ erschienen ist und neuerdings vom Herzoge von Broglie im 3. Jahrgang der „Revue d'histoire diplomatique“ (Paris 1889) abgedruckt wurde; es schlägt einen so sichern Ton an, wie ihn kaum ein zweiter Mensch bei Paul wagte, und äußert Frankreichs wegen dieselben Ansichten wie ein Brief vom 30. Juni 1801 an Woronzow in London. Rostoptschin geht vom Gedanken aus: „Rußland ist die erste Macht der Welt und muß es sowol in Anbetracht seiner Lage als seiner unerschöpflichen Kräfte sein“; er ruft dem Zaren zu: „Die fremden Gesandten, feile Hofschranzen und einige Personen in Eurer Kaiserlichen Majestät Umgebung finden alles, was Sie thun, wunderbar, staunenswerth, der Unsterblichkeit würdig. Die dem Hofe fernstehenden Geister aber, die ohne Leidenschaft und ohne Furcht urtheilen, zweifeln an Ihrer Uneigennützigkeit und tadeln Ihre Handlungsweise.“ Im weitern Verlaufe setzt er dem Zaren auseinander, derselbe habe sich zwecklos in den Krieg gestürzt und habe ihn ohne Resultate geführt; damit er aber Rußland vor allen Staaten erhöhe und sich einen Namen erwerbe, der den Ruhm sämmtlicher Vorgänger verdunkle, solle er mit Preußen, Oesterreich und Frankreich die Türkei theilen, eine griechische Republik, die unter dem Protectorate der vier Mächte stände, gründen, die bewaffnete Neutralität zum Zwecke der Niederhaltung Großbritanniens wiederherstellen und einen Vertrauensmann an Bonaparte senden, der in Beantwortung seiner Vorschläge über fünf Artikel mit letzterm unterhandeln solle; zu dieser Mission erbietet er sich selbst, gibt genau an, in welcher Weise man sie maskiren und die Welt durch Täuschungen davon abziehen könne, und schließt mit der Phrase: „So wird, wenn der Ewige, der Rußland seit langem schützt und zum Ruhme führt, das Unternehmen segnet, die Regierung Eurer Majestät Rußland und das neunzehnte Jahrhundert illustriren, indem sie die Kronen Peter's und Konstantin's, der großen Gründer der beiden gewaltigsten Weltreiche, auf demselben Haupte vereinigt.“ Paul

setzte beistimmende Noten an den Rand des Memoire, das am 14. (2.) October 1800 in Gatschina die vollste Bestätigung von seiner Hand empfing, und am 18. December 1800 wurde der Seebund der Neutralen gegen die britische Seeallmacht abgeschlossen; auch lebte sich Paul in den Gedanken ein, das britische Reich in Indien zu zerstören, und wollte das eben Rußland einverleibte Georgien als Station auf seinem Alexanderzuge benutzen. Die Feindschaft gegen Großbritannien entschied schließlich Paul's Uebertritt auf Bonaparte's Seite, er verjagte mit ungewöhnlicher Grausamkeit die unglückliche französische Königsfamilie im Januar 1801 aus seinem Reiche und rüstete zum Anschlusse seiner Streitkräfte an die Frankreichs; er rief Woronzow, den warmen Freund Englands, vom londoner Posten ab, was Rostoptschin großen Kummer bereitete, zumal er ja die Schwenkung zu Frankreich hin sehr gegen Neigung mitgemacht hatte. Damals schrieb er in Chiffern an den Freund: „Sie sehen, was ich unterschreiben muß und ob ich bleiben kann. Wenn man Sie so behandelt, welche Zukunft kann da meiner warten? Mein Herz blutet, und ich beklage Sie. Ich netze Ihre Hände mit meinen Thränen. Weinen wir zusammen!" Er ahnte, sein eigener Sturz sei nahe, und täuschte sich nicht. Graf Rostoptschin hatte sich mit dem ehemaligen Lakaien, nunmehrigen Grafen Kutaïssow (s. S. 235), überworfen und setzte seinen ganzen Einfluß ein, um diesen liebsten Gesellschafter Paul's zu beseitigen; er denuncirte ihn als einen Schurken, der des Kaisers Gunst verkaufe und in des Kaisers Namen willkürlich schalte, Kutaïssow aber galt bei Paul noch weit mehr als Rostoptschin; Paul war mit der Art und Weise, wie er sich gegen die Vorwürfe vor einer Senatscommission rechtfertigte, völlig zufrieden und verwies Rostoptschin als Verleumder, nachdem er ihn seines Dienstes enthoben, im März 1801 auf sein Gut Woronowo bei Moskau; darin, daß der Graf einen ihm dictirten Brief Paul's an Georg III. habe mildern wollen, sieht Bienemann wol mit Recht einen Vorwand und nicht den Grund zur Entlassung. Hingegen dürfte der verabschiedete Vicekanzler Graf Panin, der mit dem intriguanten Generalgouverneur von

St.-Petersburg und Polizeiminister Grafen Pahlen die Verschwörung gegen Paul ins Werk setzte, an Rostoptschin's Entfernung mitgewirkt haben; der gefürchtete Mann mußte Paul fern sein, damit die Unthat gelingen könne; unter seinen Augen und denen des Grafen Araktschejew konnten die Verschwörer nicht an ihr Opfer gelangen, darum erwirkten sie in Intriguen, wie letztere ja der Regierung Paul's ihr Gepräge gaben, die Verabschiedung beider Rathgeber, Pahlen wurde an Rostoptschin's Stelle Präsident des Collegs der auswärtigen Angelegenheiten und General-Postdirektor. Paul mochte Rostoptschin nicht lange entbehren, in seiner Nähe fühlte er sich instinktiv sicher und so schrieb er ihm: „Ich habe Dich nöthig, komme schnell zurück!" Der Graf machte sich auf den Weg, in Moskau aber meldete man ihm „den plötzlichen Tod" Paul's, und er ging wieder nach Woronowo. Das Attentat, denn so verstand er sofort den Todesfall, setzte ihn nicht in Erstaunen, er hatte Paul's wachsende Verhaßtheit verfolgt, er sagte sich aber mit Genugthuung, ohne seine Entfernung vom Hofe würde Paul noch leben, und griff Panin unverblümt an: „Seit er seine Stelle als Kanzler (d. h. Vicekanzler) verlor, ist sein Betragen derart, daß es das Schaffot der Gerechtigkeit, die Verachtung der Ehrenmänner und die Bewunderung der Lumpen verdient. Er und seines Gleichen haben mir die Ehre erwiesen, mich für den Einzigen zu halten, den man entfernen müsse. Es ist ihnen geglückt." Lebenslang verabscheute er Panin, Pahlen, Bennigsen und Paul's andere Mörder, hegte auch eine innere Abneigung gegen das Regiment Alexander's I., der über des Vaters Leiche zum Throne hinaufstieg. In einem Briefe an Woronzow vom April 1801 spricht er sich übrigens keineswegs leidenschaftlich, sondern kühl und gemessen aus; er schilderte seine Rußland geleisteten Dienste, hob besonders hervor, er habe drei Kriegserklärungen des hitzköpfigen Gebieters an Preußen und zwei an Oesterreich verhütet, beklagte sich über die Verleumder, die sich erfrecht zu behaupten, Frankreich habe ihn gekauft und Bonaparte ihm ein Goldservice geschenkt, und fuhr dann fort: „Ich habe Ihnen in diesem langen Briefe nichts vom seligen Kaiser

gesagt: dreißig über mich während einer vierjährigen Regierung ausgegossene Wohlthaten schließen mir den Mund, indem sie meine Seele mit ewiger Dankbarkeit erfüllen. Uebrigens möchte mein Lob seiner guten Eigenschaften verdächtig sein. Die Geschichte wird ihn nur zu streng beurtheilen; ich aber kann bezeugen, daß dieser Souverän bei allen Mitteln, ruhmreich zu regieren und sich anbeten zu lassen, niemals einen einzigen Augenblick des Glückes gekostet und ganz ebenso unglücklich geendet hat, wie er lebte." Paul's Günstling a. D. blieb ihm jedenfalls insofern treu, als er nie der Günstling Alexander's wurde.

Um nicht lauter Mörder seines Vaters in den ersten Aemtern um sich sehen zu müssen, rief Alexander I. den Grafen Rostoptschin sofort an den Hof, ernannte ihn zum Oberkammerherrn und General der Infanterie, gab aber bald seinen Bitten nach und gestattete ihm, ferner auf Woronowo zu leben; zeitweilig hielt sich der Graf auch in seinem Hotel in Moskau auf. Er führte eine glückliche Ehe, liebte Gattin und Kinder leidenschaftlich und leitete der letzteren Erziehung. Er suchte seine Güter zu heben, doch interessirten ihn nur materielle Verbesserungen; er gründete eine praktische Landbauschule und bat Woronzow, der wieder Gesandter in London war, um ein Dutzend englischer Schafe, um durch Kreuzung derselben mit schwedischen schönere Thiere und bessere Wolle zu erzielen; hingegen lag ihm jeder Gedanke an Humanität, an bessere Zustände seiner Leibeigenen fern, sociale Reformen und Emancipationsbestimmungen berührten ihn nie, während andere russische Edelleute der Zeit darin weit gingen. Für ihn war die Idee der Bauernemancipation absolut unverständlich und als ihn der Sohn des gefeierten Nationalökonomen Arthur Young in Woronowo besuchte, verschüttete er es in dem Momente mit ihm, wo er von seinem Projecte wegen der Verbesserung der Bauernlage sprach; der Graf sah in ihm einen Emissär Pitt's und äußerte: „Rußland ist denen allen zur Last! Gerade seine Regierungsweise ist es ja, die seine ganze Kraft ausmacht; ändert daran die Feder und Ihr habt statt eines Prachtuhrwerks nur noch eine Kukuksuhr." Als ausgesprochener

Altrusse trug er in sich Abneigung gegen die westeuropäische Aufklärung, somit natürlich gegen die von Frankreich ausgehenden liberalen Ideen; weil diese in St.-Petersburg Anklang fanden, erschien ihm die dortige Gesellschaft „infernal“ und er behauptete: „Man sieht da zu Hunderten junge Leute, die es verdienten, die Adoptivsöhne Robespierre's und Danton's zu sein ... Unsere Jugend ist schlechter als die französische; man gehorcht niemanden und fürchtet niemanden.“ Von Männern wie Laharpe sprach er darum wenig befriedigt, ihm galt er als „eine der Personen, die das Meiste beitrugen, um den ursprünglichen Charakter des Kaisers durch jene revolutionären Principien zu verderben, welche die Völker ins Unglück und die Souveräne aufs Schaffot führen“; und einmal meinte er, die verderbliche Erleuchtung (funestes lumières) würde zur Misachtung aller Gesetze verleiten. Daß unter Alexander soviel Fremde zu Amt und Einfluß kamen, tadelt er scharf; wie ungerecht war sein Urtheil über den Herzog von Richelieu, sein Spott über dessen gesegnete Wirksamkeit in Odessa! Rostoptschin stand an der Spitze der Frondeurs gegen Alexander's Regierung und am liebsten hätte er die kaiserliche Gewalt durch einen Bojarenrath beschränkt gesehen; er wühlte gegen Alexander's größten Staatsmann, den herrlichen Speranski, nannte ihn einen Jakobiner, machte Alexander's Vertrauen irre und trieb den Historiker Karamsin an, gegen Speranski zu schreiben. Von Woronowo aus unterhielt Rostoptschin eine ungeheure Correspondenz, die uns ein Spiegelbild seines originellen Charakters, seiner eigenthümlichen Anschauungen bietet und uns mehr über ihn lehrt, als Schnitzler, Ségur und andere Biographen. Während in der Correspondenz mit Graf Semen R. Woronzow 1803—13 eine Lücke klafft, führte Rostoptschin von 1803—5 einen eifrigen Briefwechsel mit dem ritterlichen Fürsten Paul Zizianow, dem Helden des Kaukasus; Rostoptschin's Sohn veröffentlichte ihn 1864 in nur zwölf Exemplaren, Bartenjew aber übertrug ihn ins Russische und brachte ihn im zweiten Bande der Zeitschrift „Das neunzehnte Jahrhundert“ (Moskau 1875). Dem Ministerium fern, trieb der Graf beständig Politik; nach wie vor em-

pfahl er das System bewaffneter Neutralität zwischen Großbritannien und Frankreich, die ihm für Rußland gleich gefährlich erschienen; er griff auf sein Memoire vom 14. October 1800 (s. S. 243) zurück, forderte die Theilung der Türkei und die Zerstörung des britischen Reiches in Indien durch ein Heer unter Zizianow. Für Bonaparte steigt sein Interesse; er erfährt, das Leben des ersten Consuls sei mehrfach von Mördern bedroht, und sagt 1803: „Ich wäre böse, wenn er zu leben aufhörte, denn ich sehe in ihm einen großen Mann, und indem ich die menschliche Schwäche kenne, entschuldige ich selbst seine Schwächen als Parvenu.“ Der nordische Seebund war in Trümmer zerfallen, Rußland und Frankreich hatten Frieden und am 11. October 1801 eine geheime Convention geschlossen, die sie zu Dictatoren in Europa machte, sie warfen gemeinsam das Los um Deutschland und bereits kündigte sich die Politik von Tilsit und Erfurt an, als sich das Blatt wiederum wandte Rußland und Oesterreich am 6. November 1804 eine Defensivallianz, Rußland und Großbritannien am 11. April 1805 ein Bündniß schlossen, dem Oesterreich am 9. August beitrat. Rostoptschin misbilligte den Eifer des Zaren für die neue Coalition, war voll Mistrauen auf Preußen und Oesterreich und höhnte: „Unser Kaiser, der schon die Masern und Blattern gehabt, will es noch mit den Engländern und Oesterreichern versuchen.“ An den Niederlagen der Coalition trugen dann nicht die Russen, sondern „die Deutschen“ die Schuld, wie er dies schon 1799 bei Zürich und bei Bergen behauptet hatte; geradezu läppisch sind seine Mittheilungen über die Niederlage von Austerlitz; wagt er ja unter anderem die Tollheit: „Der Plan Kaiser Alexander's wurde Bonaparte verrätherisch mitgetheilt: achtundvierzig Stunden vor dem zur Ausführung bestimmten Tage griff derselbe bei Tagesanbruch an. Zu Anfang legte die Hälfte der Oesterreicher die Waffen nieder, die andere Hälfte ging zum Feinde über, und einige schossen selbst auf die Unserigen. Die Garde befand sich zwischen zwei Feuern!!!“ Graf Rostoptschin war, wie wir oft genug berührten, ein leidenschaftlicher Gegner der Franzosen, die er mit wenigen Ausnahmen haßte,

und doch verehrte er ihre Literatur und schrieb französisch mit Meisterschaft, wie er überhaupt im Verkehrs- wie im Geschäftsstil seinesgleichen suchte, ohne auf besondere Tiefe Anspruch zu erheben; gerade in französischer Sprache griff er in Brief, Theaterstück und Brochüre gern die Franzosen an. Der ironischen Erzählung „O die Franzosen!“ und dem russischen Lustspiele „Nachrichten oder der lebendige Todte“ folgte 1807 in russisch anonym das Pamphlet „Laute Gedanken auf der rothen Treppe“; es war die Zeit vor Tilsit und der Altrusse warnte sein Volk davor, noch länger Frankreich nachzuäffen und sich zu entwürdigen; indem er Frankreichs Ehrsucht schmähte, versprach er seinen Landsleuten den Sieg, wenn sie, ihrer Heldenältern würdig, tapfer föchten; in der bei den gemeinen Russen so mächtig wirkenden Bildersprache redete er ihnen Muth zu, „damit der Feind, der gekommen sei wie ein brüllender Löwe, wie ein hungriger Wolf entfliehe und die Zähne fletsche“. Alexander aber schloß in Tilsit und Erfurt die innigste Bruderschaft mit dem Kaiser Napoleon, und erst mit dem Jahre 1812 trat ein abermaliger Umschwung in der Politik Rußlands ein, mit ihm das Ereigniß, das den Namen des Grafen Feodor Wassiljewitsch unsterblich machen sollte.

Napoleon war ohne Kriegserklärung am 25. Juni bei Kowno in Rußland eingefallen, und ein Schrei der Wuth entrang sich allen russischen Herzen; die Taktik des Oberfeldherrn Barclay de Tolly, den Feind immer tiefer ins Land hereinzulocken, um ihn dann zu vernichten, erregte bald den Unwillen der Altrussen und Alexander I. mußte ihn am 29. August durch den Fürsten Golenistschew-Kutusow, einen Altrussen, ersetzen. Rostoptschin, der erklärte Liebling der moskowitischen Partei, war Alexander zwar persönlich unsympathisch, doch erzwang dieselbe auch seine Berufung zu hohem Amte; eine Schwester des Kaisers unterstützte das Drängen der Altrussen, und Rostoptschin scheute sich nicht, durch Spott die Stellung desjenigen zu unterwühlen, den er verdrängen wollte: er machte den einäugigen greisen Feldmarschall Grafen Gudowitsch, den Generalgouverneur von Moskau, so carikirt nach, wie er die Revue abnahm, daß sich

alle vor Lachen nicht halten konnten; Gudowitsch wurde im Februar 1812 verabschiedet und Rostoptschin Generalgouverneur von Moskau. Generallieutenant J. Dreus hat im Decemberheft von 1889 der Zeitschrift „Russisches Alterthum“ das denkwürdige Jahr 1812 geschildert, über Rostoptschin's Thaten finden wir aber schon im ausgezeichneten Werke des Generalmajors M. Bogdanowitsch „Geschichte des Feldzuges im Jahre 1812“ (Leipzig 1863) werthvollen Aufschluß. Rostoptschin hat es wie wenige Menschen verstanden, Adel und Volk in Rußland zu nehmen, wie sie waren, mit ihnen und ihren Merkmalen zu operiren, er wußte Sand in die Augen zu streuen, durch Bilder den Fanatismus zu entflammen, alle Welt für sich zu gewinnen; er umgab das Alte, die Tradition, mit einem Glorienschein; im Bauern, behauptete er, liege die sicherste Garantie für die Integrität des Vaterlandes, „im Barte eines russischen Bauern“ sah er „ein Gibraltar“. Der patriotische Herausgeber des „Russischen Boten“, der mit ihm um die Wette gegen die Franzosen wüthete und der seine Eifersucht erregte, Sergei Glinka, bewunderte sein agitatorisches Talent, seine packenden Proclamationen und verglich ihn mit dem ersten Künstler der berechneten Phrase, mit Napoleon. Rostoptschin erweckte, sobald über die Kriegsereignisse ungünstige Nachrichten verlauteten, sofort Zweifel daran und schwächte so ihre Wirkung ab, er organisirte einen regelrechten Kundschafterdienst zur Ueberwachung aller, „die falsche Nachrichten verbreiteten“, „der Martinisten“, Freimaurer u s. w. Der Zar rief im Kreml von Moskau die drei Stände zusammen, Rostoptschin hielt Kibitken bereit, um jeden nach Sibirien zu schaffen, der Alexander unbesonnen fragen würde, dies wagte jedoch niemand und so waren seine Vorbereitungen unnütz. Der Generalgouverneur hatte trotz seiner Schmeicheleien an die russischen Bauern die Befürchtung, mit dem Versprechen der Freiheit könne Napoleon diese Leibeigenen verführen, und stellte, um dagegen zu wirken, seinem Rivalen in der Popularität, S. Glinka, 300,000 Rubel zur Verfügung, doch gab Glinka sie zurück; seiner Ansicht nach ließ sich auch der gemeinste Russe nie verführen. Ehe Alexander Moskau verließ, gab er Rostop-

tschin unumschränkte Vollmachten. Als die Franzosen auf das heilige Moskau marschirten, erließ der Generalgouverneur einen Aufruf an die Nation, zur Rettung „des Mütterchens" herbeizueilen; Golenistschew-Kutusow stand mit ihm in stetem Briefwechsel, schrieb ihm bisweilen mehrfach an einem Tage, um Brot, Lieferungen jeder Art, Fuhrwerk ꝛc. zu erhalten, und beide hielten es für unmöglich, Moskau den Franzosen zu überlassen; am 3. September meldete Rostoptschin dem Oberfeldherrn: „Ich verfüge über 10,000 Mann ausgerüsteter und zum großen Theile ausexercirter Rekruten. Ich habe nach allen benachbarten Gouvernements Couriere entsendet, um ihre Milizen nach Moskau zu beordern." Am 7. September unterlag Golenistschew-Kutusow bei Borodino dem sieggewohnten Napoleon, obwol er die Schlacht als vollständig gewonnen bezeichnet hat, Rostoptschin rettete selbst den auf den Tod verwundeten Fürsten Bagration, den Befehlshaber der zweiten Armee, den er als „zweiten Suworow" charakterisirte. Er ließ auf riesigen Scheiterhaufen die Massen todter Menschen und Pferde verbrennen, sendete einen Theil der Landwehr nach Moshaisk, sorgte für neue Munition, Schanzzeug und Fuhren und verstärkte das Hauptheer mit zwei neuformirten Regimentern, 4000 Mann stark. Er setzte an die Mauern Moskaus Anschläge von Siegen, die Ostermann, Wittgenstein u. a. erfochten hätten, und ermunterte in Aufrufen, wie z. B. in einem nach der Schlacht von Borodino, wo es hieß: „Moskau ist unsere Mutter; sie hat uns getränkt, genährt, reich gemacht. Im Namen der Mutter Gottes fordere ich euch auf, die Tempel des Herrn in Moskau, in Rußland zu vertheidigen! . . . Ich werde bei euch sein! Wir werden alle miteinander die Eindringlinge vernichten! Denen, die sich einfinden, Ruhm im Himmel! Denen, welche fallen, ewiger Friede! Denen, welche wanken, Strafe am Jüngsten Gericht!" Es wurde ihm aber bald klar, daß Golenistschew-Kutusow's Truppen zu Moskaus Vertheidigung nicht ausreichen könnten; er schaffte darum Urkunden, Schätze aus Kirchen und Palästen nach Wladimir, entfernte überhaupt den größten Theil aller Vorräthe und sagte

dem Oberfeldherrn, der Feind würde, falls er Moskau einnähme. nicht viel gewinnen, dem Herzog Eugen von Württemberg: „Würde ich gefragt, was zu machen sei, so würde ich antworten: Vernichtet die Hauptstadt, ehe Ihr sie dem Feinde preisgebt. Das ist die Ansicht des Grafen Rostoptschin. Was den Gouverneur der Stadt betrifft, der berufen ist, über ihr Heil zu wachen, so kann er solchen Rath nicht geben.“ Es lebten über 3000 Franzosen in Moskau, Rostoptschin ließ eine Reihe von ihnen und andere Ausländer, insgesammt 40 Leute, die besonders verdächtig schienen, wie er am 4. September dem Polizeiminister schrieb, „die aus der Canaille ausgewählte Canaille“ Ende August und Anfang September zu Wasser nach Makarjew transportiren. General Baron Marbot erzählt in seinen höchst unzuverlässigen Memoiren (1891), Rostoptschin habe an hundert kranke Franzosen, die ihm vom Heere zugesandt worden, achtundvierzig Stunden ohne Nahrung im Triumphe durch die Straßen führen lassen, wobei einige Hungers gestorben seien; zugleich seien Polizeiagenten mit einer Proclamation Rostoptschin's vor das Volk getreten, worin gestanden habe, so schwach seien alle Franzosen, sie zu tödten sei ein Leichtes, der Pöbel habe sie dann todtgeschlagen!! Schon im Juni war in Moskau ein würzburger Mechaniker Franz Leppich eingetroffen, der sich einige Zeit in Württemberg aufgehalten und mit dem Bau von Luftballons, mit der Anfertigung von Zündstoffen u. dgl. beschäftigt hatte, wie König Friedrich am 24. October Napoleon des näheren mittheilte; er nannte sich jetzt Schmidt oder Smid, galt für einen Holländer und hatte einen Gehülfen bei sich; er erbot sich gegen Rostoptschin, er wolle einen großen Luftballon bauen und mit Kriegsraketen ausrüsten, um die Franzosen aus der Höhe zu vernichten. Rostoptschin ging, blind im Franzosenhasse, auf den mehr als abenteuerlichen Vorschlag ein, besorgte alle erforderlichen Materialien und Arbeitskräfte nach Woronzow, einem Orte an der Straße Moskau-Kaluga, wo Schmidt, unter dem Schutze eines Detachements und vom Kaiser begünstigt, arbeitete, und ließ im August in den Localblättern das Volk im voraus von dem Ballon unterrichten, „der

nicht von Bösewichten (den Franzosen) komme, sondern bestimmt sei, sie zu vernichten". Als sich der Feind schon vor Moskau befand, wurde die Maschine mit Zubehör und Leuten auf 130 Wagen nach Nishnij-Nowgorod, im October nach St.-Petersburg geschafft; in Oranienbaum setzte Schmidt seine resultatlosen Versuche fort und 1813 verließ er Rußland. Moskau ließ sich nicht halten, und Rostoptschin berichtete am 13. September an Alexander: „Da ich überzeugt bin, daß das Schicksal Moskaus von einer Schlacht abhängt, werde ich alles thun, um auch die noch zurückgebliebenen Einwohner aus der Stadt zu entfernen. Ich bürge mit meinem Kopfe dafür, daß Bonaparte Moskau ebenso leer finden soll wie Smolensk. Jetzt beschäftige ich mich mit den Verwundeten, täglich kommen an 1500." An demselben Tage erhielt er von Golenistschew-Kutusow die bestimmte Nachricht, derselbe werde Moskau räumen, und in größter Eile ließ er das Werthvollste an Krongut und Archivalien fortschaffen; alle Fuhrwerke mußten zum Transporte der Kranken und Verwundeten dienen, alle Truppen auf der Straße nach Rjäsan aufbrechen, die Feuerwehr mit allen Löschgeräthschaften wurde nach Wladimir geschickt, der Polizeicommissär Woronenko erhielt Befehl, die Weinlager zu zerstören, die mit Spiritus und Branntwein beladenen Barken auf der Moskwa zu verbrennen und alle Wirthschaftsvorräthe zu vernichten. Alle Arrestanten des Stadtgefängnisses wurden nach Wladimir transportirt, nicht aber von Rostoptschin freigelassen, die Gewehre im Zeughause unter das Volk vertheilt; einige Polizeidiener blieben in Moskau, um es an mehreren Punkten anzuzünden. So überantwortete Rostoptschin die heilige Stadt den Flammen, ein ungeheuerliches Wagniß, gewagt, um Rußland von Napoleon zu erlösen! Ueber Jaroslaw schrieb er am 13. September an den Zaren: „Majestät! Das Benehmen Kutusow's entscheidet über das Schicksal der Hauptstadt und des ganzen Reiches. Rußland wird schaudern, wenn es die Räumung Moskaus erfährt, wo sich die ganze Größe Rußlands concentrirt und der Staub von Eurer Majestät Vorfahren ruht. Ich folge der Armee. Ich führe alles mit fort: mir bleibt nur übrig, das Vaterland zu be-

weinen." Er schickte die Polizei aus Moskau weg, befahl der Garnison den Abmarsch, überlieferte wegen Verbreitung einer gegen Rußland gerichteten Proclamation Napoleon's einen Kaufmannssohn Wereschtschagin mit den Worten: „Dein Verbrechen übersteigt alle vom Gesetze vorgeschriebenen Strafen. Ich übergebe Dich der Rache der Nation. Diesem Verräther verdankt Moskau seinen Untergang" dem Pöbel, der denselben niedersäbelte, und wies einen Franzosen, der über Rußland ungünstig geurtheilt hatte, also zurecht: „Gehe, ich verzeihe Dir; aber ich bitte, wenn die Räuber, Deine Landsleute, hier einziehen werden, ihnen zu erzählen, wie man bei uns Verräther bestraft." Am 14. September verließ er Moskau, das nun bis zum 20. in Flammen stand, während die Einwohner größtentheils auf die Nachbardörfer flüchteten; an der Jauskischen Brücke hatte er mit Golenistschew-Kutusow eine unerfreuliche Begegnung, er klagte über ihn bei Alexander und schloß sich Barclay de Tolly an; wie Moskaus Brand unbedingt sein Werk war, so steckte er auch sein Schloß in Woronowo selbst in Brand. Die Schilderung Marbot's von Moskaus Brand ist ebenso irrig wie die Ségur's u. a.; welches Märchen schrieb Königin Katharina von Westfalen am 1. October 1812 in ihr Tagebuch: „Der Gouverneur Rostoptschin hatte 6000 Uebelthäter in Freiheit setzen lassen und ihnen befohlen, an fünfhundert verschiedenen Punkten zugleich Feuer anzulegen. Er hat alle Feuerspritzen zerstören lassen, um jede Hülfe unmöglich zu machen. Tausend Paläste und sechzehnhundert Kirchen sind ein Raub der Flammen geworden. Das Hospital mit dreißigtausend Verwundeten ist verbrannt! Nie hat es ein schrecklicheres Beispiel von Barbarei gegeben."!! Bis zu welchen Phantasiegebilden die Muthmaßung über die Motive zum Brande Moskaus sich versteigen konnten, beweist Marbot, indem er sagt: „Der Hof wollte der alten Bojarenaristokratie einen tödlichen Streich versetzen, indem er die Stadt, den Mittelpunkt ihrer beständigen Opposition, zerstörte; die russische Regierung muß trotz ihres despotischen Charakters sehr mit dem hohen Adel rechnen, dessen Unzufriedenheit mehreren Kaisern das Leben gekostet hat. Da die mäch-

tigsten und reichsten Glieder dieses Adels Moskau zum nicht erlöschenden Herde ihrer Intriguen machten, so fand die über das Wachsthum dieser Stadt immer unruhiger werdende Regierung in der französischen Invasion eine Gelegenheit, sie zu zerstören. Der General Rostoptschin, einer der Urheber des Projects, wurde mit der Ausführung betraut, deren Odium er später auf die Franzosen werfen wollte, die Aristokratie aber ließ sich nicht täuschen, sie klagte die Regierung so laut an und zeigte eine solche Unzufriedenheit über die zwecklose Anzündung ihrer Paläste, daß Kaiser Alexander, um eine Katastrophe gegen ihn selbst zu vermeiden, genöthigt war, nicht nur den Wiederaufbau Moskaus zu gestatten, sondern Rostoptschin zu verbannen, der trotz seiner Proteste von Patriotismus in Paris starb, vom russischen Adel gehaßt." Napoleon war seit 14. September in Moskau, dessen Plünderung er den durch den Brand doppelt erbitterten Soldaten gestattete; Rostoptschin aber schürte durch neue Proclamationen, deren eine Bogdanowitsch mittheilt; da hieß es u. a.: „Vertilgt die noch übrig gebliebenen Streitkräfte des Feindes; es sind ihrer nur noch wenig und unser sind vierzig Millionen Menschen, die von allen Seiten herbeikommen, wie eine Herde Adler. Vertilgt das ausländische Ungeziefer und übergebt die Leichname den Wölfen und den Raben. Moskau wird sich dann wieder schmücken, seine goldenen Thurmspitzen und seine steinernen Häuser zeigen; die Nation wird von allen Seiten herbeiströmen. Beklagt unser Vater Alexander Pawlowitsch die Millionen für den Aufbau des steinernen Moskau, wo Er Sich mit dem heiligen Oele gesalbt und wo Er mit der Zarenkrone gekrönt worden ist? Er hofft auf Gott den Allmächtigen, auf den Gott der russischen Erde . . . Er ist der Vater und wir sind Seine Kinder; und der französische Bösewicht — ist der ungetaufte Feind. Dieser ist bereit, seine Seele zu verkaufen. Er war bereits Türke, ist nach Aegypten gezogen und hat Moskau geplündert . . . In noch nicht zwei Wochen wird er Pardon erbitten, Ihr werdet ihn aber nicht erhören, sein Ende ist nahe. Er verzehrt alles wie eine Heuschrecke . . . Verzaget nicht, russische Soldaten unterstützen Euch;

vernichtet den ausländischen Pöbel, das schmutzige Ungeziefer... Wer aber von Euch den Bösewichten dient, .. überliefert sich den Gerichten und fällt der Verachtung anheim; seine Seele wird mit den Bösewichten in der Hölle sein und im Feuer brennen, wie unsere Mutter Moskau gebrannt hat." Napoleon erklärte Rostoptschin ohne weiteres zum Urheber der entsetzlichen Feuersbrunst, in den Bulletins der Großen Armee wie im Moniteur wurde er als moderner Herostratus bezeichnet; der Graf sagte selbst, sein Name habe dem Brande als Refrain gedient wie einst der Marlborough's dem Kriegsliede, und Rambaud äußert 1876: „er habe nicht nur Napoleon's Geschick den Todesstreich versetzt, sondern die Krisis erweckt, welche über das Los Frankreichs vor Europa entschied und in die noch schwankende Wage des Schicksals das Gewicht warf, welches zu Frankreichs Nachtheil den Ausschlag gab". Napoleon trat von Moskau am 19. October seinen von Unheil verfolgten Rückzug aus Rußland an, Rostoptschin kehrte Anfang November nach Moskau zurück, wo er den Armen, für die ihm Alexander zwanzig Millionen Rubel übermacht hatte, nach Kräften aufhalf und wieder Ordnung schuf. Heer und Volk gegenüber nannte er ohne weiteres die Franzosen als Urheber des Brandes, denn der Haß sollte nicht erkalten! Ja an seinen Freund Woronzow in London schrieb er nach zehnjähriger Pause am 28. April 1813, der Brand von Moskau sei nicht sein, sondern Napoleon's Werk: „Napoleon sah sich in seinen großen Hoffnungen auf die Dispositionen des Zaren und des russischen Volkes betrogen. Er überlieferte nun die Stadt den Flammen, um einen Vorwand zu haben, sie der Plünderung zu überliefern!" und 1814 versicherte er demselben Adressaten, der sich aber nicht irre führen ließ: „Bonaparte hat, um das Odium einem andern zuzuwälzen, mich mit dem Titel Brandstifter beschenkt und einige Russen glauben daran — mich, der bei der ganzen Geschichte fast eine Million verloren hat, denn Woronowo ist mit allen Gebäuden abgebrannt; mein Landhaus, das mich 150,000 Rubel gekostet, wurde auf höchsten Befehl Bonaparte's verbrannt; meine Bibliothek, meine Gemälde, meine Kupferstiche, meine

physikalischen Instrumente, alles ist geplündert und geraubt. Ich sage es Ihnen als meinem Freunde, denn ich spreche nicht darüber und denke nicht daran." Diese Ableugnung der That, die „Moskau", um Rostoptschin's Wort zu gebrauchen, „zum Grabe der Macht des Teufelsmenschen stempelte", reimt sich nicht mit der gleichzeitigen Betonung, welch wüthenden Haß Bonaparte gegen ihn hege und wie dieser Haß seinen Namen unsterblich mache wie den Sidney Smith's, der ihm bei Accon die Ruhmesbahn versperrte, reimt sich nicht mit dem Begehren, die City von London möge ihm „einen Ehrendegen, eine Vase oder das Bürgerrecht" verleihen, „alles sei ihm von einer Nation hochwillkommen, welche die guten Handlungen zu schätzen wisse; sein Anrecht aber seien der Haß des Corsen und das Böse, das er ihm zugefügt habe". Merkwürdig genug klang diese Bitte des hochmüthigen Moskowiters an die City, und nicht wenig mag ihn der Miserfolg erbittert haben; Woronzow suchte ihn zu trösten: „In der City dominirt die Hefe, die Corporation ist der äußersten Verachtung anheimgefallen, denn Jakobiner leiten sie, sie hat das Bürgerrecht, vergoldete silberne Dosen und Becher an Leute verschleudert, die von den Gerichten verurtheilt worden . . . Meine Tochter schreibt mir, das Pferd, welches bei den Rennen in Salisbury den Preis gewann, hieß Rostoptschin." Auf den gestürzten Napoleon ergoß sich der ungezügelte Hohn seines Feindes; hatte er ihn einst einen großen Mann genannt, so rief er 1814: „Welches Ende hat dieser elende Bonaparte genommen! seitdem er zum Consulate gelangte, seit dem Tode des Herzogs von Enghien und dem mailänder Abenteuer war ich überzeugt, er sei ein Lump. Ohne von seinen militärischen Schnitzern zu reden, hat er sich feiger als Nero gezeigt, denn der hat wenigstens, weil er nicht den Muth besaß, sich zu tödten, seinen Freigelassenen damit betraut." Allerhand Anklagen wegen seiner Roheit und Härte als Generalgouverneur erschütterten Rostoptschin's Stellung, Alexander I., der ihm nie gewogen war, beleidigte ihn öffentlich, er forderte und erhielt im Juli 1814 die Entlassung vom moskauer Posten, wurde zwar Mitglied des Reichsraths, besaß aber

nicht den mindesten Einfluß und mußte sich gestehen, seine politische Rolle sei ausgespielt.

Er ging ins Ausland; wir finden ihn 1815 in Berlin, wo er seine Galle über alles verspritzte; er konnte die Deutschen überhaupt nicht leiden, behauptete, sie gingen in Langeweile, Bier und Tabak auf, verhöhnte 1817 Friedrich Wilhelm III. als „Maulaffe", den Tugendbund als „tue-jambon" und machte den Fürsten Badens und Nassaus ein Compliment darüber, daß sie, trotzdem ihr Land am Rhein liege, keinen Marineminister anstellten; er sagte: „Seit Bonaparte's Entfernung haben sich die Deutschen mit Stolz und Nationalehre vollgestopft, und ich beweise ihnen immer, sie hätten nichts weiter gethan als sich mit den Siegern zu vereinigen und einen Feind zu verfolgen, der im Kriege zu Boden geschmettert und auf seine eigenen Mittel reducirt worden ist. Die Deutschen werfen den Franzosen vor, Plünderer zu sein; was haben sie aber selbst während Bonaparte's Regiment gethan? Sie haben sein Joch rauchend getragen und ihm geholfen, ihre Nachbarn, ihre Freunde zu bestehlen. Sie mögen es nicht, wenn man ihnen klar macht, es gebe nur drei Nationen in der Welt: die englische, die russische und die spanische. Trotzdem und obwol sie jederzeit zerstückelt waren, prahlen sie laut mit ihrem germanischen Ruhme. Alles ist national, und die armen Frauen, die ohne Nationalunterschied die Männer jeden Landes lieben, sind die einzigen, die weder an den patriotischen Maximen, noch an dem Enthusiasmus und den Freuden des Patriotismus Geschmack finden." Das deutsche Volk hatte somit keinen Gönner an Rostoptschin. Er ging nach Paris, nach Teplitz und Karlsbad; es zog ihn aus Frankreich, dem Lande der „Variationen", zu seinem alten Freunde Woronzow ins „Land der Realitäten", doch ein kurzer Aufenthalt genügte, um ihn zu enttäuschen: „Ich bin von der Charybdis in die Scylla gerathen . . . Am meisten frappirte mich in England, daß die Hälfte Englands vor Langeweile und die andere vor Hunger crepirt, daß der freie Engländer der Sklave der Mode und der Etikette ist und daß es nur vier Klassen feiner und zuvorkommender Leute gibt: die Kaufleute,

die Postillons, die Gastwirthe und die Kinder. Ich habe unter dem Schutze der Gesetze und des Regenschirms gelebt, denn bei dreißig Tagen hat es achtundzwanzig geregnet." Wohin immer der originelle Cyniker kam, erregte er das größte Aufsehen; ihm flog das Gerücht voraus, er habe als Patriot das schwerste Opfer gebracht, habe das „hochheilige" Moskau verbrannt, um Rußland zu erlösen; ein gewisser Zauber umgab ihn, seine vielfach auf das Blenden berechnete Conversation fesselte jedermann, freilich schonte sein kaustischer Witz niemanden. Hatte er 1816 seiner Tochter gegenüber die Erklärung abgegeben: er habe den Brand von Moskau vorbereitet, ihn aber keineswegs ins Werk gesetzt, so schwächte er 1817 diese Concession noch ab, indem er Varnhagen von Ense[1] sagte, er habe nur „die Gemüther der Menschen entzündet"; so spielte er den Umständen nach mit einer That, die zweifellos ihm angehörte, gab sie als Schauspieler par excellence bald ganz, bald halb zu, bald leugnete er sie ab. Seine Correspondenz, aus der wir mehr von ihm kennen lernen als aus sämmtlichen Büchern, und seine Handlungen haben uns Rostoptschin als Erzfeind Frankreichs gekennzeichnet; muß es da nicht Wunder nehmen, daß er 1817 nach Paris übersiedelte, nach dem modernen Babylon, das er so bitter getadelt? Aber auch als Einwohner von Paris bleibt er seiner Tadelsucht treu; es ist lediglich Spott, wenn er Paris „die Hauptstadt" oder „die Regentin Europas" nennt, für Frankreich findet er die Bezeichnungen „die große Nation, ein und unbesiegbar, obwol zertheilt und geschlagen" und „die größte Dirne der Welt"; ja er stand nicht an zu behaupten: „Die Welt wird nie Ruhe haben, solange es eine französische Nation mit Paris als Hauptstadt geben wird. In der Rue Richelieu muß Gras wachsen und im Palais Royal muß man wilde Hasen schießen. Man hat 1814 und 1815 eine schöne Gelegenheit versäumt, Frankreich außer

[1] Varnhagen gibt eine Charakteristik von Rostoptschin's Wesen im 9. Bande seiner „Denkwürdigkeiten"; er lernte ihn bei Baron Tettenborn in Baden kennen.

Stand zu setzen, auf daß es Europa nicht mehr schaden könne", und ein anderes mal schrieb er an Woronzow: „Armes Land! Schufte, Knicker, Schelme, Strohköpfe und Canaillenpläne. — Hier brauchte man das Regime der Irrenhäuser, Zwangsjacke und Stock. — Je mehr man diese französische Race kennen lernt, desto mehr nimmt man das große Princip an, das man bei den Franzosen befolgen muß: verachten und zerschmettern!" Voll Animosität verfolgte er den Parteikampf in Frankreich, den Streit um die Charte und die Freiheiten; ihm erschienen diese Kämpfe Tollhausstreiche, die bedeutendsten Staatsmänner und Redner Narren und Schwätzer; er verhöhnte Ludwig XVIII., „der gut verdaue und folglich ruhmreich herrsche", wie Monsieur; einen „tollen Franzosen, einen Naseweis" nannte er Decazes, einen „Schuft" Manuel, die Royalisten „Dummköpfe", die Liberalen „die Partei der Guillotine"; bei der Ermordung des Herzogs von Berry fand er Anlaß zu Bonmots, bei der Geburt des Herzogs von Bordeaux äußerte er: „Ich betrachte ihn als einen Aufschub für die Bourbons, eine Hoffnung für die Royalisten, einen Geächteten für die Liberalen, eine Merkwürdigkeit für Frankreich und für Europa einen Prätendenten." Alle liberalen Velleitäten blieben dem starren Vertreter des Altrussenthums, dem Bekenner des Princips der Leibeigenschaft, fremd und unbegreiflich; darum traf seine Misbilligung die Glaubensverwandten, die Griechen, bei ihrem Verzweiflungskampfe gegen ihre Herren, die Türken, darum stand er auf der Seite Ferdinand's VII. von Spanien und Ferdinand's I. beider Sicilien gegen ihr Volk und verabscheute „die liberale Canaille", deren Einfluß auf Rußland er jetzt wie in den Tagen der großen Revolution fürchtete. Mit seiner Aufnahme in Frankreich hätte Feodor Wassiljewitsch wahrlich zufrieden sein können, anstatt derart zu schmähen; die höchststehenden Personen suchten seine Gesellschaft, im Theater blickte man mehr auf ihn als auf die Bühne, jede Art von Auszeichnung wurde ihm erwiesen, man schien 1812 vergessen zu haben, und doch bekannte er: „Ich werde Paris verlassen, ohne mich dort nach einem einzigen Wesen zu sehnen." Auch die Familienbande, die ihn mit Frank-

reich verknüpften, änderten nichts an seiner Abneigung: im Juli 1819 hatte seine Tochter, Gräfin Sophia Feodorowna, in Paris den Escadronschef Grafen Eugène de Ségur, nachmals Pair von Frankreich, geheirathet; eine Freundin der geistreichen Frau Swetschin, trat sie zur römischen Kirche über, beschäftigte sich in Paris und Les Nouettes, ihrem von Rostoptschin geschenkten Landsitze, mit dem Abfassen von Kinderschriften und starb 1874 in Paris; man hat sie „le Balzac des Bébés“ genannt; ihr Sohn, Graf Anatole de Ségur, schrieb 1871 ein sehr gefärbtes Leben seines Großvaters Rostoptschin. Gleichzeitig mit Sophia heirathete in Paris ihre Schwester, Gräfin Natalie Feodorowna, die griechisch-katholisch blieb, den Oberst und wirklichen Staatsrath Dimitri Wassiljewitsch Narischkin, einen Neffen des treuen Woronzow. Während des pariser Aufenthalts arbeitete Rostoptschin eifrig in seiner Bibliothek, die er reich ausstattete, und schrieb, neben der Fortsetzung des Briefwechsels im großen Stile, zwei französische Werke, die berühmten „Mémoires écrits en dix minutes“ (Paris 1839) und die zum Fragezeichen seines ganzen Lebens gewordene „Vérité sur l'incendie de Moscou“ (1823). Es zog ihn nach der Heimat, wo ihm Tausende als dem Zerstörer ihrer Habe grollten, und er leugnete die wichtigste That seines Lebens, um in Rußland freundliche Aufnahme zu finden — ein höchst eigenthümlicher Schritt des excentrischen Mannes auf Kosten der Wahrheit. Ob die noch ungedruckten Briefe Rostoptschin's an Alexander I., die noch 1892 im „Russischen Archiv“ erscheinen sollen, wie mir Bartenjew schreibt, über diesen Punkt Aufschluß geben werden, entzieht sich meiner Kenntniß.

Rostoptschin bezog Woronowo, das aus der Asche erstanden war, administrirte sein bedeutendes Vermögen und beschäftigte sich mit der Geschichte des Jahres 1812; auf sein Ansuchen gewährte ihm der Kaiser den vollen Abschied unter Belassung des Titels als Oberkammerherr, und er ließ sich in Moskau, dem Centrum des Altrussenthums, nieder, jedem Antheile an der Politik entsagend, ein todter Mann. Ueberall unzufrieden, weil ohne innern Frieden, tadelte er Alexander's Militärcolonien, das unglückselige Werk des „bösen Geists“ Araktsche-

jew, die Bibelgesellschaft, die Constitutionsgedanken u. s. w., entblößte die betrügerische Verwaltung, nannte Rußland das moralisch brandigste Land der Welt und schrieb von der Stadt, von der sein Name seit 1812 untrennbar ist: „Dieses Moskau widersteht mir; man kann sich nicht an ein stumpfes, müßiges und kriechendes Publikum gewöhnen . . . Das Leben hier theilt sich zwischen den Karten, der Gefräßigkeit und der Verleumdung; man sieht nur gemästete Männer und aufgedunsene Frauen und wäre versucht zu glauben, hier züchte man Kapaunen und Poularden." Seine Gemahlin nannte einst der Gesandte König Jérôme's in St.-Petersburg, Graf von dem Bussche, in einem Berichte nach Cassel „eine der geistvollsten Frauen Rußlands"; die Ehe mit ihr war sehr glücklich, doch starben von acht Kindern drei in zarter Jugend. Da gelang es den Jesuiten, dem gewandten Joseph de Maistre und dem Abbé Surrugues in Moskau, die Gräfin zur römischen Kirche zu bekehren; sie schwur ihren bisherigen Glauben in Moskau ab, wie es auch ihre Schwestern außer der Gräfin Tolstoi thaten, verhehlte es Rostoptschin Monate lang, endlich gestand sie ihren Schritt und versetzte ihm damit einen furchtbaren Schlag; in dem schrankenlosen Eifer der Neophytin strengte sie alles an, um ihren Gatten zur Conversion zu bewegen, und führte ihre reizende achtzehnjährige Tochter, Gräfin Lise, noch im letzten Lebensmomente im März 1824 in Roms Gemeinschaft hinüber; unter dem Schleier der Anonymität gab sie ultramontan gehaltene Werke heraus und ist, 83 Jahre alt, am 28. September 1859 in Moskau gestorben; 1836 war ihr der älteste Sohn, Graf Sergei Feodorowitsch, bereits im Tode vorangegangen, ihr jüngstes Kind, Graf Andrei Feodorowitsch (Oct. 1813 in Moskau geboren) überlebte sie. So trübte viel Schmerz die letzten Lebensjahre Rostoptschin's, dessen Gesundheit gebrochen war; Rheumatismus, Gallenleiden und andere Gebrechen plagten ihn und steigerten seine Misanthropie; vor der Zeit war er ein hinfälliger Greis, dem des Lebens Freude ein Buch mit sieben Siegeln geworden war. Bereits lag er an der Brustwassersucht darnieder, da drang nach Moskau die

Nachricht vom Tode Alexander's und vom Dekabristen-Aufstande; so erlebte er noch die vierte Regierung, doch war seine Stunde gekommen. In gläubigster Fassung unterzog sich der Mann, dessem Spott sonst nichts heilig gewesen, den letzten Forderungen seiner Kirche und in ihrem Frieden ging er, im 61. Jahre seines Alters, am 30. Januar 1826 in jene Welt hinüber, in der vielleicht Dschingis-Khan, der angebliche Ahnherr, den verfeinerten Epigonen, den Zerstörer Moskaus, erwartete.

Ignatius von Loyola.

Von

Dr. Felician Geß in Leipzig.

Es war der Mai des Jahres 1521. Martin Luther war auf dem Heimwege aus Worms von befreundeter Macht überfallen und auf die Wartburg in sicheres Versteck gebracht worden. Der einundzwanzigjährige Kaiser Karl V., zugleich König von Spanien, hätte den schon vom Papst gebannten Mönch in die Acht erklärt und wandte — ohne das geringste Verständniß für die immer wachsende innere Bewegung unter seinen deutschen Unterthanen, deren Sprache er ja noch nicht einmal verstand, — sein ganzes Augenmerk nach Westen, auf seinen gefährlichsten Widersacher Franz I. von Frankreich, der soeben das blutige Vorspiel jahrzehntelanger Kämpfe an der spanischen Grenze eröffnet hatte.

Dort war die Festung Pamplona von französischen Truppen umlagert, und bei der Aussichtslosigkeit ihrer Vertheidigung stimmten sämmtliche Offiziere der spanischen Besatzung für Capitulation, nur der jüngste, der achtundzwanzig- oder dreißigjährige Iñigo Recalde de Loyola — nennen wir ihn kurz, wie er es selber später that, Ignatius — war anderer Meinung und wußte durch beredte Vorstellungen den Commandanten und die Kameraden zum Entscheidungskampfe zu bestimmen.

Kaum hatte dieser begonnen, als eine Kanonenkugel das rechte Schienbein des Ignatius zerschmetterte. Vierzehn Tage blieb er in der von den Feinden eroberten Festung liegen; dann brachte man ihn nach seinem Familienschlosse Loyola in der baskischen Provinz Guipuzcoa. Die Aerzte erklärten, die Wunde sei schlecht verheilt, und schickten sich an, den Knochen noch ein-

mal zu brechen. Ignatius verzog keine Miene und gab keinen Laut von sich, er ballte nur die Fäuste zusammen. In der Folge schwanden seine Kräfte immer mehr dahin; man rieth, er möge die letzte Beichte ablegen, und er empfing die Sterbesacramente am 28. Juni, dem Tage vor St. Peter und Paul.

Von jeher war er dem heiligen Petrus treu ergeben gewesen, und siehe da! — mit dem Tage des Heiligen trat eine Wendung zum Bessern ein. Noch einmal freilich mußte das Messer des Chirurgen herhalten, ein Knochen mußte entfernt werden, da sonst das Bein eine unförmliche Gestalt anzunehmen drohte, und weitere Wochen und Monate blieb der junge Offizier an das Lager gefesselt.

Was wird aus seiner Carrière werden? wird er sie fortsetzen können? wird er sie aufgeben müssen? — es galt, sich mit dem harten Gedanken vertraut zu machen!

Er verlangte nach Unterhaltung, nach den oft gelesenen Ritterromanen. Aber in dem Schlosse fanden sich alles in allem nur zwei Bücher, eine Lebensbeschreibung Christi und eine solche verschiedener Heiliger. Er machte sich an ihre Lektüre. Sie regte ihn an, sie ergriff ihn, sie führte ihn auf bisher fremde Gedanken. Was da vom heiligen Franciscus und Dominicus geschrieben stand, weckte in seiner Seele einen heißen Durst nach großen Thaten im Dienste des himmlischen Heerführers, ein mächtiges Verlangen, jenen es nachzuthun, ihnen gleichzukommen, sie zu überbieten in geistlichem Heldenthum.

Dann verschwanden ihm diese Gedanken wieder und andere, vertrautere, früher oft gehegte drängten sich an ihre Stelle. Er dachte an die auserwählte Dame seines Herzens; sie war keine Gräfin, sagte er später einmal, sie war keine Herzogin, sie war noch mehr. Wie sollte er in ihre Stadt reisen? Wie sollte er sie anreden, welche Scherze ihr erzählen und welche Reiterkünste ihr vormachen? — Wieder schweifte sein Sinn ab und zu den vorigen geistlichen Gedanken zurück, und dann wiederum zu diesen weltlichen.

Beiden hing er mit gleichem Genusse nach. Aber da überkam es ihn eines Tages wie eine Erleuchtung, und er gestand

sich, daß die weltlichen Gedanken doch schließlich ein Gefühl der Leere, die geistlichen ein Gefühl des Erhobenseins in seinem Innern zurückließen. Er schloß daraus, jene führe ihm der Teufel und diese führe Gott ihm vor die Seele. So wollte er in Zukunft nur diesen noch Raum geben, und immer dringender ward sein Wunsch beim Zurückschauen auf die Eitelkeiten seines frühern Lebens, jenen heiligen Männern es gleichzuthun, zu büßen als Jerusalempilger unter Fasten und Kasteiungen.

In ein kleines Heft schrieb er die wichtigsten Stellen aus den Legenden ein; rothe Farbe wählte er für die Worte Christi und blaue für die Worte Maria's, er achtete auf saubere Linien und zierliche Buchstaben. Kam die Nacht herauf, so schaute er lange in die Sterne und bei diesem Schauen wuchs ihm Muth und Wunsch, Gott zu dienen eben durch eine mühselige Wanderung nach dem Heiligen Lande. Doch was sollte später aus ihm werden? Nein! rief er sich zu, warum jetzt schon solche Ueberlegungen — nur einmal auf und nach Jerusalem!

Kaum hatte er wieder leibliche Kräfte gewonnen, so erklärte er dem Bruder unter Verheimlichung seines eigentlichen Reisezieles, er wolle bei seinem Lehnsherrn, einem Herzog, sich gesund melden. Wirklich begab er sich zunächst dorthin; dann aber schickte er seine Diener zurück und ritt allein dem Osten zu, nach dem in Catalonien liegenden Montserrat.

Auf dem Wege gesellte sich ihm ein maurischer Ritter bei, der wie die meisten seiner Stammesgenossen nicht aus Ueberzeugung, sondern allein dem Zwange folgend den christlichen Glauben angenommen hatte. Ihr Gespräch drehte sich um die Mutter Gottes. Der Maure spöttelte über ihre Jungfrauschaft und ließ sich durch keine Gegenrede vom Spotte abbringen; Ignatius mühte sich redlich; der Maure aber lachte, trennte sich und ritt voraus.

Ignatius machte sich die bittersten Vorwürfe, daß er nicht die Waffe gezogen, um die Ehre der Jungfrau zu retten. Noch konnte er ihn erreichen — aber eine Stimme in seinem Innern schien gleichzeitig davor zu warnen. So ließ er am nächsten Kreuzwege seinem Thier die Zügel: würde es die Straße

des Spötters laufen, dann auf und ihn niederstechen! Aber das Thier wählte den andern Weg, — Ignatius fühlte sich beruhigt.

Auf dem Montserrat schrieb er einem alten Mönch seine Generalbeichte auf, mit aller Umständlichkeit, fast drei Tage brauchte er dazu. Dann schenkte er seine ritterlichen Kleider einem Bettler und zog ein einfaches Pilgergewand an; seine Waffen legte er nieder auf dem Altar Maria's, vor dem er eine ganze Nacht hindurch bald stehend, bald knieend im Gebet versunken zubrachte. Am Morgen nahm er das heilige Abendmahl und zog von dannen. Aber nicht auf der großen Straße, die zur Hafenstadt Barcelona führte, von wo aus er nach Italien überfahren wollte; sie war ihm zu belebt; er wählte einen Seitenweg nach dem Städtchen Manresa; hier wollte er einige Ruhetage machen, auch einiges aufzeichnen in jenes kleine Heft, das er immer sorgsam bei sich verwahrte.

Doch aus den wenigen Ruhetagen ward in Folge längerer Krankheit ein mehr als zwölfmonatlicher Aufenthalt in Manresa, und dieser sollte für die innere Entwickelung des Pilgers die größte Bedeutung gewinnen.

Anfechtungen, Gewissensbisse, strenge Selbstprüfung waren ihm bis auf jene Tage völlig fremd gewesen, und trotz mancher Beichte hatte er wenig über seinen innern Menschen nachgedacht. Die Vergangenheit war nicht Gegenstand seines Sinnens gewesen, die Zukunft nur hatte ihm vorgeschwebt mit den immer heller erglänzenden Farben weltlichen und geistlichen Heldenthums. Hier in Manresa erst lernte er innere Kämpfe, Gewissensangst und Anfechtungen kennen, lernte sie zugleich aber auch auf eigene Art überwinden und ward so erst der Mann, der die Bewunderung der Mit- und Nachwelt sich erwarb.

Sein Ritterkleid hatte er abgelegt; doch hielt er es für seine Pflicht, noch weiter in der Selbsterniedrigung zu gehen, auch die ritterliche Art, die auf die Pflege des Aeußern hält, glaubte er als Eitelkeit abstreifen zu müssen; er kämmte und schnitt sein Haar nicht mehr und ließ die Nägel wachsen. Aber dieser Wechsel geschah zu rasch, der Unterschied von gestern und heute

war zu peinlicher Art, als daß nicht früh der Zweifel sich eingestellt hätte, ob er denn dies Leben der Entsagung werde durchführen können die vierzig, fünfzig Jahre, die er wol noch vor sich habe. Freilich, bald fand er sich wieder: elende Creatur! bist du denn sicher, auch nur eine Stunde weitern Lebens vor dir zu haben? . . . . . .

Aengstigende Gedanken anderer Art vermochte er so kurzer Hand nicht abzuweisen, mit immer erneuerter Gewalt drangen sie auf ihn ein: vor seine Seele trat eine Uebertretung nach der andern, die er in seiner Generalbeichte übergangen, und holte er auch das Versäumte in oftmaliger Beichte nach, er konnte doch zu keiner Ruhe kommen. Der Beichtvater rieth ihm, alles aufzuschreiben, was in seinem Gedächtniß geblieben, — was half's, wo immer minutiösere Scrupel von Tag zu Tag sich einstellten! Möchte er mir doch verbieten, so wünschte Ignatius und wagte doch nicht den Wunsch zu äußern, möchte er mir doch verbieten, der weitzurückliegenden Dinge zu gedenken, ich würde gehorchen und wäre der Scrupel ledig. In der stricten Befolgung beichtväterlicher Gebote sah er schon damals den sichersten Hafen für die bedrängte Seele. Anscheinend kam der Beichtvater dem stillen Wunsch entgegen, wenn er ihn nur das bekennen hieß, dessen er klar und deutlich sich entsinne; hätte er nur nicht gemeint, sich klar und deutlich auch des Geringsten noch entsinnen zu können!

In der Zelle, die ihm die Dominicaner in Manresa eingeräumt hatten, betete er des Tages sieben Stunden auf den Knien, er geißelte sich dreimal des Tages. Trotzdem, die Gewissensängste ließen nicht nach. Er war der Verzweiflung nahe, er wollte sich zum Fenster hinunterstürzen — da schreckte er zurück vor der Sünde des Selbstmordes und rief „Herr, ich will nichts wider Dich thun!"

Er hatte einst von einem Heiligen gelesen, der durch langes Fasten die Erfüllung eines Wunsches bei Gott erreicht; ihn nahm er sich zum Vorbild und fastete von einem Sonntage zum andern. Da verbot es ihm sein Beichtvater, er folgte und fühlte sich zwei Tage ruhig und frei; am Dienstag aber tauchten die

Scrupel wieder auf und Erinnerung auf Erinnerung an ehemalige Sünde drängte sich vor seinem Geist.

Da fühlte ich auf einmal, hat Ignatius später erzählt, es ist der Teufel, der dir diese Scrupel erregt! Er faßte den festen Entschluß, niemals fortan in der Beichte das Längstvergangene zu erwähnen. Er war befreit und war überzeugt, Gott habe ihn befreit.

Nach wie vor wandte er sieben Stunden des Tages aufs Gebet, die übrige Zeit aber auf geistliches Gespräch mit Männern und Frauen; denn schon war er in der Stadt eine verehrte Persönlichkeit geworden, man flüsterte von seiner hohen Herkunft, man bewunderte seine Selbsterniedrigung, man beobachtete während Messe und Predigt sein Versunkensein in Demuth und Andacht; die Leute kamen, sich an seinen Worten zu erbauen, und eine alte angesehene Frau brach voller Eifer in den Ruf aus: „O möchte Dir doch eines Tages unser Herr Jesus Christus erscheinen!"

Geringe Zeit nur blieb dem wundersamen Mann zum Schlaf, auch diese noch ward ihm verkürzt, denn lag er auf dem Bette, so ließen ihn Erscheinungen und Gesichte nicht zur Ruhe kommen. Ihm schien's, es könne nur der Teufel sein, der sie ihm schicke, um ihn vollends zu entkräften. So nahm er sich fest vor, die zum Schlaf bestimmte Zeit auch wirklich zu schlafen, und dem Vorsatz folgte auch diesmal wieder pünktlich, wie einem militärischen Commando, die Ausführung.

In jenen Stunden aber, die er dem Gebete festgesetzt, da wurden nicht durch Teufels List, sondern durch Gottes Güte selige Erleuchtungen, erhebende Stimmungen, wunderbare Erscheinungen ihm zutheil. Einmal glaubte er die Dreieinigkeit wahrzunehmen als eine Cither mit drei Saiten — er brach in Thränen aus und wußte nur noch von dem Geheimniß der Dreieinigkeit zu reden. Dann wieder schaute er oft und lang während des Gebetes die menschliche Gestalt Christi, wie einen hellschimmernden Körper, nicht groß, nicht klein, die einzelnen Glieder vermochte er nicht zu erkennen. Ein andermal war es Maria, die so vor ihn trat. Und wenn auch keine Schrift,

rief er sich zu, von den Mysterien der Gottmenschheit Christi und der Jungfräulichkeit seiner Mutter uns erzählte, durch diese Gesichte wäre ich doch ihrer Wahrheit so gewiß, daß ich für sie mein Leben lassen müßte!

Wir brauchen uns nicht noch weiter in das Helldunkel der inneren Erlebnisse dieses Mannes zu verlieren. Seine hervorstechendsten Charakterzüge dürften uns schon vor Augen getreten sein.

Ignatius war überzeugt vom Vorhandensein teuflischer und göttlicher Eingebungen; um sie als die einen oder die anderen zu diagnosticiren, genügte ihm völlig sein subjectives Empfinden. Er war ein verzückter Schwärmer: Erscheinungen, Erleuchtungen, unbestimmbare Eindrücke befriedigten sein religiöses Bedürfniß und füllten es aus; er war aber wiederum der nüchternste Haushalter im Bereich seiner Schwärmereien, ein Schwärmer, der sich die Zudringlichkeit seiner Schwärmereien für gewisse Stunden aufs entschiedenste verbat; bei allem Hinschmelzen in Gefühlen und allem Thränenerguß ein Mann von eiserner Energie und schrofffster Selbstbeherrschung.

Zu Beginn des Jahres 1523 finden wir ihn in der Hafenstadt Barcelona, auch hier binnen kurzem einen frommen Kreis vornehmlich von Frauen um ihn geschart. Es lag etwas Magnetisches in ihm. Doch ließ er sich durch keine Bitten oder Warnungen halten, er bestieg das Schiff, ohne Reisegeld, ohne Kenntniß einer fremden Sprache, voll Vertrauen, voll Sicherheit. Er landete bei Gaëta, bettelte sich durch nach Rom, empfing den Segen des Papstes am Palmsonntag, bettelte sich weiter durch nach Venedig.

Die alte Lagunenstadt war der Sammelplatz aller Jerusalempilger, deren Zahl im Lauf der letzten hundert Jahre immer höher gestiegen war, um gerade zu dieser Zeit infolge der reformatorischen Bewegungen plötzlich gewaltig zu sinken. Hoch und Niedrig, Cleriker und Laien drängten sich zur Pilgerfahrt, und zumal bei den deutschen Fürsten des fünfzehnten Jahrhunderts gehörte eine solche fast zum guten Ton. Die Hohenzollern, die Habsburger, die Wittelsbacher, die Welfen, die Wettiner

— wir finden sie alle in den Pilgerverzeichnissen und meist mit einer glänzenden Umgebung.

Wollte der eine an geweihter Stätte seinen Dank aussprechen für eine Rettung aus Lebensgefahr, so trieb den andern eine Bitte, deren Erfüllung ihm besonders am Herzen lag, und den dritten der Wunsch, in der heiligen Grabeskirche den Ritterschlag zu empfangen.

Und dort in Venedig war für alle Bedürfnisse der Pilger vorgesorgt: auf dem Marcusplatze boten sich Dolmetscher und Agenten für die Schiffe an, fliegende Buchhändler priesen ihre Reisehandbücher; hier versah man sich mit Lebensmitteln und Geräthen, hier tauschte man sich orientalisches Geld ein. Und Geld war sehr nöthig, ganz abgesehen vom Fahrgeld; denn einen hohen Posten an Trinkgeldern hatte der Pilger zu entrichten, der Orient ist ja die Heimat des Trinkgeldes, und die heiligen Stätten waren in der Hand der Türken, die niemand ohne Bakschisch zuließen.

Ignatius hatte keinen Heller; er konnte keine der vielen Herbergen aufsuchen, sondern nächtigte unter freiem Himmel, bis ihn ein reicher Spanier traf, Gefallen an ihm fand und ihn in sein Haus aufnahm. Mochte er ärmlich und dürftig aussehen, bewahrt hatte er doch die ererbte Vornehmheit und hatte, bald nachdem er zu Manresa die Gewissensängste überwunden und innere Ruhe gewonnen, auch jene zwecklosen Absonderlichkeiten fallen, dem Haar und den Nägeln die nöthige Pflege wieder zukommen lassen. Bei Tische war er still, er redete nur, wann er gefragt wurde, auch dann nur kurz; nachher aber ergriff er gern die Gelegenheit zu einem erbaulichen Gespräch. Sein Gastfreund hatte Beziehungen zum Dogen und wußte dem Pilger, den man auch hier ungern scheiden sah, einen Freiplatz auf einer Staatsgaleere bis Cypern zu verschaffen. Die Weiterfahrt auf einem andern Schiffe mußte wieder erbettelt werden.

Endlich lag Jerusalem vor ihm!

Aber eine harte Prüfung wartete seiner an dem langersehnten Ziele. Nachdem er einmal die heiligen Orte geschaut, war es sein Wunsch, für immer bleiben und seelsorgerisch hier thätig

sein zu dürfen, wo jeder Stein und jeder Quell ergreifende Gedanken weckte; doch die höchste christliche Behörde, die Oberen des Franciscanerklosters, die den Ungläubigen gegenüber für jeden Christen in Jerusalem die Verantwortung zu tragen hatte, befahl ihm unter Bedrohungen die Heimkehr.

So wollte er wenigstens noch einmal vor dem Scheiden den Oelberg besuchen, noch einmal jene Fußspuren betrachten, die Jesus Christus zurückließ, als er gen Himmel fuhr. Trotz des Verbotes schlich er sich heimlich aus dem Kloster, schenkte den türkischen Wächtern auf dem Berge ein kleines Messer als Trinkgeld, verrichtete sein Gebet bei jenen Spuren und ging dann nach Bethphage. Da überkam es ihn, er habe nicht deutlich sich eingeprägt, wo die Spur des rechten, wo die des linken Fußes zu sehen sei: noch einmal kehrte er um, das letzte was er besaß, eine Schere mußte das Einlaßgeld ersetzen.

Mit Schreck und Unwillen war im Kloster sein Verschwinden bemerkt worden; man schickte nach ihm aus; ein Klosterknecht traf ihn gerade wie er vom Berge herabstieg, packte ihn mit derber Hand und ließ ihn nicht mehr los. Ignatius wehrte sich nicht und blieb gelassen; er meinte, Christus schwebe über ihm.

Die Rückreise ging wieder über Cypern; die Ankunft in Venedig erfolgte Mitte Januar 1524.

Was nun? Das Ziel seelsorgerischer Thätigkeit blieb ihm vor Augen; aber auf der Fahrt war der Plan in ihm gereift, für diese Thätigkeit sich wissenschaftlich auszubilden. Ein weitaussehender Plan; fehlte ihm doch völlig jede Vorbildung, waren ihm doch die allerersten Anfangsgründe der lateinischen Sprache noch fremd! Doch ließ er sich nicht irre machen, kein falsches Ehrgefühl in seiner Brust aufkommen; er setzte sich, in Barcelona wieder angekommen, mit kindischen Knaben auf die Schulbank und zwang sich hinein in die trockene Grammatik. Nach zwei Jahren bezog er dann die Universität, zuerst in Alcala, dann in Salamanca. Wie jeder andere Student bloß aufnehmend, hörend und lesend, die lange Studienzeit hinzubringen, war gegen seinen Sinn; er glaubte schon jetzt unbe-

schadet der weitern Ausbildung sich bethätigen, seinen Mitmenschen in geistlichen Dingen etwas sein zu können und zu müssen. Jedoch das brachte ihm schlimme Erfahrungen ein: er ward der wachsamen Inquisition verdächtig, sie forschte, was denn eigentlich diese „exercitia spiritualia“ oder „geistlichen Uebungen“ seien, die der Sonderling mit dem und jenem vorgenommen; der Aufenthalt im Vaterlande ward ihm dadurch unleidlich, und so siedelte er 1528 nach der französischen Hauptstadt über, die sich noch immer der bedeutendsten Hochschule rühmen durfte.

In Paris trieb Ignatius fünf Jahre, was man damals Philosophie nannte, um dann in nicht viel mehr als einem Jahre die Theologie zu erledigen. Er studirte eifrig; Selbstzweck aber war ihm das Studium nicht, es war ihm nur Mittel zum Zweck; wahrhaften Forschungstrieb hat er nicht gekannt; und wie ihn nie auch nur der leiseste Anflug eines religiösen Zweifels berührt hat, so ist ihm auch zeitlebens das Bedürfniß nach tieferer religiöser Erkenntniß auf Grund der Schrift oder der Kirchenväter fremd geblieben. Freilich hat er auch nie als gelehrten Theologen sich ausgegeben; Neigung und Anlage bestimmten ihn zum Praktikus, und als solcher, als Menschenkenner und Menschenlenker hat er eben hier in Paris schon während des Studiums aufs glänzendste sich bewährt: hier war es, wo er seine ersten Gehilfen zu werben wußte, die Säulen seines spätern Ordens.

Neun Männer, zum Theil scharf geschieden von einander durch Herkunft, Stand und Gaben: der Savoyarde Peter Faber, früher Hirtenknabe, jetzt ein frommer Musterstudent, dürftig und plump, aber schwärmerisch und hingebend, später der erste Jesuitenapostel auf deutschem Boden; daneben Franz Xavier aus Navarra, der Sohn eines Ministers, feingesittet, verwöhnt, stolz, ehrgeizig, später der muthigste Heidenmissionar, heute wie Ignatius ein Heiliger der katholischen Kirche. Dann die beiden Castilier Diego Lainez und Alonso Salmeron, die Haupttheologen der ersten Jesuitengeneration, der eine mit scharfdurchdringendem Verstand, der andere mit leidenschaftlicher Bered-

samkeit begabt. Die übrigen traten an Bedeutung zunächst zurück. Einen Deutschen finden wir nicht unter ihnen.

Jeden nahm Ignatius nach seiner Art; er war entgegenkommend und gefällig, dann wieder mahnend und zurechtweisend; über jeden erlangte er fast unbemerkt die Oberhand, jeden wußte er zur Theilnahme an seinen „geistlichen Uebungen“ zu gewinnen, jeden für sein Zukunftsideal zu begeistern, und dies war bisjetzt noch die Mission unter den Ungläubigen im Heiligen Lande. Sie legten alle im August 1534 ein diesbezügliches Gelöbniß ab. Aber schon ward auch in Aussicht genommen, daß solcher Wirksamkeit in Palästina unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg treten könnten; für diesen Fall wollten sie dem Papste ihre Dienste anbieten, ihm Weg und Ziel anheimgeben.

Man dachte nicht daran, den Plan sogleich ins Werk zu setzen. Noch waren gar nicht alle mit ihren philosophischen und theologischen Studien fertig. Diese sollten ohne Ueberstürzung beendet, die Jerusalemreise erst im Jahre 1537 angetreten werden. Doch sollte in der Zwischenzeit schon nicht mehr die volle Willensfreiheit für den einzelnen vorhanden sein; Ignatius wünschte nicht, daß die zum Theil doch noch recht jugendlichen Genossen Heimat und Verwandtschaft noch einmal aufsuchten; die Gefahr war doch zu groß, sie möchten wankend werden. Er selbst, dem die Aerzte einen längern Aufenthalt im heimischen Klima anempfahlen, durfte sich allen Anwandlungen von Schwächen gegenüber völlig sicher fühlen.

Er sah Loyola wieder, begrüßte den Bruder, hielt täglich Kinderlehre dort, wo er vor fünfzehn Jahren als Junker aus- und eingegangen, um dann zu Beginn des Jahres 1537 der Verabredung gemäß in Venedig mit den Genossen zusammenzutreffen. Sie hatten sämmtlich inzwischen die Priesterweihe empfangen, das Gelübde der Keuschheit also abgelegt, ihm fügten sie hier aus freiem Antrieb das der Armuth bei. Vorerst aber konnte von Ausführung ihres Vorhabens keine Rede sein. Kein Pilgerschiff wagte sich auf die See, da die Türken mit der Republik Venedig im Kampfe lagen. So zerstreuten sie sich

denn über die nächste Umgegend, immer zwei und zwei, sich ablösend im Einsammeln von Liebesgaben und im Predigen vor dem Volk auf offener Gasse.

Keiner unter ihnen war italienischer Abkunft; die meisten dürften erst in Venedig die italienische Sprache gelernt haben; denken wir ferner daran, welch seltenes Vorkommniß im damaligen Italien trotz aller Klerusüberfüllung eine Predigt war, so werden wir den verblüffenden Eindruck verstehen, den das erste Auftreten jener Männer hervorrief. Zunächst lachte alles über die gelungene Sprechweise des eifrigen Predigers, dem der Prellstein zur Kanzel dienen mußte; allmählich ward es still und ernst unter der Hörerschaft über dem Feuer des Redenden, und schließlich vernahm man wol auch ein lautes Schluchzen bei diesem Volke, dem Lachen und Weinen so rasch zur Stelle sind und so nah beisammen wohnen.

Ignatius selbst wandte sich nach einigen Monaten mit Lainez und Faber nach Rom, um bei der Aussichtslosigkeit der Jerusalemfahrt seine und seiner Genossen Dienste dem Papste zu unbedingter Verfügung zu stellen.

Es war Paul III. aus dem Hause Farnese; trotz seiner siebzig Jahre noch immer ein fröhliches Kind dieser Welt, begabt und liebenswürdig, ein geriebener Diplomat und ein herzlich schlechter Oberhirte, für die Bereicherung seiner Nachkommenschaft, die er niemals verleugnete, in hohem Grade interessirt. Frei und sicher, protegirend und intriguirend stolzirte seine Tochter unter dem glänzenden Hofstaat, in dessen Mitte Künstler, Dichter, Gelehrte die mannichfachste Anregung boten.

Auch hier war es naturgemäß ein spöttisches Lächeln, das die drei überernsten Ankömmlinge empfing; doch bald erregte die Gelehrsamkeit von Faber und die Schlagfertigkeit von Lainez Bewunderung, und gerade bei dem einen und dem andern dieser gesättigten Lebemenschen brachte ein Cursus in den „geistlichen Uebungen" des Ignatius, vielleicht zunächst aus Neugierde nur unternommen, ein seltsame Wirkung hervor. Und als nicht lang darauf auch die übrigen Genossen in Rom sich einfanden, als sie die regste Predigtthätigkeit in sieben Kirchen entfalteten, auf

monatlichen Abendmahlsgenuß drangen, unter der Judenschaft missionirten, verkommener Frauen sich annahmen und ihnen ein „Marthastift“ schufen, — da war zum mindesten doch das allgemeine Interesse wach geworden, mochte es sich zuweilen auch in der Form des Mistrauens äußern.

Indessen warteten sie Tag für Tag auf die Befehle des Papstes, — eine schlagfertige Truppe, die im Augenblick der Kriegserklärung auch schon an die Grenze rücken konnte, auf alles gefaßt, auf alles vorbereitet: mag der heilige Vater sie in den Norden senden, wo der seit zwei Jahrzehnten gebannte Ketzer noch immer sein Unwesen treibt und weitern Anhang gewinnt, oder mag er ihnen das ferne Indien als Missionsfeld zuweisen. Vielleicht, daß sie sich für Jahre, für immer werden trennen müssen! Sollte dann kein Band mehr zwischen ihnen sein, nachdem Gott so wunderbar sie zusammengeführt und hatte eins werden lassen trotz aller Verschiedenheiten? Es war im Frühjahr 1539, daß sie allesammt beschlossen, ein Ganzes zu bleiben, eine Körperschaft zu bilden, aus der bisherigen frommen Gemeinschaft einen Mönchsverein, einen Orden erstehen zu lassen, den beiden bisherigen Gelübden also ein drittes, das des Gehorsams gegenüber einem gemeinsamen Oberhaupte, hinzuzufügen.

Wer anders konnte dieses Oberhaupt sein, als Ignatius? „Er, der uns alle in Christo erzeugt hat!“ — Während man sonst gemeinsam über die grundlegenden Bestimmungen verhandelte, hatte Ignatius sich ausdrücklich vorbehalten, dem Orden seinen Namen zu geben. „Ignatianer“? — nein, der Ehrgeiz des alten Offiziers flog höher und verlangte nach einer „Compañia de Jesus“, einem „Fähnlein Christi“! Zu allen Zeiten haben die anderen Orden diese Anmaßung der wenigbeliebten Kameraden aufs schärfste angegriffen, diese Anmaßung, das Regiment sein zu wollen, das den Namenszug des himmlischen Königs trägt, und immer und überall haben die Jesuiten als Garde sich gefühlt und auf die anderen, als die Linie, herabgesehen.

Als nach einigem Zögern im September 1540 der Papst

dem neuen Orden seine Bestätigung ertheilte, waren die Genossen schon weit verstreut und in verschiedenfachster Weise thätig: Franz Xavier auf dem Wege nach Ostindien, Faber im Begriff, in Worms einem Religionsgespräch mit den Protestanten beizuwohnen, die anderen hier und dort in Italien als Prediger, Beichtväter, Seelsorger bei Kranken und Gefangenen, oder mit dem Unterricht von Knaben in den Grundzügen der Christenlehre betraut, Ignatius selbst in Rom, fortan seinem ständigen Sitze, und in Paris schon bald ein ansehnlicher Nachwuchs junger Leute, die ihre Studien noch zu vollenden hatten.

Mit jedem Jahr, mit jedem Monat, mit jedem Tage fast gewann seitdem die Gesellschaft Boden in Italien, Spanien und Portugal, und rasch wuchs die Zahl der hohen, freigebigen Gönner, die Ignatius in der devotesten Weise zu umschmeicheln wußte: da waren die Farnese in Parma, die Medici in Florenz, die Este in Ferrara, weiter die drei mächtigen Vicekönige Karl's V. in Neapel, Sicilien und Catalonien, ferner König Johann III. von Portugal, später auch König Ferdinand von Böhmen-Ungarn, der Bruder Karl's V., während dieser selbst zeitlebens mistrauisch der neuen Schöpfung gegenüber verblieb; ja in seiner Umgebung hörte man damals schon ein Wort, dessen Wahrheit an anderen Höfen erst nach Jahrzehnt und Jahrhundert mit Schrecken erkannt werden sollte: „Es ist der Orden der Politik".

Wichtiger aber noch, als die Mehrung der Angriffsgebiete, war das Hinzukommen einer neuen Aufgabe für den jungen Orden. Die Approbationsbulle sprach von Predigt, Gewissensleitung, Werken der Liebe und von Kinderlehre, sie sprach nirgends von gelehrtem Unterricht, und wenn sie die Erlaubniß zur Stiftung von Collegien ertheilte, so verstand sie darunter geschlossene Anstalten zu gemeinsamem Leben für die an einer Universität studirenden zukünftigen Jesuiten, Anstalten, in denen man gehorchen und beten lernte, aber keine Studienanstalten. So holten sich auch jene jungen Leuten in Paris, jener erste Nachwuchs, gemeinsam mit anderen Studenten ihr Wissen draußen bei den nichtjesuitischen, ja nur zu bald jesuitenfeind-

lichen Universitätsprofessoren. Sehr früh hat Ignatius die Beseitigung dieses mit strenger Disciplin nicht wohl verträglichen Zustandes und die Belehrung des eigenen Nachwuchses innerhalb der eigenen Wände und durch Ordensglieder als nothwendig erkannt und Schritt für Schritt durchzuführen gewußt. Dann hat er sein Programm noch mehr erweitert: auch auf Externe hat er den gelehrten Unterricht im Jesuitenhause ausgedehnt. Noch nicht ein Jahrzehnt war vergangen, und dieses anfänglich gar nicht in Aussicht genommene Arbeitsfeld erschien als das weitaus wichtigste; Collegien, d. h. nicht solche im Sinne der Approbationsbulle, sondern wirkliche Lehranstalten blühten aller Orten empor, die Gesellschaft Jesu übernahm Gymnasien und Universitäten, sie ward mehr und mehr und in erster Linie ein Lehrorden. Was sie als solcher erreicht, verfehlt und gesündigt, bildet eines der merkwürdigsten Kapitel in der Geschichte der Pädagogik.

Wieviel Werth aber auch Ignatius auf vielseitige Kenntnisse bei seinen Jüngern legte, höher noch stand ihm die zweckentsprechende Ausbildung des Charakters. Diese sollte von allen ohne Unterschied, jene sollten nur von einem Theil und erst als ein zweites erworben werden. So schuf er denn fortan in den Probationshäusern Voranstalten für Zucht und Drill, Selbstverleugnung und Entsagung, nach deren zweijährigem Besuche erst der Uebergang in die Collegien und zu den Studien stattfinden durfte.

Der Vorsteher eines solchen Probationshauses, der Novizenmeister, forscht nach den Fähigkeiten und Neigungen des Jünglings, der zum Eintritt sich meldet, nach den Beweggründen zu seiner Meldung, der Festigkeit seines Entschlusses und macht mit Vorsicht darauf aufmerksam, daß, wer der Gesellschaft angehören wolle, seine Güter vertheilen, auf all seinen Besitz verzichten müsse. Zu wessen Gunsten? Die Bibel sage, gib' den Armen, sie sage nirgendwo, gib' den Verwandten; am besten würde die Sorge darum bewährten Männern aus dem Orden überlassen.

Je nach dem Ergebniß wird der Neuling abgewiesen, oder

er wird zugelassen zu den „geistlichen Uebungen", als der Pforte zum Noviziat.

Was sind nun diese „geistlichen Uebungen", um derentwillen Ignatius ehemals verdächtigt wurde, mit denen er dann so überraschende Wirkungen erzielte, diese „geistlichen Uebungen", die heute noch, wie vor 350 Jahren, so angelegentlich von jesuitischer Seite empfohlen werden?

In seinen „Exercitia spiritualia" oder „geistlichen Uebungen" hat Ignatius eigene innere Erfahrungen niedergelegt und zum Gemeingut gemacht; wer sie durchgeht, dem kehrt unwillkürlich an mancher Stelle die Erinnerung an jene Vorgänge in Manresa zurück. Ignatius verfolgt mit ihnen den Zweck, die Leidenschaften und Gelüste im Menschen zu beseitigen, das Leben gemäß dem Willen Gottes zu gestalten. Er läßt sie, wie militärische Uebungen, nicht regellos und willkürlich, sondern unter Aufsicht und auf Commando eines Exercitienmeisters betreiben; und zwar von denen, die in den Orden treten wollen, gewissermaßen als Aufnahmeexamen, von denen, die bereits im Orden sind, mindestens einmal jährlich als einen Repetitionscursus; ferner ladet er auch solche zu ihnen ein, die außerhalb des Ordens stehen, Geistliche und Laien, Männer und auch Frauen. Je nach Umständen kann die Dauer der Uebungen verkürzt werden, ihre normale Dauer aber ist vier Wochen.

Wer sich zu diesen Uebungen entschlossen hat, dem wird in einem jesuitischen Ordenshause — für den Novizen ist es das Probationshaus — eine Zelle angewiesen, die von den anderen entfernt gelegen ist, sodaß er von den Vorgängen draußen nichts sieht und hört. Jeder Verkehr mit der Außenwelt ist für die Dauer der Uebungen abzubrechen.

Der einzige Mensch, der den Uebenden besucht, ist der Exercitienmeister, ein Jesuit von Erfahrung, Menschenkenntniß, Gewandtheit; der Uebende soll ihm mit vollstem Vertrauen entgegentreten, ganz offen soll sein Inneres vor ihm liegen: jede gute und jede böse Regung, die seit dem letzten Zusammensein den Uebenden überkam, soll er dem Exercitienmeister offenbaren, jeden Gedanken, jede etwaige Vision. Der Exercitienmeister

bringt bei jedem Besuche einen Zettel mit, auf den er den Stoff und die Hauptpunkte der anzustellenden Betrachtungen geschrieben hat, geht diese wol auch mit dem Uebenden durch, erklärt, erläutert, veranschaulicht, sodaß es ein Wiederholen und weiteres Ausspinnen ist, was nun dem sich allein überlassenen Uebenden als Aufgabe zufällt; aber dieses Ausspinnen hat sich innerhalb gewiesener Grenzen zu halten, jedes Ueberschreiten dieser Grenzen, jedes Zulassen fremder oder gar kritischer Gedanken würde gegen den Gehorsam verstoßen und den Erfolg der Uebung in Frage stellen.

Ueber die Sünde im allgemeinen und über seine eigenen Sünden, dann über Christi Lebens- und Leidensgeschichte stellt der Uebende in tiefem Dunkel, bei verhängten Fenstern, in völliger Abgeschiedenheit täglich die vorgeschriebene Betrachtung an mit Zuhülfenahme und Anreizung aller seiner Sinne. Wenn der Exercitienmeister hinweist auf die Hölle, als den Aufenthalt, der jeden Sünder dereinst erwartet, dann soll der Uebende sehen den ungeheuern Brand, dann soll er hören, wie die Unglücklichen ausbrechen in Klagen und Geheul, in Aufschrei und Verwünschung gegen Christus und die Heiligen, soll er riechen den Rauch, den Schwefel, soll er schmecken die bittersten Dinge, Thränen und den Wurm des Gewissens, soll er durch Berührung fühlen das Feuer, wodurch jene Seelen versengt werden.

Und ein andermal wieder läßt der Uebende den Herrn Jesus Christus vor seinem Auge sein irdisches Leben dahinwandeln: er stellt sich an die Krippe — er küßt sie — er dient in Ehrfurcht den Aeltern des Kindes und geleitet sie auf ihrer Flucht nach Aegypten — er sieht, wie Jesus im Hause seiner Aeltern Holz spaltet, wie er seiner Mutter fleißig zur Hand geht, — er ist am Jordan bei der Taufe, — im Tempel unter den ersten Hörern, — er schmeckt die Brote und Fische, womit das Volk gespeist worden, — er riecht das duftende Oel der Büßerin und trocknet mit ihrem Haar die Füße Christi, — er ist unter den Jüngern beim Abendmahl, — er schwitzt Blut mit dem Herrn am Oelberg, — er leidet

die Streiche, die man ihm versetzt und fühlt seine Nägelwunden, — er wandelt endlich mit dem Auferstandenen!

Neben solchen Betrachtungen und oftmaligem Gebet hat der Uebende zweimal täglich eine Gewissenserforschung vorzunehmen. Zuerst um Mittag soll er sich gestehen, wie oft er seit dem Morgen einer sündlichen Regung nachgegeben, einem Gebot, einer Mahnung des Exercitienmeisters entgegengehandelt; war es dreimal, so hat er drei, war es viermal, so hat er vier Merkstriche auf ein dazu bestimmtes Blatt einzutragen. Eine zweite Gewissenserforschung bei gleichem Verfahren findet am Abend statt. Und gleich dem erkrankten Arzt, der getreu seine Fieberkurven auf sein Schema einträgt und mit Beruhigung das allmähliche Fallen constatirt, vergleicht der Uebende die Merkstriche des einen Tages mit denen des andern, die der einen Woche mit denen der andern, und läßt sein Herz froh werden der immer zunehmenden sittlichen Besserung! Daß eine solche bei seiner Kur durchaus statthaben müsse, deutete Ignatius schon dadurch an, daß er die Linien, auf denen die Merkstriche Platz finden sollen, immer kürzer und kürzer, die letzte Linie verschwindend kurz hinzeichnete.

Ein fremder Geist weht dem Protestanten schon aus dem Wenigen, was wir hier hervorgehoben, entgegen: empörend erscheint ihm diese „Buchführung über den jeweiligen Sittlichkeitszustand" und unsittlich die Rolle, die Ignatius der Phantasie zuweist; nicht nur daß er sie hineinspielen läßt, mehr noch, daß er dieses Hineinspielen aufs genaueste regelt, daß er Methode und damit Unwahrheit und Komödiantenthum in die Schwärmerei bringt, daß er ganz bestimmte Gefühle und Bilder an ganz bestimmter Stelle vom Uebenden verlangt.

Der Uebende hat im Verlauf der Uebungen den festen Entschluß zu fassen, sein Leben künftighin zu bessern, auf der erreichten Höhe sich zu halten; lebt er nicht im Priester- oder im Ehestande, ist er frei und ungebunden, so soll er die Wahl des Standes treffen, in dem er Christo am besten glaubt dienen zu können. Der Exercitienmeister — so heißt es in der officiellen Regel — soll ihn nicht hineindrängen in den Mönchsstand; aber

die Erwägungen, die er dem durch all das Voranfgegangene erregten Menschen an das Herz legt, machen jenes Gebot doch fast illusorisch, denn was er als Gipfel der Vollkommenheit, als wahre Nachfolge Christi hinstellt, das ist eben das Mönchsleben.

Hatte der Uebende zum Eintritt in die Gesellschaft sich gemeldet und hat er nun dieses Aufnahmeexamen bestanden, so wird er vom Novizenmeister eingeführt in den Kreis seiner künftigen Brüder. Gebet, Besuch des Altarsacramentes, geistliche Betrachtung, Treppenfegen und Geschirrreinigen, Anhören einer Lobrede auf die Jungfrau Maria, Gewissenserforschung und Rosenkranz füllen von morgens 4 Uhr bis abends 9 Uhr die nächsten zwei Jahre hindurch sein Leben aus. Gleichgültigkeit und Entfremdung gegenüber dem, was er draußen gelassen, Ertödtung der Aelternliebe, des Freundschaftsgefühls, des Nationalitätsbewußtseins, völlige Unterordnung unter die Vorgesetzten, gläubige Hingabe an die neue Heimat, die er in diesem Orden gefunden, der dem Herzen Gottes so nahe steht — sie sind es, die er als reife Früchte nach Ablauf dieser Zeit aufweisen soll.

Hat er keinerlei Kenntnisse mitgebracht — wer als Analphabet das Probationshaus betrat, soll es auch als solcher verlassen — oder wird es aus anderen Gründen von den Oberen so für gut erachtet, so dient er nach Ablegung der drei Gelübde fortan als weltlicher Coadjutor in Küche und Keller oder in der niedern Verwaltung.

Ist er aber zum Studium bestimmt, so geht er in das unter einem Rektor stehende Collegium in die Reihe der Scholastiker über. Abtödtungswerke und Andachtsübungen verschwinden zwar nicht, werden aber stark beschränkt; das Lernen tritt in den Vordergrund. Es soll mit Eifer und peinlichster Zeitausnutzung, aber ja nicht mit dem Uebereifer des Ehrgeizes und auf Kosten der Gesundheit betrieben werden. Zunächst handelt es sich hauptsächlich um die Aneignung der alten Sprachen; als einer der Beweggründe zu ihrem fleißigen Studium soll nach Ignatius immer der gelten, die von der Kirche genehmigte Uebertragung, die Vulgata, zu vertheidigen. Zahlreiche

Disputationen und Prüfungen gewöhnen den Scholastiker daran, das Gelernte jeder Zeit zur Hand zu haben, und nach mehrjährigem Cursus soll aus dem Schüler ein gewandter Lehrer geworden sein, der nun als geistlicher Coadjutor Verwendung findet.

Entweder er bleibt zeitlebens in dieser Stellung, oder er wandert nach einigen Jahren wieder in die Hörsäle zurück, um ein tieferes Fundament in der Gottesweisheit zu legen. Aus solchen, die auch die Theologie absolvirt, die Priesterweihe empfangen, nach vieler Richtung hin sich ausgebildet und bewährt, auch das reife Mannesalter erreicht haben, geht endlich die auserlesene und verhältnißmäßig immer kleine Schar hervor, die den drei Gelübden noch das besondere des unbedingten Gehorsams gegen den Papst betreffend die Mission bei Ungläubigen und Ketzern hinzufügt — die Professen der vier Gelübde, die eigentlichen Jesuiten und wahren Nachfolger der ersten Genossen. Sind sie nicht mit Missionen betraut, so ist das unter einem Superior stehende Profeßhaus ihr Aufenthalt, und Predigt, Gewissensführung vornehmer Personen, auch höherer Unterricht ihre Aufgabe. Oder wir finden sie in den höchsten Aemtern des Ordens, als Provinziale und Assistenten.

Der Provinzial ist der Vorsteher einer Ordensprovinz, deren es beim Tode des Ignatius vierzehn, sechzig Jahre später schon neununddreißig gab. Er ist gewissermaßen der Generallieutenant, regiert, überwacht und visitirt Personen, Häuser und Güter seines Bezirks und erstattet Monats- und Jahresberichte an den General nach Rom.

Die vier Assistenten schließlich bilden das Ministerium des letztern und zugleich eine Art Aufsichtsbehörde über ihn. Diesem Amtscharakter entsprechend liegt ihre Ernennung bei der Gesammtheit der hochgestellten Ordensglieder, der sogenannten Generalcongregation, und nicht bei dem General.

Sonst aber schaltet der im Gegensatz zu den Oberen aller andern Orden auf Lebenszeit gewählte General der Jesuiten fast unumschränkt. Er setzt die hohen und niederen Beamten ein und ab, er schreibt Gesetze vor und entbindet nach Gut-

dünken von dem Gehorsam gegen sie, er entwirft die großen Schlachtenpläne und kümmert sich zugleich um die Rapporte der kleinsten Verbände, er hat sein Auge überall und alle Augen des Ordens sind auf ihn gerichtet, als den, in dem sie Christus gegenwärtig glauben.

In dieser übermächtigen Stellung, die er selbst sich geschaffen, von keinem Erfolge berauscht, von keinem Mißerfolge zurückgeschreckt, in Thätigkeit schwimmend und froh der Ueberlastung mit Geschäften brachte der einstige Held von Pamplona seine letzten Lebensjahre hin. An die Stelle der neun Genossen waren Tausende von Untergebenen getreten, von allen Enden der Welt her, über Alpen und Ocean liefen ihre Berichte, Fragen und Meldungen bei ihm ein, und in seinen Antworten ließ er wol denen an der Donau vom Schicksal derer an Portugals Küste Bericht erstatten und denen zu Köln die zu Messina als Muster vorhalten.

Ein Theil nur, aber immerhin ein beträchtlicher Theil seiner Briefe ist auf uns gekommen, und wir verdanken ihnen manchen Aufschluß über seine Denkart und Gesinnung. Da lesen wir, wie er immer wieder einschärft, was er als erste und oberste Pflicht des Jesuiten ansieht, den unbedingten blinden Gehorsam gegenüber dem Vorgesetzten, den Gehorsam, der allen eigenen Willen, alles eigene Urtheil unterdrückt. „Ihr sollt sein, wie ein Leichnam, der sich auf jede Seite wenden, auf jede Weise mit sich verfahren läßt.“ Wir lesen, wie er Fasten und Kasteiungen — entgegen seiner eigenen Praxis in den Jahren unklaren Strebens — auf das allergeringste Maß zurückgeführt wissen und in dieser Hinsicht gern den anderen Orden den Vorrang gönnen will; Askese und Weltflucht sind nahe verwandt, in seinem Staate aber weiß Ignatius keinerlei Verwendung für weltflüchtige, die vielseitigste dagegen für welterfahrene Naturen. Der Asket ist schroff und rigoros gegen die Nebenmenschen — der Jesuit soll allen Charakteren, allen Situationen sich anpassen können, zumal wenn ihm die Seelenführung hoher Herren anvertraut worden ist! Nur keine Schroffheiten im Beichtstuhl, nur daß der Beichtvater seinen Beichtkindern nicht unbequem

werde! Er muß die Menschen nehmen, wie sie nun einmal sind, nicht immer ihnen zeigen, wie sie sein sollten; er berücksichtige ihre Schwächen, komme ihren Neigungen entgegen, mache sich ihnen unentbehrlich, so wird er den Einfluß seines Ordens und — das ist für Ignatius ein und dasselbe — die Sache der Kirche am besten fördern. Dahin, nur dahin ziele alles Streben ab; persönlichen Ehrgeiz soll der Jesuit nicht besitzen, Ordensehrgeiz kann er nicht genug besitzen.

Die Sache der Kirche fördern mit allen Mitteln, auf allen Wegen — auch auf Abwegen, auch mit schlechten Mitteln! Oder sollten wir zu solchem Zusatze nicht berechtigt sein, wenn wir Ignatius selbst über sein Verfahren bei der Angelegenheit der portugiesischen Neuchristen erzählen hören? In Portugal war zu Anfang des 16. Jahrhunderts die zwangsweise Bekehrung aller Judenkinder von der Regierung befohlen worden. Jedoch diese Neuchristen waren, sobald für einige Zeit der Bekehrungseifer an höchster Stelle erlahmte, zu Brauch und Sitte ihrer Väter zurückgekehrt. Der neue Herrscher aber, Johann III., der schon erwähnte Gönner der Jesuiten, nahm an dieser Wandlung ein Aergerniß und verlangte zum Zweck gründlicher Klarstellung der Verhältnisse vom Papste die Genehmigung zur Inquisition, wie sie im Musterstaate Spanien heimisch war. Der Papst zögerte aus rein politischen Gründen. Agenten des Königs und Agenten der Neuchristen mühten sich in Rom in ihren entgegengesetzten Interessen; von beiden Seiten ward auch der schon vielvermögende Jesuitengeneral angegangen; er unterstützte die Sache des Königs, gab aber auch dem arglosen Agenten der Neuchristen eine zweistündige Audienz, über deren Ausgang er selber schreibt: „Ich schwur ihm beim heiligen Sacrament, daß ich denselben Wunsch hege, wie er, nämlich das Heil aller bekehrten Seelen. Ich verstand darunter“ — so setzt er hinzu — „daß man den Inquisitoren kein Hinderniß in den Weg legen dürfe, unter der Voraussetzung, daß sie ihr Amt rechtmäßig innehaben und ihre Pflicht wohl erfüllen.“ — Man weiß kaum, worüber man sich mehr entrüsten soll, über dieses heuchlerische Versteckspiel, oder diese gelassene Offenheit, mit der

von diesem Spiel als von etwas gänzlich Unverfänglichem geredet wird?

Gehören die erhaltenen Briefe mit wenigen Ausnahmen der spätern, der römischen Zeit an, so haben wir doch für die frühere und zumal für die oben kurz geschilderten inneren Vorgänge im Leben des Ignatius eine Quelle nicht mindern Werthes, die auch fast direct auf Ignatius zurückgeht, einen Bericht, der außerdem noch zu dem Werthvollsten gerechnet werden darf, was das 16. Jahrhundert an autobiographischer Literatur aufzuweisen hat.

Um ein Dreifaches, so hatte man aus dem Munde des Generals selbst vernommen, habe er Gott dereinst angefleht: er möge ihn nicht eher abrufen, als bis sein Orden vom päpstlichen Stuhle zugelassen, seine „geistlichen Uebungen“ sanctionirt worden wären und er die Constitutionen, d. h. jene bis ins Minutiöseste gehenden Bestimmungen über alles und jedes im Orden, aufgesetzt hätte. Nun waren zu Beginn der fünfziger Jahre die beiden ersten Bitten geraume Zeit schon gewährt, der Entwurf der Constitutionen jedenfalls beträchtlich gefördert worden. So schien es, als sei im Himmel das nahe Ende des „süßesten Vaters“ beschlossen. Um so inständiger baten die Genossen um ein Viertes, um Mittheilungen über sein Vorleben; sie kannten ihn als Paulus, sie wollten auch wissen, wie er als Saulus gewesen und dieser Paulus geworden sei. Ignatius ließ sich lange bitten, und als er schließlich sein Ja gegeben, wollte doch bei diesem Tausenderlei der Geschäfte nur hie und da eine freie halbe Stunde sich erübrigen lassen, in der er seinem zweiten Secretär Consalvus ein Bild von seiner Vergangenheit entwarf. Daß es überhaupt dazu kam, wird vielleicht noch mehr, als die verzückten Anbeter, der kühle Beobachter, der keinen Heiligen aber einen der interessantesten Menschen der letzten Jahrhunderte in dem Stifter des Jesuitenordens sieht, als hohes Glück preisen.

„Der Vater rief mich“, schreibt Consalvus „und begann sein Leben mir zu erzählen, auch die leichtfertigere Zeit seiner Jugend, klar und deutlich, ohne etwas Zugehöriges fortzulassen; wie

ein Gegenwärtiges schien ihm das Längstvergangene vor der Seele zu stehen; ich hatte nicht nöthig, eine Zwischenfrage zu thun, er brachte schon von selbst alles Wissenswerthe vor."

Consalvus hat beim Zuhören jedesmal kurze Notizen sich gemacht, nachher auf Grund derselben einem Schreiber in spanischer, einmal auch in italienischer Sprache dictirt, was in seinem als besonders gut gerühmten Gedächtniß geblieben war, und nach seiner Versicherung möglichst nur die Worte des Generals wiedergegeben, nichts abgeändert und nichts hinzugesetzt. Dieser Bericht, der aus dem Spanisch-Italienischen in das Lateinische übersetzt vorliegt, bricht mit dem Jahre 1537 ab; nur an ihn und nicht an die weit glänzenderen und wunderreicheren Erzählungen späterer Verehrer, denen die Weihrauchwolken nie dick genug hervorquellen konnten, werden wir uns zu halten haben.

Schade, daß wir nicht auch ein eingehendes Wort von ihm besitzen über seine letzten Eindrücke und Hoffnungen! Uns Deutschen würde ein solches ohne Zweifel von besonderm Interesse sein. Denn wenn er an seinem Lebensabende Umschau hielt und die zahlreichen Meldungen musterte, die von allen Enden der langen Vorpostenkette eintrafen, so war es nicht das neuerschlossene Brasilien, nicht das vom unermüdlichen Franz Xavier angegriffene Indien und Japan — es war vielmehr das gar nicht ferne Land jenseit der Berge, wo der Erfolg den Bemühungen noch nicht entsprechen wollte. Und doch hatte man sich hier seit Faber's erster vorbereitender Thätigkeit redlich angestrengt. Aber die Verstocktheit der von der alleinseligmachenden Kirche Abgefallenen, die Gleichgültigkeit der ihr nur noch dem Namen nach Zugehörigen, die schamlose Verderbtheit innerhalb des Klerus, nicht zum mindesten die Schwierigkeiten der deutschen Sprache für die bisher fast ausschließlich romanischen Ländern entstammenden Jesuiten hatten nur an ganz vereinzelten Stellen nennenswerthe Früchte reifen lassen. Von der Zukunft mußte er hier hoffen, was die Gegenwart versagt hatte. So hatte er der deutschen Jugend, der die Zukunft gehörte, in Rom ein Erziehungshaus, das Collegium Germanicum, geschaffen, wo

sie von seinen Jüngern unterrichtet werden sollte, um später mit jesuitischer Gesinnung heimzukehren und in den höchsten geistlichen Aemtern, auf Kanzel und Katheder der Rechtgläubigkeit Bahn zu brechen. Der Papst und die Cardinäle hatten Geldmittel gewährt, passende Lehrkräfte standen zur Verfügung, hundertundfünfzig Schüler glaubte man aufnehmen zu können. Schickt mir, schrieb Ignatius im Juli 1552 nach Wien und Köln an die dortigen Jesuiten, junge Leute zwischen dem sechzehnten und zweiundzwanzigsten Lebensjahre, die gesund, von einnehmendem Aeußern, guten Gaben, den nöthigen Vorkenntnissen, womöglich aber von vornehmer Geburt sind. Er war wählerisch; es kam ihm darauf an, in kürzester Zeit der neuen Schöpfung einen Namen zu machen. Aber das Schülermaterial entsprach dann doch keineswegs den Erwartungen, die Geldmittel wollten nicht zureichen, und einen Aufschwung nahm die Anstalt erst unter wesentlich veränderten Verhältnissen zwei Jahrzehnte nach ihres Stifters Tode.

Am 31. Juli 1556 trat dieser ein.

Man fand den General des Morgens in aller Frühe auf seinem Lager in den letzten Zügen. Er kam nicht mehr zu sich. Daß er keine Mahnung oder Warnung, keine letzte Weisung mehr ihnen zu geben vermochte, erschien seinen Jüngern überaus schmerzlich.

Im Grunde aber bedurfte es einer solchen nicht. Nicht bestimmter und nachdrücklicher, als er es längst und oft gethan, hätte er die Wege weisen, die Ziele stecken, die dereinstigen himmlischen Belohnungen für jeden Streiter seiner Truppe angeben können; nichts von Bedeutung hatte er unerörtert gelassen. Seine Marschroute war für Jahrhunderte entworfen, und das Gepräge seines Geistes hatte er als ein unvertilgbares Siegel seiner Schöpfung aufgedrückt.

Straßenleben und Marktverkehr im alten Athen.

Von

Curt Wachsmuth in Leipzig.

„Die Stadt hat zufolge ihres Alters ein Gewirr von elenden Gassen, und die meisten Häuser sind gering, nur wenige ansehnlich; so mag ein Fremder, der plötzlich Athen erblickt, wol verwundert fragen, ob das wirklich die berühmte Stadt der Athener sei."

Diese Worte schrieb im dritten vorchristlichen Jahrhundert ein Mann, der die großen Residenzen und Prachtstädte des hellenistischen Orients kannte, im stolzen Gefühl, wie seine Zeit im systematischen und comfortablen Städtebau „es so herrlich weit gebracht". Was würde nun erst ein Moderner sagen, dem bei dem Namen Athen die Bilder all jener unübertrefflichen Monumentalbauten und Kunstwerke aufsteigen, wie sie die Welt nie wieder in glänzenderem Verein gesehen hat, und der nun plötzlich in die Straßen des alten Athen einträte?

Vieles von dem, was ihn befremden würde, hat Athen allerdings mit allen alten Hellenenstädten gemein und eine „alterthümliche" Stadt ist es in diesem Sinne bis zu der Römerzeit geblieben. Echt hellenisch ist vor allem das verwirrende Durcheinander kleiner, enger und krummer Gassen.

Das erklärt sich zunächst geschichtlich. Wie die Städte auf dem hügeligen und mannichfaltig wechselnden Terrain heranwuchsen, baute sich jeder an, wie es gerade der Platz erlaubte und sein Bedürfniß erforderte: von einem festen Bauplan war da nicht die Rede. Auch die einfachen Verkehrsverhältnisse erlaubten die Gassen so krumm und eng zu ziehen. Dazu sprachen Zweckmäßigkeitsgründe bestimmt dafür, gerade diese Bauweise zu

wählen und beizubehalten. Einmal gewann man so reichlichen Schatten, den das griechische Klima zu einem dringenden Bedürfnisse macht; und speciell in Athen, das eine der bewegtesten Atmosphären hat, zugleich den nothwendigen Schutz vor den heftigen Nord- und Südwinden.

Doch fehlte es in Athen überall da, wo der Verkehr größere Anforderungen stellte, also namentlich bei den Linien, die auf den Marktplatz einmündeten und zugleich für die Festzüge dienten, auch nicht an breiten und geradegestreckten Hauptstraßen: ja, um die feierlichen Processionen würdiger, oder wie man es ausdrückte, den Göttern wohlgefälliger sich entfalten zu lassen, legte man hier sogar früher als sonst irgendwo in Hellas große breite Avenuen an, die man später noch mit Säulenhallen oder „Lauben" einfaßte.

Gut hellenisch ist aber freilich auch der wenig rühmliche, oder direct gesagt, der unglaublich schmutzige Zustand, in dem sich die Straßen der Stadt befanden. Sie waren nicht gepflastert, sondern nur chaussirt und entbehrten wenn auch nicht der Rinnsteine, so doch ganz der Trottoirs. Allen möglichen Unrath und selbst Bauschutt warf man, wie noch heute im Orient, einfach auf Straßen und Plätze und nur, wenn der Unfug einmal unerträglich wurde, schritt die Polizei ein. Mit größter Ungenirtheit, die aber das Volk mit Gleichmuth hinnahm, schüttete man Waschwasser und sonstige schmutzige Flüssigkeiten zu Fenstern und Thüren hinaus, unter dem freundlich warnenden Zuruf „geh aus dem Weg!" Wie es da auf den Straßen aussah, kann man sich denken. In den Aristophanischen „Wespen" (V. 244 fg.) machen sich bejahrte Bürger noch bei nächtlichem Dunkel auf, um mit Tagesgrauen für die Gerichtssitzungen sich zu melden: vorsichtig lassen sie mit der Lampe hin- und herleuchten, um nicht an einen der herumliegenden Steine zu stoßen oder in einen Schmutzhaufen zu treten; denn ohne Licht würden sie „im Kothe patschen wie ein Attagen" (ein Sumpfvogel). Nun, das war eben landesüblich und anderwärts sah es noch schlimmer aus. Aus dem ersten der Mimiamben des Herondas, welche uns das vergangene

Jahr neu geschenkt hat, erfahren wir auch, wie es in hellenistischer Zeit in den kleinen Städten der Inselwelt — in denen die meisten dieser Scenen aus dem täglichen Leben sich abspielen — mit der Reinlichkeit der Straßen bestellt war. Da will eine ältere Frau, die sich lange nicht hat blicken lassen, eine Entschuldigung für ihr Ausbleiben vorbringen; es genügt, daß sie auf den undurchdringlichen Schmutz der Wege hinweist: „der Koth steht in den Gassen bis zu den Knien".

Noch eins. Ein altes deutsches Sprichwort sagt: „Narrenhände beschmieren Tisch und Wände". Den Umfang der Thätigkeit antiker Narrenhände haben wir zuerst mit Staunen an den Wänden der Straßen von Pompeji kennen gelernt, und in Athen wie im übrigen Hellas stand es nicht anders. Nichtsnutzige Leute bedeckten alle Mauern mit ihren Schmierereien, in denen sie ihren Liebesgefühlen Ausdruck gaben oder irgendeinen Stadtklatsch allerneuesten Datums verewigten.

Neben diesen allgemein hellenischen finden wir einige eigenthümlich athenische Züge. Die Athener behaupteten gern von allen Hellenen die frömmsten zu sein, d. h. den Göttern die größte Ehrfurcht zu erweisen; Gottesdienst in mannichfaltiger Form gab auch ihren Straßen eine ganz bestimmte Physiognomie.

Zwei Gottheiten hatten nach dem frommen Glauben den besondern Schutz der Wege übernommen: Hekate, die mächtige und gefürchtete Göttin, die auf allen Wegen wandelte, und der sogenannte Straßen-Apollon. Nur sie vermochten zu geben, daß Ausgang und Eingang gesegnet sei. Vor der Hausthür jedes athenischen Hauses standen deshalb kleine Kapellen der Hekate und des Apollon heiliger Baum, die Olive. Auch ließ man zu des Gottes Ehren auf spitz zulaufenden, mit Myrten bekränzten Steinen wohlriechendes Oel verdampfen, und gerade dieser scharfe, die ganze Stadt durchziehende Oelgeruch ist für Athen charakteristisch.

Einen bekannten Schmuck der Straßen, den die Athener sich auch rühmten erfunden zu haben, bildeten die Hermen: viereckige Pfeiler mit dem Kopfe des Hermes, oft auch aus-

gestattet mit Sinnsprüchen. Doch standen sie bloß vor den ansehnlicheren Wohnungen, die einen eigenen Vorplatz besaßen.

Die meisten Häuser indeß waren nur gering und stießen unmittelbar an die Straße, sodaß, als die Stadt sich bedeutender zu entfalten begann, durch bestimmte Verordnungen Sorge getragen werden mußte, daß der an und für sich kaum ausreichende Straßenraum von ihnen aus nicht noch mehr verengt und der Verkehr ungebührlich gehemmt werde. Polizeilich verboten wurden jetzt nach außen schlagende Hausthüren, vorspringende Stufen, erkerartige Vorbauten, die über die Straßenflucht hinausgingen und in der Höhe angebrachte Wasserrinnen, wenn sie ihren Ausfluß nach der Straßenseite hatten.

Betrachten wir die Häuser selber, so fallen uns im Gegensatz zu den kahlen und glatten Wänden des Parterres die zahlreichen Fenster der obern Stockwerke auf, in denen außer den Schlafräumen auch die Frauengemächer sich befanden. Schöne Frauen- und Mädchenköpfe blickten da einen großen Theil des Tages hinaus, sich vorbeugend, um zu schauen und geschaut zu werden. Waren doch diese Fenster für anständige Frauen und Jungfrauen, denen sonst nur die großen Festumzüge und Wallfahrten ein längeres Verweilen in der Oeffentlichkeit gestatteten, fast der einzige Ort, an dem sie mit der Außenwelt in unmittelbaren Verkehr treten konnten. Und wir wundern uns nicht, wenn schon die alte Komödie von den leidenschaftlichen Blicken zu erzählen weiß, welche die jungen Männer beim Vorbeigehen nach oben sandten und an die Fenster „anhefteten".

Ein großer Theil der Parterreräume dagegen war, vor allem in den Hauptverkehrsstraßen, zu Läden eingerichtet. Nur durch Bretterverschlag verschließbar öffnen sie sich mit ihrer vollen Breite auf die Straße und können von dort aus frei eingesehen und betreten werden. Läden und Werkstätten der Handwerker sind hier eins und auf derselben Linie mit ihnen stehen die Stuben der Barbiere und Haarkräusler, die Weinkneipen und selbst die Aerztestuben, die zugleich Apotheken sind. Hier strömen nicht nur junge Tagediebe und Flaneurs, sondern auch die ehrbaren Bürger zusammen um zu plaudern, zu politisiren, zu

medisiren. „Ein jeder von Euch (Ihr Richter) hat die Gewohnheit, sei es in einem Parfümerieladen oder in einer Barbierbude oder in einer Schusterei oder sonst irgendwo zu verkehren", läßt Lysias seinen humoristischen Invaliden (XXXIV, 20) ausrufen. — Das muntere, lebhafte Treiben, in dem sich die ganze Oeffentlichkeit des südlichen Lebens offenbarte, zog sich bis auf die Straße hinaus. Der Handwerker selber verrichtete, wie noch jetzt im Orient und Unteritalien, seine Arbeit, wenn es irgend ging, im Freien; und die gesammte Umgebung hatte, wie das heutzutage vor einem vielbesuchten Café zu geschehen pflegt, die Menge der herumsitzenden und -stehenden Besucher in Beschlag genommen.

Auch in den Hallen und „Lauben" der Hauptstraßen, wo gleichfalls Waaren zum Verkauf ausgestellt waren, flutete von früh bis spät eine schaulustige Menge auf und ab; und überhaupt kann man sich von dem fast unentwirrbaren Gedränge, das zumal bei dem Mangel an Trottoirs in einem großen Theil der Stadt auf der ganzen Straßenbreite geherrscht haben muß, schwerlich eine zu starke Vorstellung machen. Lastthiere, Hunde und Menschen geriethen untereinander; „in Athen", sagt Platon einmal ironisch (Staat VIII, S. 563) „sind die Hunde einfach die Herren und Pferde und Esel sind gewohnt, frank und frei ihres Weges zu ziehen und den Begegnenden anzurempeln, wenn er nicht ausweicht".

Unzertrennlich von diesem Straßenleben ist ein betäubendes Getöse, wie es die südliche Lebhaftigkeit oft rein aus Freude am Schreien an sich hervorbringt. Namentlich durchtönten die lauten Stimmen der Hausirer von morgens bis abends alle Straßen, um Lebensmittel, Brennmaterial und alle möglichen Waaren auszurufen — und so sehnt sich der während der Kriegsnoth in die Capitale eingesperrte Acharner des Aristophanes (V. 34 fg.) vor allem nach seinem Dorf, um diesem Geschrei zu entfliehen, „das immer lärmt: »Kohlen kauft! Kauft Kohlen! Oel! Kauft Essig, kauft!« Da gab es kein »Kauft! kauft!« u. s. w." Auch das erinnert an bekannte neapolitanische Zustände aufs lebhafteste. Aber so berechtigt es ist, der-

artige Parallelen aus der Gegenwart zur Verdeutlichung vergangener Zustände heranzuziehen: Nichts, was wir jetzt sehen oder hören, kann heranreichen an das Leben und Treiben, wie es sich am eigentlichen Mittelpunkt des Verkehrs im alten Athen, auf dem Marktplatz entfaltete.

In ganz anderm Sinne als selbst im Mittelalter, geschweige in der Neuzeit, war im hellenischen Alterthum der große städtische Marktplatz, die Agora, das Centrum der Stadt: schon deswegen weil hier politisches und gottesdienstliches Leben ebensowol eine Hauptstätte fand als das Treiben des Handels und Verkehrs.

Gehen wir für die athenische Agora von dem äußern Rahmen aus, so würde sich sehr irren, wer versuchen wollte, die verschiedenen Hallen und Bauten, deren Lage an der Agora bekannt ist, in die regelmäßige Form eines Oblongums oder irgendeiner bestimmten mathematischen Figur zu bringen. Vielmehr würde auch hier eine dem modernen Menschen zunächst erstaunliche, aber echt hellenische und höchst reizvolle Unregelmäßigkeit zu Tage treten, wenn es durch einen leider sehr unwahrscheinlichen Glücksfall gelänge, größere Theile der antiken Agora der Athener bloßzulegen. Die Hallen und öffentlichen Bauten reihten sich allmählich aneinander an, wie die Oertlichkeit und tausend specielle praktische oder künstlerische Rücksichten es mit sich brachten, ohne daß man an einen bestimmten Grundriß auch nur dachte. Nicht einmal ein ebenes Planum war hergestellt; vielmehr stieg das ganze Areal des Marktplatzes allmählich nach Süden an, und namentlich von einigen Anlagen im Südwesten läßt sich erkennen, daß sie sich wesentlich höher als die benachbarten Partien befanden. Mehr noch: während der Periode des Wachsthums der Stadt waren die Grenzen des Marktes sozusagen überhaupt nicht fest, sondern nach Bedürfniß zog der Verkehr im Laufe der Zeit für gewisse Branchen auch angrenzende Theile mit heran und schuf hier eine Reihe von Nebenmärkten neben dem Hauptmarkt — so einen Platz für Metallwaaren, einen andern, der den Spitznamen „Kerkopenmarkt“, d. h. Betrügermarkt, führte, u. s. f.

Allerdings muß ursprünglich eine auch äußerlich erkennbare

Trennung zwischen den beiden Haupttheilen des Marktes bestanden haben, dem Staatsmarkt im Süden und dem eigentlichen Kaufmarkt im Norden, die nebeneinander lagen etwa wie in Rom das Comitium neben dem Forum; auch die mittelalterlichen Städte Italiens, wie Venedig mit der Piazza San Marco neben der Piazetta oder Verona mit der Piazza dei Signori neben der Piazza d'Erbe, zeigen entschiedene Analogien. Der Rand des Staatsmarktes wurde besetzt mit dem Rathhaus, dem Gemeindeherd, der zugleich der Sitz der demokratischen Specialregierung der jeweilig amtirenden Prytanen war, wie mit dem Staatsarchiv und den übrigen Staatsgebäuden und Bureaux der wichtigsten Aemter, während der innere Raum für gewisse Versammlungen des souveränen Volkes und für die volle Entfaltung großer Processionen an den Hauptfesten frei gehalten blieb. Dagegen war der Kaufmarkt in seiner ganzen Ausdehnung mit einer unabsehbaren Schar von Buden, Baracken und Kaufständen angefüllt.

Indeß ist eine strenge Scheidung auch hier nicht auf die Dauer festgehalten. Wie Hauptgerichtshöfe und das Staatsgefängniß in dem Nordtheil liegen, so bemächtigte sich das Verkehrs- und Handelsbedürfniß auch einzelner Partien des Südmarktes und konnte das um so eher, als für die Volksversammlungen andere Plätze bevorzugt wurden. Jedenfalls finden wir die Bürger, wie sie sich ergehen, unterhalten, Verabredungen treffen, Geschäfte besprechen, bald hier, bald dort in allen Theilen des Marktes und auch in den Hallen, die ihre Entstehung politischer oder gottesdienstlicher Bestimmung verdankten.

Der innere Raum des Marktes erhielt schon in frühen Zeiten festes Pflaster von kleinen Steinen, und auch für tägliches Kehren durch die Staatssklaven war Sorge getragen: beides ein Beweis für die große Lebhaftigkeit des Verkehrs an dieser Stelle. Auf dem Kaufmarkt gehörte ein Brunnenhaus zu den ältesten erkennbaren Einrichtungen, und bereits unmittelbar nach den Perserkriegen begann auf Veranlassung und Kosten des leitenden und reichbegüterten Staatsmannes Kimon auch die

Anpflanzung von Bäumen, namentlich von Platanen, um schattige Plätze herzustellen; und unter Leitung seines Schwagers Peisianax erhob sich der erste jener „anständigen und feinen Vergnügungsorte", die den Stolz und die Freude der Athener ausmachten: eine prächtige Säulenhalle, von dem Maler Polygnotos und seinen Genossen mit einem Gemäldecyklus geschmückt, der das Gedächtniß nationaler Großthaten verewigte. Sie wurde erst im Volksmunde, dann auch officiell „die bunte Halle" benannt. Auch ihre Bestimmung war durchaus, mit ihren Räumen und Sitzplätzen der Menge einen angenehmen Aufenthalt zu gewähren.

So gab es schon zur Zeit des Perikles keinen Platz in Athen, auf dem man behaglicher verweilen, erquicklicher sich erholen, anmuthiger sich ergehen konnte, als den Markt. Es gab auch keinen, wo dem allzeit regen Verlangen jedes Atheners nach Neuem und Interessantem reichere Nahrung geboten wurde. Drängte sich doch das ganze Leben hier wie in einem Brennpunkte zusammen.

In den Versammlungen des Rathes, denen jeder Bürger als Zuhörer beiwohnen durfte, kamen alle bedeutenderen staatlichen Angelegenheiten zur Verhandlung und die wichtigsten politischen Ereignisse am frühesten zur Mittheilung; die verschiedenen Gerichtshöfe erregten nicht bloß durch den Inhalt merkwürdiger Rechtshändel, sondern auch durch die mit steigendem Erfolg verwerthete Kunst der Rede leidenschaftliche Theilnahme. Und während so einerseits die Vorgänge einer bewegten Gegenwart sich hier abspielten und das Interesse fesselten, wurden durch eine Fülle von Ehrendenkmälern aller Blicke auf die hervorragenden Verdienste gelenkt, welche Fremde und Einheimische zu allen Zeiten sich um den Staat erworben und die nun hier verewigt und den Bürgern zur Nachahmung vor Augen gestellt waren. In der ältesten Zeit erfolgte eine solche Anerkennung nur durch Aufstellung von Hermen mit Epigrammen; später errichtete man Bronzestatuen der also Geehrten, deren Großthaten beigefügte Ehrendekrete verherrlichten. Als schließlich diese Auszeichnung immer häufiger ertheilt wurde, begnügte man

sich wiederum mit der bloßen Aufstellung der Ehrendekrete auf marmornen Stelen.

Für die wichtigsten amtlichen Bekanntmachungen, die auf weithin sichtbaren geweißten Holztafeln aufgezeichnet wurden, diente die am Südende des Marktes befindliche erhöhte Terrasse bei den „Eponymen", d. h. den Bildsäulen der zehn Stammheroen der Athener — ähnlich wie z. B. die Loggia dei Lanzi auf der Piazza della Signoria in Florenz zur Verkündigung von Gesetzen und öffentlichen Anzeigen. In Athen wurden — um nur einiges herauszugreifen — die Vorschläge zu Verfassungsänderungen, die mit der Ladung zur Stellung verbundenen Verzeichnisse der Dienstpflichtigen, die bei den Gerichtsbehörden anhängig gemachten Rechtshändel so bekannt gegeben. Für gewisse andere Gattungen von Publicationen benutzte man diesen oder jenen andern Platz des Marktes. An einer Marktplatane fanden sich z. B. die Strafen angeheftet, welche die mit der polizeilichen Aufsicht über das weibliche Geschlecht betraute Behörde verhängt hatte. Auch private, zu allgemeiner Kenntnißnahme bestimmte Anzeigen, wie Annoncen über verlorene oder gefundene Gegenstände wurden hier angeschlagen.

Alle Arten von Schaustellungen und Productionen von Kunststücken, alle Arten wunderbarer Dinge, die jetzt in geschlossenen Räumen gezeigt werden, gehörten damals auf den öffentlichen Marktplatz — wie z. B. ein Sternkundiger eine Tafel mit Abbildung der Planeten dort sehen ließ. Die Zahl und die Virtuosität der Kunststücke, welche Gaukler, Taschenspieler, Seiltänzer, Thierbändiger und ähnliche Leute auszuführen wußten, hatten schon früh eine erstaunliche Höhe erreicht.

Das bunteste Treiben entfaltete sich jedoch auf dem eigentlichen Kaufmarkt, wo es von früh bis abends nicht leer wurde, und wo namentlich in den Vormittagsstunden von neun bis zwölf, der Haupteinkaufszeit, das dichteste Gedränge herrschte. Aber auch welche fast unübersehbare und doch zugleich wohlgegliederte Fülle von Lebensmitteln und Waaren bot sich hier täglich der Schau- und Kauflust!

Freilich ist auch hier in der besten Zeit von großen bau-

lichen Veranstaltungen nichts zu finden. Erst der Athenerfreund Attalos II. Philadelphos (150—138 v. Chr.) errichtete ein über hundert Meter langes zweistöckiges Hallengebäude, das in bescheidneren Dimensionen, aber in künstlerisch ungleich geschmackvollerer Weise etwa dasselbe leistete, wie die großartigen Markthallen der modernen Großstädte. Bis dahin fehlte es selbst an erträglichen Behausungen und Kaufständen; man begnügte sich mit ganz primitiven Buden und Baracken, die meist in recht dürftiger Weise aus Binsen oder Rohr geflochten und in welche die Kauftische und einige Sitze hineingestellt waren. Die einzige Ausnahme machte schon im 5. Jahrhundert jene Halle, in der das Getreide sowohl im Naturzustand als zu Mehl verarbeitet nebst anderen Mühlenproducten feil gehalten wurde. Diese Ausnahme erklärt sich sofort aus der Bedeutung, die dem Getreide als dem wichtigsten Nahrungsmittel bei den südlichen Völkern in noch ungleich höherem Sinne als im europäischen Norden zukam und noch zukommt. Daher auch eine besondere Behörde, die Sitophylakes, darüber zu wachen hatte, daß in der Stadt immer eine ausreichende Menge von Getreide vorhanden war und daß es in der von ihnen normirten billigen Preislage verkauft wurde. Die Händler durften für den Medimnos (ungefähr 52 Liter) nicht mehr als einen Obolos (ca. 13 Pfennig) auf den Einkaufspreis aufschlagen.

Dagegen war, wie noch im heutigen Athen, jeder Gattung von Victualien und Waaren nur je ein bestimmter Platz oder Ring (κύκλος) angewiesen, welcher nach dem betreffenden Artikel, der hier verkauft wurde, kurz genannt zu werden pflegte: so war eine Orientirung rasch und leicht möglich.

Nächst dem Getreide, dessen Marktpreis ein ebenso gewöhnliches und unerschöpfliches Thema der Unterhaltung bildete, wie bei uns das Wetter, zog aller Interesse am meisten der Fischmarkt an, da bei Arm und Reich die massenhaft angebotenen Fische die beliebteste Zukost waren. Sobald mit der Glocke das übliche Zeichen gegeben wurde, daß der Fischverkauf auf dem Markt beginne, stürzte alles nach den wohlbekannten Plätzen. Getrocknete und eingepökelte Fische vor allem, dann auch die

meisten Süßwasserfische, selbst einige der gewöhnlichsten Seefische waren so billig, daß auch der gemeine Mann sie kaufen konnte. Die Gourmands, welche mit besonderer Vorliebe auf dem Fischmarkt verweilten, bevorzugten die theueren Aale und die selteneren Seefische, in denen ein bis zur Tollheit gesteigerter Luxus getrieben wurde. Diese Vorliebe verstanden denn auch die Fischhändler nach Kräften auszunutzen. Und die Komödie, dies treueste Spiegelbild des wirklichen Lebens, ist angefüllt mit den heftigsten Klagen über diese verruchten Menschen, die Preise fordern, bei deren Anhören man schon versteinert, als ob man die Gorgo erblickt, die nicht bloß Zehnten vom Vermögen des Bürgers nehmen, wie die orientalischen Fürsten, sondern täglich ganze Vermögen einziehen und dabei ebenso grob und brummig sind als frech, kaum den Mund aufthun, um den Preis zu nennen, und nur, wenn sie dem Käufer schlecht gewordene Waare aufschwatzen wollen, ein freundliches Gesicht machen.

Eine geringere Rolle spielte das Fleisch von Schlachtvieh, das in den Fleischerscharren nach Gewicht verkauft wurde. Der Kunde pflegte bloß ganz kurz zu fragen: „wie wiegst du?“ d. h. „zu welchem Preise gibst du das Pfund?“ Bei den Schlemmern aber war das theure Geflügel sehr beliebt, das bereits gerupft auf thönernen Tafeln zur Schau lag; neben Hühnern und Gänsen waren Drosseln und Krammetsvögel besonders geschätzt.

Die ärmsten Schichten der Bevölkerung drängten sich dagegen zu dem Gemüsering, da man Thymian, Kerbel und ähnliche Kräuter massenhaft für ein paar Pfennige haben konnte und Lauch und Zwiebel als Zukost zum Brot wie bei allen Hellenen auch bei den Athenern die gewöhnlichste Speise bildeten. Diese Gemüsehökerei wurde namentlich von Frauen betrieben, die sich hier keines bessern Rufes erfreuten als ihre Colleginnen anderwärts noch heutzutage, vielmehr wegen ihres Mundwerkes und ihrer derben Fäuste besonders gefürchtet waren.

Billig und in vorzüglicher Auswahl erstand man gleichfalls frische und getrocknete Feigen und Hülsenfrüchte (wie Lupinen und Linsen), Oliven und Käse; auch den gewöhnlichen Landwein, den

die Bauern direct auf den Markt fuhren und gleich vom Wagen herunter amphorenweise verzapften, während die fremden Weinsorten, namentlich der Chier, hoch im Preise standen.

Von zubereiteten Lebensmitteln, die auf dem Markt zum Verkauf kamen, mögen neben dem als vorzüglich gepriesenen Brot, bei dem auch strenge polizeiliche Controle hinsichtlich der Einhaltung der Preis- und Gewichtstaxe ausgeübt wurde, einmal die Würste genannt sein, welche der Metzger auf seiner Fleischerbank vor aller Augen zu bereiten pflegte, und zum andern die warmen Breie von Hülsenfrüchten, welche alte zanksüchtige Weiber für die geringen Leute feilhielten.

Besonders bezeichnend ist es aber für den athenischen Markt, daß nicht bloß Hökereigeschäfte mit Lebensmitteln aller Art getrieben wurden, sondern daß daneben ein permanenter Bazar von Waaren und Industrieartikeln bestand. Wolle, Leder, Felle, alle möglichen Geräthschaften und Haushaltungsgegenstände, Thongeschirre, Spielwaaren (wie kleine bemalte Thonfiguren), Metallwaaren, Kleider — all das und noch vieles andere, was aufzuzählen ermüden würde, finden wir hier feilgehalten. Nur ein paar besonders eigenartige „Kaufringe" mögen aus der großen Zahl vorgeführt werden: die der Parfümeriehändler, der Quacksalber und der Buchhändler.

Eine unglaubliche Anziehungskraft übten auf die ganze vornehme und elegante junge Welt die Stände der Parfümeriehändler aus. Stundenlang saßen und standen die feinen Herrchen hier zusammen und verschwendeten Unsummen für wohlriechende Oele und Salben.

Die Quacksalber boten für die am meisten verbreiteten Krankheiten ihre Heilmittel an, deren sofortige und untrügliche Wirkung sie anzupreisen wußten; daneben handelten sie mit Droguen aller Art; auch Zauberringe, Brennspiegel und sonstige Raritäten fand man bei ihnen.

Die Buchhändler, deren Stand auf dem erhöhten Raum neben den Bronzebildern der beiden von der Demokratie hochgefeierten Tyrannenmörder sich befand, vereinten an ihren Tischen den Theil des Publikums, der sich für Litteratur interessirte; und

es kam wol vor, daß der Händler jüngste litterarische Erscheinungen durch eigenes Vorlesen zur allgemeinen Kenntniß brachte.

Eine wichtige, ja ganz unentbehrliche Gattung von Waaren ist schließlich die menschliche gewesen, daß heißt die Sklaven, auf besonderen Gerüsten halb oder ganz nackt zur Besichtigung und Prüfung für die Kauflustigen ausgestellt. An den Neumondtagen namentlich wurden sie massenhaft auf den Markt gebracht, und man fand alsdann alles was man brauchte in großer Auswahl und in jeder Preislage, je nach Alter und körperlicher oder geistiger Tüchtigkeit und Geschicklichkeit — männliche und weibliche Dienstboten, weiße und farbige (sehr häufig waren Negerinnen) und für jeden Dienst geschickte, von dem gemeinsten Mühl- und Bergwerksklaven bis zu den tüchtigsten Industrie- und Fabrikarbeitern herauf.

Alle diese Hökergeschäfte wurden ganz vorwiegend von Männern ausgeübt; wenn hier und da, z. B. beim Verkauf von Brot, Gemüse oder Brei auch weibliches Personal erscheint, heftet sich an dasselbe sofort ein übler Leumund, wie bei dem unausgesetzten unmittelbaren Verkehr mit allen Schichten der männlichen Bevölkerung nach antiken Anschauungen unvermeidlich war. Charakteristisch ist nämlich auch die Sitte, daß die Einkäufe nicht von den Frauen gemacht wurden, die nicht in die Oeffentlichkeit sondern ins Haus gehören, auch nur ausnahmsweise von Sklavinnen, sondern, wie durchaus noch heute im Orient, von den Männern, in älteren Zeiten zumeist persönlich, später auch durch Sklaven. Den Einkauf der Fische behielten sich indeß auch in späteren Zeiten die wohlhabenden Herren immer persönlich vor.

Nur eine Stelle des Marktes war dem andern Geschlecht reservirt, der sogenannte Frauenmarkt, wo weibliche Handarbeiten verkauft wurden. Hierher brachten ab und zu auch unbemittelte Bürgerinnen gleich selbst ihre Spinnereien und Webereien und das war auch wol der Standort der Kranz- und Tänienbinderinnen, ehrbarer aber armer Bürgersfrauen, welche bei der weitverbreiteten Vorliebe der Athener für Kränze durch den Ertrag ihres Geschäftes, das sie mit fleißiger Hand gleich an Ort und

Stelle selbst ausübten, für sich und die Ihren den nöthigen Lebensunterhalt gewannen.

Endlich ist der athenische so wenig wie irgendein größerer hellenischer Marktplatz ohne die Tische der Geldwechsler und Banquiers denkbar, da die Trapeziten zugleich als Vermittler größerer Zahlungen und als Empfänger von Depositen dienten. Auch sonst vollzog man bei ihnen alle möglichen wichtigen Acte, bei denen man die größte Oeffentlichkeit wünschte.

Noch immer aber ist die Fülle der Geschäfte, die auf dem Markte täglich vorgenommen wurden, nicht erschöpft; auch diejenigen Personen, die sich für den Tag oder für einzelne Stunden zu bestimmten Dienstleistungen verdingen wollten, stellten sich hier auf.

Im 4. Jahrhundert nehmen unter diesen Personen einen hervorragenden Platz ein die kunstmäßig ausgebildeten Köche, starkgesuchte und deshalb sehr vornehme Gesellen, die ihr Metier, ohne das ein anständiges Diner einfach unmöglich schien, sich theuer bezahlen ließen. Dann die hübschen Flötenspielerinnen, Sängerinnen und Harfenistinnen, deren Anwesenheit beim fröhlichen Schmause als unentbehrlich galt. Auch um sie hat man sich offenbar gerissen; denn die Stadtpolizei hielt für nöthig ihren Miethpreis amtlich auf zwei Drachmen zu normiren, und wenn ein Wettstreit um dieselbe Künstlerin sich entfachte, selber durch das Los den Glücklichen zu bestimmen, dem sie für den Tag zufallen sollte.

Auf dem Hügel, der an den Markt stieß, hatten ferner die eigentlichen Dienstmänner ihren Standort — arme Kerle, die sich um Lohn für alle möglichen Arbeitsleistungen verdangen. Ebenso stand eine Schar von Laufburschen bereit, die von den Bürgern eingekauften Lebensmittel oder Waaren in das Haus des Käufers zu bringen: eine Sitte, die sich noch lange im modernen Athen erhalten hat.

Zugleich mit den gelernten Köchen erschien auch ein eigentümliches Leihgeschäft auf dem Markte, welches ihnen das für die übernommenen Diners erforderliche Kochgeschirr lieferte. Diesen Platz umstrichen seitdem eifrig die diner-hungrigen Parasiten, um

möglichst früh zu erfahren, wo sie sich für den Tag das beste Mittagsmahl würden erbetteln können. Daneben fanden auch ab und zu private Versteigerungen von Mobiliar und sonstigem Hausgeräth, zeitweilig auch von Sklaven, durch öffentliche Herolde an den Meistbietenden statt, wobei local der sogenannte Kaufstein den Mittelpunkt bildete.

Aufs lebhafteste tritt uns in diesem Bilde athenischen Marktlebens ein ganz charakteristischer Zug entgegen, der stets erneute Scharfsinn, der mit unendlichem Vergnügen tausend Kniffe und Pfiffe ersann, um den Andern im Handel zu betrügen und zu übervortheilen. Beim Mehlverkauf brauchte man falsches Maß; das Verbot, die geschlachteten Seefische nicht mit Wasser zu begießen und so bereits abgestandene Waare als frisch erscheinen zu lassen, wußte man auf die schlaueste Weise zu umgehen; die Krammetsvögel blies der Händler auf, um ihnen ein fetteres Aussehen zu geben; der Wein wurde geschmiert oder mit Wasser verdünnt; in den Obstkörben lagen die schlechten Feigen unten, die guten obenauf; die nach Gewicht verkaufte Wolle wurde angefeuchtet und dadurch schwerer gemacht; die Trödler verstanden, alte Kleider zu färben und wie neue herzurichten u. s. w.

Und nun nehme man noch dazu die Sitte, seine Waare mit lautem Schreien auszurufen und mit Hyperbeln anzupreisen, und vergegenwärtige sich die ganze Erregbarkeit dieses beweglichen Völkchens und die unendlichen Streitigkeiten, die sich aller Enden beim Handeln erheben mußten — und man wird eine Ahnung bekommen von dem unbeschreiblichen Lärm, der diesen Marktbazar erfüllte.

So etwa war das Marktleben der Athener gestaltet, ein Factor, dessen Einfluß auf die Entwickelung von Geist und Charakter des attischen Volkes man ja nicht zu niedrig veranschlagen darf. Und zwar gewann dieser Einfluß im Laufe der Zeiten noch wesentlich an Stärke; zugleich aber trat seine ursprünglich unzweifelhaft förderliche und heilsame Wirkung immer mehr zurück und wurde schließlich in ihr Gegentheil verkehrt.

Schon im 5. Jahrhundert kann ja der Markt als Sammelplatz aller Bürger, auch der tüchtigsten, gelten. So wurde es damals üblich, sich hier mit Freunden und Bekannten zu treffen oder solche, mit denen man etwas besprechen oder ein Geschäft abschließen wollte, hierher zu bestellen. Ja, nicht nur für die Stadt Athen, auch für die gesammten Bauern von Attika diente der Markt als allgemeines Stelldichein. Jede der ländlichen Communen hatte dort einen bestimmten Platz, an dem sich die Angehörigen zusammenfanden, um mit den Genossen gemeinschaftliche Interessen zu besprechen oder Geschäfte, wie sie nur in der Stadt erledigt werden konnten, zu verhandeln. Die Plataier z. B. pflegten sich am letzten Tage eines jeden Monats auf dem Platze, wo frischer Käse verkauft wurde, zu versammeln und die Dekeleier kehrten in der Barbierstube bei den Hermen ein.

Bei einem Volke, dessen Handelssinn so stark entwickelt war und dessen Handelsthätigkeit damals einen so ungeahnten Aufschwung nahm, versteht es sich von selbst, daß zunächst das, was von den Einzelnen der Tag forderte, Handel und Geschäft, besprochen wurde. Aber ebenso ist es selbstverständlich, daß man auch von dem redete, was der besten Bürger Herz und Sinn erfüllte, von dem Wohl und Wehe der Gesammtheit. Bei dem fröhlichen Aufblühen der an die Spitze des Seebundes getretenen Vaterstadt und bei der stetigen innern Entwickelung des Staates, die von hervorragenden Führern in feste Bahnen geleitet wurde, mußte jeder Tag eine Reihe bedeutender Fragen heraufführen, die ernste und eingehende Ueberlegung mit gleichgesinnten Freunden forderten und lohnten.

Und wie nun in dieser wundervollen Periode der geistige Horizont der Athener mit unglaublicher Schnelligkeit sich nach allen Seiten ausweitete, wie man auch auf den bisher nur wenig gepflegten Gebieten der bildenden Kunst, der Poesie und Wissenschaft alles Gute, was man bei den schon weiter fortgeschrittenen Landsleuten draußen vorfand, aufnahm und alsbald selbständig förderte, wurde aus dem urgesunden, aber in strenger Zucht nach der Väter Weise und in engen Bahnen sich

bewegenden „Marathonkämpfer" der rasch fassende, überaus anstellige, für alles empfängliche und alles ergreifende Athener, wie er aus den Schilderungen der alten Komödie und des Thukydides in unserer Vorstellung lebt.

Wer will es ermessen, was alles und wie das einzelne zu dieser rapiden Entwickelung, die in der Geschichte fast beispiellos dasteht, beigetragen? Allein sicher darf man ein bedeutendes und wirkungsvolles Moment gerade in dem lebhaften Gedankenaustausch nicht verkennen, wie er unter den Bürgern bei der geschilderten Oeffentlichkeit des Lebens unausgesetzt stattfand.

Natürlich fehlte es auch schon damals nicht an Leuten, die sich hier Tag für Tag müßig herumtrieben. Aber die öffentliche Stimme brandmarkte diese Tagediebe, und an den eigentlichen „Marktmenschen" (ἀγοραῖος) heftete sich der Ruf, ein dreister Schwätzer und Nichtsnutz zu sein. Ja, für die heranwachsenden Jünglinge galt es geradezu für unschicklich, sich überhaupt auf dem Markte blicken zu lassen; selbst wenn sie einmal thatsächlich gezwungen waren über den Platz hinwegzugehen, thaten sie es nur, wie Isokrates rühmend hervorhebt, mit größter Scheu und Zurückhaltung.

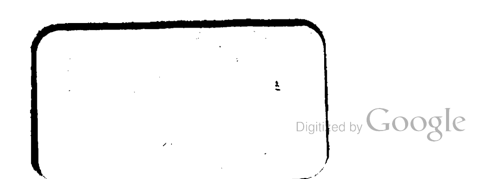
Aber im Laufe der denkwürdigen Entwickelung, die die hellenische Welt in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts durcheilte, änderte sich mit vielen bisher festgehaltenen sittlichen Anschauungen auch hier das Urtheil. Solches ehrbare Vermeiden jeder Berührung der Jugend mit dem Tagestreiben und allen seinen Erregungen fing an für altväterisch zu gelten. In Aristophanes' umgearbeiteter Komödie der „Wolken" lobt der Vertreter der modernen Bildung vielmehr ausdrücklich das jetzt üblich gewordene Verweilen der Jugend auf dem Markt: da lerne sie was sie vor allem bedürfe, reden. Und zweifellos hat der tägliche und andauernde Aufenthalt daselbst zu seinem wesentlichen Theile dazu beigetragen, daß bei den Athenern die brillante Phrase eine gefährliche Macht wurde. Noch verderblicher muß es in aufgeregten Zeiten, wie sie Athen nun erlebte, gewirkt haben, daß die Leidenschaften durch fortwährendes Reden und

gegenseitiges Sichsteigern immer mehr erhitzt wurden und das Leben aus aller Ruhe scheuchten.

Und als dann nach den unmenschlichen Anstrengungen und vernichtenden Schlägen des entsetzlichen Krieges die athenische Großmacht bis in die Tiefe erschöpft zusammensank und die staatlichen Aufgaben sich ganz ins Enge zogen, war mit der frisch aufstrebenden Kraft auch der hohe Schwung vaterländischer Gesinnung in der Menge gebrochen. Selbst als vorübergehend die auswärtige Politik sich wieder günstiger gestaltete und zu einer theilweisen Erneuerung des Seebundes führte, vermochte sich die Bürgerschaft nicht mehr zu dem alten opferfreudigen Patriotismus aufzuraffen. Dauernd zerrissen sie erbitterte Parteispaltungen, und erschlafft und entmuthigt gaben sich viele bequemem Genußleben hin und fanden in kleinstädtischer Vergnüglichkeit volles Behagen. Am wenigsten war bei der hin- und herschwankenden Charakterlosigkeit der Masse an eine thatkräftige Verfolgung großer Ziele zu denken. So trat das städtische Sein mit all seinen kleinen Interessen und Gegensätzen allmählich immer mehr in den Vordergrund und bildete auch den Hauptstoff der Unterhaltung für die Bürger, die den geliebten Markt jetzt als ihr eigentliches Heim betrachteten.

Ja, dieses Marktleben selbst wurde jetzt eine wichtige und alle interessirende Angelegenheit. Schon Mitte des 4. Jahrhunderts konnte ein Redner, der von den verschwenderischen Markteinkäufen gewisser Bürger zu sprechen hatte, ruhig die anwesenden Richter selbst als Zeugen aufrufen; sicher, daß auch sie alle die Marktereignisse durch Autopsie kannten. Und wer sich durch die liebenswürdige Grazie, welche auch dem spätern athenischen Kleinbürger noch treu blieb, nicht verblenden läßt, kann nur auf das tiefste beklagen, daß eine solche Fülle von Witz und Geist in den Nichtigkeiten dieses Treibens mit unermüdlichem Eifer verschwendet wurde.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.


Digitized by Google